STRINDBERGS
WERKE



# DIE ENTWICKLUNG EINER SEELE



STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

DIE ENTWICKLUNG EINER SEELE



STRINDBERG 1885
(in der Schweiz)

AUGUST STRINDBERG

# DIE ENTWICKLUNG EINER SEELE

VERDEUTSCHT VON

EMIL SCHERING



1920

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Einzige vom Dichter und seinen Erben autorisierte deutsche Ausgabe

19. bis 23. Tausend.

# VORWORT

Dieses Buch ist 1886 verfasst; hat seitdem im Manuskript gelegen und ist bisher nicht im Druck erschienen, mit Ausnahme einiger Kapitel. Es gehört also dem längst Vergangenen an, bildet nur eine Periode im Leben des Dichters, ist ein Dokument, gelegt zu den Akten, und muss als solches beurteilt werden. Es sind keine Memoiren oder Bekenntnisse, sondern war einst ein Bücherabschluss oder eine Abrechnung. Aber der Titel kann irreführend sein, und um die Entwicklung zu vervollständigen, muss ich dieses Promemoria drucken, das die wichtigsten Arbeiten enthält und die Epochen angibt, in denen sie entstanden sind.

## SIEBZIGER JAHRE

| | |
|---|---|
| DER FRIEDLOSE | Der ausgeführte Einakter. |
| MEISTER OLOF | Die beiden Fassungen. |
| STUDENTENGESCHICHTEN | |
| DAS ROTE ZIMMER | Rückblick auf die siebziger Jahre. |

## ACHTZIGER JAHRE

| | |
|---|---|
| DAS GEHEIMNIS DER GILDE | Leitet die achtziger Jahre ein. |
| FRAU MARGIT<br>GLÜCKSPETER | Setzen das Geheimnis der „Gilde“ fort, nachdem der Dichter Glaube, Hoffnung und Liebe zu Leben und Menschen wiedergewonnen hat. |
| SCHWEDISCHE SCHICKSALE | Im Stil der Romantik, aber mit dem Inhalt und dem Gesichtspunkt der Gegenwart. |
| SATIREN | Kritik des Bestehenden, Verfallenden. |
| SCHLAFWANDLER | Reaktion gegen Atheismus und Deszendenzlehre. Befreiung des Verses vom akademischen „Zählen an den Fingern“. |
| HEIRATEN | Die Ehefrage sachlich behandelt, eigentlich, in der ersten Hälfte, eine Verteidigung und Verherrlichung der Ehe mit Häuslichkeit, Mutter und Kind; in der zweiten Hälfte Kritik. |
| SCHWEIZER NOVELLEN oder | Positive Vorschläge im Geist Saint-Simons; von denen doch die Erzäh- |

| | |
|---|---|
| UTOPIEN IN DER WIRKLICHKEIT | lung „Gewissensqual" („die Friedensnovelle") künstlerischen Wert besitzen soll; die andern dagegen nicht. |
| DIE INSELBAUERN<br>DAS INSELMEER | Befreiung von der Problemlösung; reine Natur- und Volksschilderung; l'art pour l'art, schon 1887, also vor dem Pepita-Attentat und der Wiederkehr der Byronschen Snobschule. |
| DER VATER<br>FRÄULEIN JULIE<br>GLÄUBIGER | Versuche, das Drama in zeitgemässe Form umzubilden. (Der erste Versuch war „Der Friedlose", der ausgeführte Einakter, der 1872 in Stockholm gespielt wurde.) Diese drei Stücke wurden in den Spielplan des Théâtre Libre, des Oeuvre in Paris und der Freien Bühne in Berlin aufgenommen. |
| AM OFFNEN MEER | Nietzsches Philosophie übt Einfluss; aber das Individuum geht unter im Streben nach absolutem Individualismus. Leitet die neunziger Jahre ein: „Übermensch". |

## NEUNZIGER JAHRE

| | |
|---|---|
| DIE SCHLÜSSEL DES HIMMELREICHS | Finsternis, Kummer, Verzweiflung; absolute Skepsis. |
| EINAKTER | Aus dem zynischen Leben. |
| PAUSE BIS 1897 | Aufenthalt im Ausland; Chemie (Antibarbarus); als Student bei der Sorbonne eingeschrieben, um für die Analyse des Schwefels le laboratoire des recherches benutzen zu können. |
| INFERNO<br>LEGENDEN<br>NACH DAMASKUS<br>ADVENT | Die grosse Krisis mit fünfzig Jahren; Revolutionen im Seelenleben, Wüstenwanderungen, Verödung, Swedenborgs Höllen und Himmel. Nicht beeinflusst von Huysmans' „En Route", auch nicht von Peladan, der damals dem Verfasser ebenso unbekannt war wie „En Route", sondern auf persönlichen Erlebnissen beruhend. |
| RAUSCH<br>FOLKUNGERSAGE<br>GUSTAV WASA<br>ERICH XIV. | Licht nach der Finsternis: neue Produktion mit neu errungenen Glaube, Hoffnung, Liebe — und voller felsenfester Gewissheit. |
| GUSTAV ADOLF | = Nathan der Weise. |

## DAS NEUE JAHRHUNDERT

| | |
|---|---|
| OSTERN | Die Schule des Leidens. |
| DAMASKUS III | Die Inferno-Wanderung. |
| TOTENTANZ | |
| DIE KRONBRAUT | |
| SCHWANENWEISS | |
| EIN TRAUMSPIEL | Buddhistisches und urchristliches Drama. |
| KÖNIGIN CHRISTINE<br>KARL XII.<br>GUSTAV III. | |
| DIE NACHTIGALL VON WITTENBERG | Versöhnung mit dem Protestantismus, der Befreiung vom heidnischen Rom war und lokale nordgermanische Renaissance brachte. |
| LIEBESLYRIK<br>HEXAMETER | Der Hexameter lebt wieder auf in Naturschilderungen. |
| ENTZWEIT<br>EINSAM | Aus eigenem und fremdem Leben. |
| DIE GOTISCHEN ZIMMER | Rückblick auf das Ende des Jahrhunderts und Einleitung in das neue Jahrhundert. |
| SCHWARZE FAHNEN | Abrechnung mit und Abschied von Deszendenten und Dekadenten. |

| | |
|---|---|
| HISTORISCHE MINIATUREN | |
| SCHWEDISCHE MINIATUREN | |
| EIN BLAUBUCH | Kommentar zu den „Schwarzen Fahnen“ und anderen Werken. |
| KAMMERSPIELE | |
| DER LETZTE RITTER | |
| DER REICHSVERWESER | |
| DER JARL | |
| ABU CASEMS PANTOFFELN | Spielsache für Kinder. |
| WEIHNACHTEN | Lyrische Phantasie für die Bühne. |
| DIE GROSSE LANDSTRASSE | Abschied vom Leben und Selbsteinschätzung. |

Die Entwicklung war also 1886 nicht beendet, begann damals vielleicht erst. Dieses Buch hat also nur ein sekundäres Interesse, da es ein Fragment bildet; und der Leser darf nicht vergessen, dass es vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben ist. Die Persönlichkeit des Verfassers ist mir ebenso fremd geworden, wie sie dem Leser fremd ist — und ebenso unsympathisch. Da sie nicht mehr existiert, fühle ich keine Gemeinschaft mit ihr, und da ich sie selber getötet habe (1897), glaube ich das Recht zu besitzen, diese Vergangenheit als gesühnt und als ausgestrichen aus Dem Grossen Buch zu betrachten.

Oktober 1909

Der Verfasser

(des Gustav Adolf, des Traumspiels u. a. W.)

# DIE ENTWICKLUNG EINER SEELE

1872—1886

## 1.

## Bei den Missvergnügten (1872)

Als Johan nach Stockholm kam, lieh er Geld, um sich ein Zimmer zu mieten, das am nordöstlichen Rande der Stadt in der Nähe des grossen Übungsplatzes liegen sollte. Schon jetzt Eindrucksmensch bis zum Äussersten, wählte er diesen Stadtteil, weil in der Kindheit die Spaziergänge des ersten Mai immer dorthin geführt hatten; und die Grossstrasse besonders hatte etwas von festlicher Stimmung. Auch mündete sie bald in den Tiergarten, und in dem wollte er spazieren gehen. Die Kasernen mit ihren Trommeln und Trompeten hatten etwas Belebendes, und die Nähe der See öffnete freie Aussichten. Dort war es luftig und hell. Wenn er des Morgens seinen Spaziergang machte, konnte er die Wege je nach seiner Stimmung wählen. War er trist und niedergeschlagen,

ging er den schattigen Sirishofsweg; war er heiter, bog er nach der Ebene von Manilla ab, wo die paradiesische Landschaft von Rosendal Genusssucht und Wollust malte; war er verzweifelnd und scheu, zog er auf den offenen Übungsplatz hinaus, auf dem kein Mensch seine Selbstgespräche und seine Gebete zu Gott störte. Oft, wenn sich seine Seele in Tumult befand, konnte er lange am Kreuzweg oberhalb der Tiergartenbrücke stehen bleiben, um sich zu entschliessen, welchen Weg er wählen solle. Dann riss es an ihm, als zögen ihn viele Mächte nach verschiedenen Richtungen.

Sein Zimmer war recht dürftig und hatte keine Aussicht. Es roch nach Armut wie das ganze Haus, dessen einzige Standesperson der Hausverwalter war, ein Schutzmann.

Er begann seine Tätigkeit damit, dass er malte; und zwar aus dem Bedürfnis, seine zerfliessenden Gefühle Form annehmen zu sehen; vielleicht auch, um sie auf eine handgreifliche Art auszudrücken, denn die kleinen feinen Buchstaben lagen tot auf dem Papier und konnten nicht so offen und mit einem Schlage ihn sich selber zeigen. Er dachte nicht daran, Maler zu werden, im Kunstverein auszustellen, Gemälde zu verkaufen. An die Staffelei treten, war für ihn sich hinstellen und singen.

Gleichzeitig knüpfte er wieder die Bekanntschaft mit seinem Freund, dem Bildhauer, an. Der führte ihn in einen Kreis junger Maler, die alle mit der Akademie und den veralteten Methoden unzufrieden waren, weil die ihnen nicht mehr genügten oder die dunkeln Halbträume der Zeit nicht auszudrücken vermochten. Um diese Zeit nämlich hatte Wahlberg den Idealismus der Düsseldorfer Schule verlassen und war zur Stim-

mungsmalerei der Nachromantik übergegangen, wie sie in Paris von Corot und Rousseau vertreten wurde. Es war ein Übergangsstadium und eigentlich ein Anachronismus, weil Corot erst nach seinem Tode Anhänger gewann; dadurch trat ein Rückschlag in der realistischen Richtung ein. Diese jungen Maler waren vollständige Nachromantiker, nur in dem Punkt nicht, dass sie die Wahrheit in der Farbe suchten. Hätten sie nicht die moderne Technik gehabt, wären sie Schüler von Fahlcrantz gewesen. Sie behielten noch den Bohemetypus bei; denn so spät kamen die grossen Wellen der Zeit an die entfernten Küsten des Nordens. Sie trugen langes Haar, Schlapphüte, grelle Halsbinden und lebten wie die Vögel unter dem Himmel. Sie lasen und zitierten Byron und träumten von Bildern in so grossem Format, dass noch kein Atelier gebaut war, in dem sie Platz finden konnten. Ein Bildhauer hatte mit einem Norweger ausgemacht, sie wollten aus dem Dovrefelsen den Dovrealten aushauen; ein Maler wollte das Meer malen, nur das ebene Meer, aber mit einem so grossen Horizont, dass man die Rundung der Erde sehen konnte, also die Wasserlinie in einer konvexen Kurve lief.

Das machte Eindruck auf Johan. Man musste sein Inneres malen, nicht Stöcke und Steine abzeichnen, die ja an sich bedeutungslos waren und nur dadurch, dass sie durch den Schmelzofen des wahrnehmenden und empfindenden Subjektes gingen, eine Form erhalten konnten. Darum wurde nicht draussen studiert, sondern man malte zu Haus aus der Erinnerung und mit der Phantasie. Johan malte immer das Meer, mit der Küste im Vordergrund; knorrige Kiefern, einige nackte Schären weiter draussen, eine weissgestrichene

Bake, ein Seezeichen. Die Luft war meist trübe, mit einer schwachen oder starken Lichtöffnung am Horizont; Sonnenuntergang oder Mondschein; niemals klares Tageslicht.

Aber aus diesem Traumleben erwachte Johan bald; teils weckte ihn der Hunger, teils erinnerte er sich an die Wirklichkeit, die er ja aufgesucht hatte, um sich vor den Träumen zu retten.

Wie hatte sich die Wirklichkeit der schwedischen Zeitgenossen ausgebildet während der Jahre, in denen sich Johan mit Thorwaldsens Nahrungssorgen und der Eroberung von Hellas beschäftigt hatte? Durch das Wahlgesetz von 1865 war der Bauernstand in die neuen Kammern eingedrungen, hatte dort mit einem Programm die Mehrheit gebildet und sich als politische Partei konstituiert. Man hat unbedacht den Bauern den Charakter einer Partei versagen wollen und deren Wert zu verringern geglaubt, indem man sie eine Fraktion genannt hat. Die Bauern waren eine homogene Fraktion der Bevölkerung, sie waren beinahe die Nation, und darum lag etwas sehr Berechtigtes darin, dass diese natürliche Gruppe sich zu einer Partei organisierte, deren Interessen von grösster Wichtigkeit für das ganze Land waren. In einer Partei sieht man gewöhnlich entweder die Vereinigung privater Interessen, die dem Land nicht nur nicht nützen, sondern eher dessen Fortschritt entgegenwirken; oder theoretisierende Gesinnungsgenossen bilden eine Gesellschaft, um ihre Ansicht durchzusetzen. Ein Beispiel für eine Partei, die keine Fraktion ist, ist die Intelligenzpartei, die dafür arbeitet, ihre Ämter und ihre Machtstellung beizubehalten und ihre Einfälle durchzusetzen.

Während sich die Bauernpartei 1867 noch erst bildete, war sie als demokratische Partei aufge-

treten und hatte ein Programm aufgestellt, das nur das Korollarium der Parlamentsreform war oder diese ins Werk setzte. Der Adel war als allein berechtigter Stand abgeschafft; aber die alten wirtschaftlichen Vorrechte der Feudalgewalt (denn es hat wirklich eine solche in Schweden gegeben) blieben bestehen. Solch ein Vorrecht war Steuerfreiheit oder Steuerermässigung für das Allod. Die Bauern, die meistens „nicht privilegierten“ Boden besassen, verlangten, dass die Steuern gleichmässig verteilt würden; und das war nicht mehr als billig. Da aber schrie man über Egoismus, als ob nicht jede Bestrebung egoistisch wäre. Die Gefahr in diesem Fall war doch nicht so gross, denn der Egoismus der Bauern war berechtigt, weil er der Mehrheit und dem ganzen Land nützte. Der Stand der Kaufleute hätte am allerwenigsten über Egoismus schreien sollen; zahlten die Bauern weniger Steuer, so konnten sie um so mehr kaufen; davon hatte also auch die Industrie ihren Nutzen.

Die Partei hatte auch andere demokratische Reformen auf ihrem Programm: Umbildung des Schulwesens, „prinzipielle“ Anerkennung des Freihandels, Sparsamkeit im Staatshaushalt, Vereinfachung der Verwaltung, Verbesserung der Rechtspflege, ausgedehntes Stimmrecht bei Gemeindewahlen und dergleichen mehr. Es war also damals durchaus keine reaktionäre Partei.

Aber nicht zufrieden mit halben Massregeln, benutzten die „immer Missvergnügten“ die Gelegenheit, als die Gemüter warm waren, und bildeten die Gesellschaft der „Neuliberalen“. Deren Programm wurde 1868 aufgestellt und in Druck gegeben durch zwei vortreffliche Broschüren: „Was wollen die Neuliberalen“ (von Hultgren)

und „Was erwartet das Volk von der neuen Vertretung“ (von Hedin). Das Programm der neuliberalen Partei, wie es in Hultgrens Broschüre aufgestellt wurde, ist eine musterhafte Arbeit. Es enthält alle Vorschläge der Umwandlung, die nacheinander durchgeführt werden sollten, ehe die neuen Programme der Sozialisten hervortraten. Da wurden Vorschläge gemacht, die der Zeit gemäss und möglich waren, und zwar in richtiger Reihenfolge, nicht alle auf einmal. Die Gefahr der heutigen Reformarbeit ist, dass die Vorschläge ohne Reihenfolge niederhageln; der eine kommt hinterher, während er vorher kommen sollte, und umgekehrt; so wirft man die Frauenfrage auf, ehe man die alte Patriarchatgesellschaft ausrangiert hat; lässt die Frau auf den Arbeitsmarkt des Mannes, ehe man den Mann von den Pflichten der Ehe und der Vaterschaft befreit; will die Mädchen in die Knabenschulen aufnehmen, ehe man diese Schulen umgeschaffen hat.

Das Richtigste im Programm der Partei war, dass sie die Theorien verwirklichen wollte, die der Reform innewohnten. Man hatte bereits 1864 kommunale Selbstregierung auf dem Papier. Die Kreistage, die den Keim zur Dezentralisation enthielten, waren durch das Veto des Landeshauptmanns eine Art Regierungsbureaus geworden. Die Neuliberalen verlangten, dass die Kreistage frei und das kommunale Stimmrecht erweitert würde. Aber sie verlangten auch allgemeines Stimmrecht für die Kammern, die Abschaffung der Ritterorden, Beschränkung der Königsmacht innerhalb der wichtigen wirtschaftlichen Gesetzgebung, Abschaffung der Landeshauptleute, Einziehung der Ämter des Präsidenten, Bischofs und Generaldirektors, Trennung von Staat und Kirche, Ein-

führung der Zivilehe, Ersatz der Volksschule durch die beiden unteren Klassen der Elementarschulen, Umbildung des Unterrichts, Änderung der Landesverteidigung nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht und so weiter.

Hier war alles, was damals verlangt werden konnte, und noch mehr. Hätte man daran festgehalten und in Eintracht gearbeitet, das Programm Schritt vor Schritt auszuführen, hätte man mehr gewonnen als mit allen diesen Sprüngen, die man in die Zukunft machen wollte. Aber der Mensch ist etwas Phantast und kann nicht handeln, darum hält er die Reformen für fertig, wenn sie zu Ende besprochen sind. Dass die Dichter voraus liefen, böse über die niemals verwirklichten Pläne, war natürlich, und sie haben ja das Recht, sich in Phantasien zu bewegen; dass aber die Politiker so bald nachliessen, war tadelnswerter, wenn sie etwas gegen die Ohnmacht vermochten, die alle überfiel, als sie einen Stillstand sahen, der mit Rückschritt endete. Hedins Kommentare zu dem Programm waren vernichtend, und sie können und müssen auch noch heute (1886) von dem gelesen werden, der sehen will, wie weit es mit dem schwedischen Fortschritt zurückgegangen war. Die Briefe enden mit einem kühnen Satz, der jetzt vielleicht gerichtlich verfolgt oder von den Schlauköpfen, die den Stein der Weisen in der Tasche zu haben glauben, für wahnwitzig gehalten werden würde. „Wir sind also einig, dass la monarchie c'est une affaire de la liste civile. Die Frage ist dann nur die, ob man die Mittel hat, sich die Befriedigung dieser romantisch-politischen Phantasie zu leisten."

Von all dem hatte Johan keinen Begriff. Er wusste nur, dass die Bauern zur Macht gekommen

waren, dass sie Bürgerschaft und Beamten den Krieg erklärt, und dass man sie auf der Universität Upsala hasste. Und jetzt wollte er selber in die Reihen der Kämpfenden eintreten und die alte Gesellschaft angreifen. Die einzigen Kenntnisse, die er dafür in Upsala erworben, war die geringe Staatskunde, die er studiert hatte. Was half hier Astronomie, Philologie, Ästhetik und Latein und Chemie. Die Grundgesetze und Gemeindeverfassungen des Landes kannte er, aber von Volkswirtschaft, Finanzwesen, Rechtskunde wusste er nichts.

Als er sich jetzt eine geeignete Zeitung für seine Tätigkeit suchte, fiel es ihm nicht ein, seine alten Beziehungen zum „Abendblatt" zu benutzen, sondern er wandte sich an eine neue Abendzeitung, die für radikal galt und von der „Neuliberalen Gesellschaft" ausging. Der Redakteur hatte Empfang im Café La Croix, und dort wurde Johan in den Kreis der Zeitungsleute eingeführt.

Er fühlte sich fremd unter ihnen. Sie dachten nicht wie er, schienen ungebildet zu sein, was sie auch wirklich waren; klatschten mehr, als dass sie von wichtigen Ereignissen sprachen. Sie beschäftigten sich allerdings mit der Wirklichkeit, aber die kleine Neuigkeit des Tages war ihnen mehr als die grosse Frage der Zeit. Sie sagten Phrasen und schienen die Stoffe, über die sie schrieben, nicht zu beherrschen. Johan war, gegen seinen Willen, zu sehr Universitätsaristokrat, um mit diesen Demokraten sympathisieren zu können, die ihre Laufbahn nicht gewählt hatten, sondern, wie die meisten, dorthin verschlagen waren. Die Luft war für seinen idealistischen Sinn erstickend, und er kam nicht mehr zum Empfang, nachdem er

sein Anliegen ausgerichtet hatte und aufgefordert war, für die Zeitung zu schreiben.

So debutierte er als Kunstkritiker. Es handelte sich um Winges „Tor mit den Riesen“ und um Rosens „Erich XIV. und Karin Monsdotter“. Der junge Kritiker wollte natürlich seine Kenntnisse zeigen und hatte diese nur aus Kollegien und Büchern geholt. Darum wurde die Kritik über Winge ein Loblied. Der Stoff, der nordisch und in grossem Stil gehalten war, machte den Gegenstand der Betrachtung aus. Die Maler billigten das aber durchaus nicht; die wollten, man solle nur darauf sehen, wie das Bild gemalt sei. An Rosens „Erich XIV.“ legte Johan seinen monomanistischen Gesichtspunkt „aristokratisch oder demokratisch“ an und tadelte die ungerechte Auffassung von Göran Persson, den er in seinem verbrannten Trauerspiel „Erich XIV.“ als einen Hasser des Adels und einen Mann des Volkes hingestellt hatte. Da er von seiner Höhe als viel versprechender Student, Dichter und königlicher Schützling zu der damals weniger geachteten Klasse der Zeitungsschreiber herabgestiegen war, begann er wieder mit den unteren Klassen mitzufühlen.

Nachdem man auf der Redaktion die gelehrten Verzierungen gestrichen, wurden die Artikel gedruckt. Der Redakteur erklärte, sie seien pikant, bat den Verfasser aber, dafür zu sorgen, dass sie flüssiger würden. Er habe noch nicht den Zeitungsstil, die „Phrase“, gefunden, wie der Redakteur sich ausdrückte.

Darauf legte Johan eine Artikelserie an, in der er unter dem Namen „Perspektiv“ Betrachtungen über soziale und wirtschaftliche Fragen anstellte. Er griff die Studiermanie und die Klassenbildung

an, die verderbliche Vielwisserei und die unglückliche Stellung der Studierenden. Da die Arbeiterfrage noch nicht brennend war, wagte er einen Vergleich zu ziehen zwischen den Aussichten, die ein Studierter und ein Arbeiter im Leben haben. Da fand er denn das Los des Arbeiters glücklicher, weil sich der bei guter Gesundheit mit achtzehn Jahren versorgen und mit einigen zwanzig verheiraten kann, während der Studierte nicht früher als mit dreissig Jahren an Auskommen und Heirat zu denken vermag. Als Heilmittel empfahl er, die Abiturientenprüfung abzuschaffen, wie es schon Jaabæk in Norwegen getan; ferner, die Universität nach der Hauptstadt zu verlegen, damit die Studenten Gelegenheit finden, während der Studienzeit etwas zu verdienen; als Beispiel aus der Gegenwart führte er die Studenten von Athen an, die neben den Studien ein Handwerk treiben. Das alles war ihm schon 1872 klar, und doch wurden seine Darstellungen auf diesem Gebiet zwölf Jahre später als Einfälle des Augenblicks aufgefasst.

Gleichzeitig kam er bei einer neuen kleinen illustrierten Zeitung für Damen an und schrieb Biographien und Novellen. Die Damen waren sehr liebenswürdig, liessen ihn aber tüchtig arbeiten und schickten ihn auch in Geschäften aus. Wenn er einige Tage damit zugebracht, Besuche zu machen, ein Verlagsmagazin zu durchstöbern, die Romane der Biographierten (in drei, vier Teilen) zu lesen, Untersuchungen in der Bibliothek anzustellen, zur Druckerei zu laufen, und schliesslich sorgfältig seine Spalten niedergeschrieben hatte, indem er die betreffende Person in die Beleuchtung ihrer Zeit setzte, ihre Geschichte analysierte, so erhielt er für die ganze Arbeit fünfzehn Kronen.

Er rechnete aus, dass das für die Stunde weniger war, als ein Dienstmann verdiente.

Die Arbeit des Literaten gab ein hartes Brot, und dass alle andern Literaten es ebenso hart gehabt haben, verbessert die Sache nicht. Der Beruf wurde auch wenig geschätzt, und Johan fühlte, dass er an sozialem Ansehen unter den Brüdern stand, unter seinen Freunden den Kaufleuten, unter den Schauspielern, ja unter den Volksschullehrern.

Die Literaten führten eine unterirdische Existenz. Sie hatten keinen Namen, aber sie schrieben „wir" und sprachen, als seien sie von Gott eingesetzt; sie hatten Wohl oder Wehe der Menschen in ihrer Hand, da der Kampf ums Dasein, jetzt zivilisiert, mit dem sozialen Ansehen geführt wurde. Wie hatte die Gesellschaft solch eine furchtbare Macht Freischaren überlassen können, und noch dazu ohne Garantien? Ja, aber welche Sicherheit hatte man denn, dass die Gesetzgeber im Reichstag, im Ministerium, auf dem Thron Fähigkeit und Einsicht besassen? Gar keine! Das Spiel war also gleich. Doch gab es zwei Klassen von Zeitungen: die die Gesellschaft mit ihren Gebrechen erhalten wollten, die konservativen, und die die immer mangelhafte Gesellschaft verbessern wollten, die liberalen. Die ersten genossen ein gewisses Ansehen, die letzten dagegen keins. Johan ging aus Instinkt mit den letzten, und er fühlte, wie er beinahe als ehrlos behandelt wurde. Liberaler Zeitungsmann und Skandalschreiber war ungefähr eins. Im Elternhaus hatte er den altherbrachten Satz gehört: „Niemand sei ein ehrlicher Kerl, der nicht im „Vaterland" gestanden habe." Auf der Strasse hatte man ihm einen Banditentypus mit heruntergezogenem Hut und einem Messerstich zwischen den Augen gezeigt und ge-

sagt: dort geht Literat X. Im Café La Croix war ihm unter den neuen Kollegen übel zu Mut gewesen, er wusste nicht warum, und doch wählte er deren nicht sehr geachteten Kreis. Wählte? Man wählt seine Triebe nicht, und es ist keine Tugend, Demokrat zu sein, wenn man die Oberklasse hasst und keine Lust hat, mit ihr zu gehen.

Seinen Verkehr suchte er dagegen unter den Künstlern. Das war eine seltsame Welt. Es war so viel Natur bei diesen Menschen, die sich mit der Kunst beschäftigten. Sie kleideten sich schlecht, wohnten in Schlafstellen — einer von ihnen hauste mit einem Hausknecht im selben Zimmer — assen alles, was ihnen in die Hand kam; sie konnten kaum lesen, und Rechtschreibung war ihnen unbekannt; aber doch sprachen sie wie Gebildete, ja, sie hatten selbständige Gesichtspunkte und dachten zuweilen scharf, nie von Dogmen belästigt. Der eine hatte vor vier Jahren Gänse gehütet, ein anderer hatte den Schmiedehammer geführt, ein dritter war als Bauernknecht hinter dem Mistwagen hergegangen, ein vierter war Gardist gewesen. Sie assen mit dem Messer und wischten sich den Mund mit dem Ärmel, hatten keine Taschentücher und gingen im Winter im blossen Rock. Dennoch fühlte sich Johan bei ihnen zu Hause, trotzdem er die letzten Jahre nur mit wohlhabenden und gebildeten Jünglingen verkehrt hatte. Nicht etwa, weil er ihnen überlegen war, denn das hätten sie nicht anerkannt; und es hatte keinen Zweck, ihnen mit Büchern zu kommen, denn sie nahmen keine Autorität an. Jetzt erwachte sein Zweifel an den Büchern, wenigstens den Lehrbüchern, und er fürchtete sogar, dass die alten Bücher der Gedankenarbeit eines modernen Menschen geschadet hätten. Und dieser

Zweifel wurde volle Gewissheit, als er einen von der Gesellschaft traf, der von allen für ein Genie gehalten wurde.

Es war ein dreissigjähriger Maler, der Bauernknecht gewesen, aber an die Akademie gekommen war, um Künstler zu werden. Nachdem er einige Jahre in der Malerklasse zugebracht hatte, fand er, dass ihm die Kunst als Ausdrucksmittel für seine Gedanken nicht genüge. Er lebte jetzt von nichts und beschäftigte sich damit, dass er über die grossen Fragen der Zeit nachdachte. In der Volksschule schlecht gebildet, hatte er sich über die neuesten Bücher hergemacht, also dort begonnen, wo Johan aufgehört; er hatte also einen Vorsprung. Zwischen Johan und ihm war derselbe Unterschied wie zwischen einem Mathematiker und einem Steuermann. Der erste konnte die Logarithmen ausrechnen, aber der zweite konnte sie beim Manövrieren anwenden. Mons war jedoch auch kritisch veranlagt und nahm die Bücher nicht in gutem Glauben hin, sondern kritisierte sie; er hatte kein Schema, nach dem sein Gehirn dachte, kein fertiges System, an das seine Gedanken gebunden waren; er dachte frei, suchte, sichtete und behielt nur, was er vollwichtig fand. Freier von Leidenschaften als Johan, konnte er rücksichtslos Schlussfolgerungen ziehen, auch wenn sie seinen Wünschen und Interessen entgegenliefen, natürlich wie immer mit Einschränkungen. Dazu war er klug, und musste es sein, um sich aus tiefer Unterklasse emporzuarbeiten; deshalb wusste er auch solche Schlussfolgerungen, die, laut und an unrechter Stelle ausgesprochen, ihm schaden konnten, zu verschweigen.

Als literarischen Ratgeber hatte er einen Telegraphenassistenten zur Seite, dessen Kenntnisse

er besser anzuwenden wusste als ihr eigener Besitzer. Der hatte keinen so lebhaften Geist, trotzdem er durch seine Sprachkenntnisse die Schlüssel zur Literatur der drei grossen Kulturländer besass. Leidenschaftslos und bewusst, seine Triebe stark beherrschend, stand dieser dagegen über und ausser dem Ganzen, betrachtete lächelnd das freie Spiel der Gedanken; wie ein Kunstwerk sah er es an, genoss es, aber mit der Überzeugung, es sei schliesslich doch nur eine Illusion.

Mit diesen beiden hatte Johan seine friedlichen Strässe. Mons konnte er hinreissen, wenn er seine Pläne von dem Menschen und der Gesellschaft der Zukunft entwarf. Hatte er dann aber durch Bilder und Gemälde voll Leidenschaft und Phantasie seinen Zuhörer ziemlich weit gebracht, so holte der seine Lupe hervor und sah sofort den Riss, an dem er das Messer ansetzen konnte, und schnitt zu. Dann wurde Johan ungeduldig und stiess ihn von sich.

— Du bist so kleinlich, sagte er, und hakst immer in eine Einzelheit ein.

Dann aber stellte sich zuweilen heraus, dass diese Einzelheit die Voraussetzung war, bei deren Ausscheidung die ganze feine Schlussfolgerung zusammenstürzte. Johan war immer der Dichter, und hätte er unbehindert auf diesem Weg vorwärts gehen können, er wäre vielleicht weit gekommen. Der Dichter darf bis zum Punkt sprechen, wie der Priester, und das ist eine angenehme Situation. Er stürzt darauf los, ohne unterbrochen zu werden, und daher kann er überreden, wenn nicht überzeugen.

Durch diese beiden Ungelehrten lernte Johan eine Philosophie kennen, die Upsala nicht kannte. Im Lauf des Gesprächs beriefen sich die Gegner

oft auf eine unbekannte Autorität, die sie Buckle nannten. Johan wies eine Autorität zurück, die ihm auf der Universität nicht vorgestellt war. Aber der Name kehrte wieder und verfolgte ihn, bis er schliesslich bat, ihm das Buch zu leihen. Er erhielt es.

Die Lektüre hatte eine solche Wirkung, dass Johan die Bekanntschaft mit Buckle als eine Propyläe zu seinem bewussten Leben hinstellen wollte. Das war die nackte klare Wahrheit. So sollte es sein und so war es. Der Mensch gehorchte den Naturgesetzen wie alle andern organischen Wesen; alle sogenannten geistigen Eigenschaften hatten schliesslich eine materielle Unterlage, und die chemische Verwandtschaft war ebenso geistig wie die Sympathie der Seelen. Die ganze spekulative Philosophie, die von innen Gesetze aufstellen wollte, war bloss eine bessere Theologie, und, was schlimmer war, eine Inquisition, welche die reiche Mannigfaltigkeit des Weltprozesses in persönliche Systeme zwingen wollte. Kein System, war Buckles Losung. Der Zweifel ist der Gewissheit Anfang, der Zweifel ist Untersuchung, und nur der Zweifel hat den Geist weiter gebracht. Die Wahrheit, die man sucht, ist nur die Entdeckung der Gesetze, die der Natur innewohnen. Wissen ist das Höchste, Sittlichkeit nur eine zufällige Art des Benehmens, die von den Uebereinkommen der einzelnen Gesellschaft abhängt. Allein die Erkenntnis kann die Menschheit glücklich machen, und die Einfältigen oder Unwissenden tun nur Schaden mit ihrer Sittlichkeit, ihrer Wohltätigkeit, ihrem Schutz; jedenfalls nützen sie nicht.

Dann kamen die Konsequenzen. Die himmlische Liebe, deren Ergebnis die Ehe ist, ist für dieses

ihr Ergebnis an solch äussere Verhältnisse gebunden, wie es die Brotpreise sind; der Selbstmord ist von den Arbeitslöhnen abhängig; die Religionen von den Naturszenerien, dem Klima, der Bodenart.

Der Geist war vorbereitet, die neuen Lehren zu empfangen, und sie hielten ihren Einzug. Johan hatte immer festen Fuss auf der Erde zu fassen gesucht, und weder die Ballonfahrten der Poesie noch die Irrlichter der deutschen Philosophie hatten einen aufrichtigen Freund in ihm gehabt. In Verzweiflung hatte er über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gesessen und sich gefragt, ob er dumm oder ob Kant zerfahren sei. Erstaunt war er gewesen, als er die Geschichte der Philosophie las und sah, wie jeder Philosoph auf sein System als die Wahrheit hinwies, und wie alle einander widersprachen. Jetzt wurde ihm klar, dass die Idealisten, die ihre dunkeln Wahrnehmungen mit den klaren die Wirklichkeit abspiegelnden Vorstellungen verwechseln, nur Wilde oder Kinder sind; und dass die Sensualisten, die klar wahrzunehmen vermögen, die am höchsten entwickelten organischen Wesen sind. Die Poeten und Philosophen waren wache Träumer, und die Religiösen, die in beständiger Furcht vor dem Unbekannten lebten, waren wie die Tiere im Walde, sie fuhren zusammen, wenn es in den Büschen raschelte; oder wie die Urmenschen, die dem Donner opferten, statt einen Blitzableiter anzubringen.

So bekam er Waffen in die Hand gegen die alten Bücher und gegen die dem Schutzgeist dienende Schule und Universität. Buckle selber war der Schule entlaufen, war nie Student gewesen und hasste die Universität. Als er auf Locke

zu sprechen kommt, bricht er in die Worte aus: „Lebte dieser tiefe Denker heute, welchen Krieg würde er gegen unsere grossen Universitäten und öffentlichen Schulen führen, auf denen noch unzählige Dinge gelehrt werden, die niemand zu wissen braucht und die wenige im Gedächtnis behalten können." Upsala also hatte unrecht gehabt, und Johan recht. Er wusste, dass es „unwissende Gelehrte" gab, und dass die Unbildung der Professoren der Philosophie die Ursache war, dass sie weiter nichts lehren konnten als deutsche Philosophie. Die englische kannten sie nicht, ebensowenig wie die französische, weil sie nur Latein und Deutsch konnten. So kam Buckles „Geschichte der Zivilisation in England", obwohl schon 1857 geschrieben, erst 1871/72 nach Schweden. Und auch dann war der Boden für die Saat noch nicht bereitet. Die gelehrte Kritik lehnte Buckle ab, und die Saat fiel nur in junge Köpfe, die hatten aber kein Wort mitzusprechen.

„Keine Literatur, sagte der Verfasser selbst, kann jemals einem Volk nützen, wenn es nicht darauf vorbereitet ist, sie aufzunehmen." So war es mit Buckle und seinem Werk, das vor Darwins (1858) erschien und alle Konsequenzen des Darwinschen enthält. Das zeigt, dass die Entwicklung in der Welt des Geistes nicht so streng gebunden ist, wie man geglaubt hat. Buckle kennt auch nicht Mill und Spencer, deren Gedanken jetzt (1886) die Welt beherrschen, aber er sagte das meiste von dem, was jene dann gesagt haben.

Wenn nun Johan einen Charakter gehabt hätte, das heisst von der einzigen stillen Leidenschaft, ein Ziel zu erreichen, beherrscht gewesen wäre, hätte er Buckle für seinen Zweck benutzt, ausgesucht, was dafür sprach, und beiseite gelassen, was da-

gegen. Aber seine Seele war die eines Wahrheitsuchers; er bebte nicht vor dem Abgrund der Widersprüche zurück, zumal Buckle niemals behauptet hat, die Wahrheit gefunden zu haben; denn die Wahrheit ist etwas Relatives und kann auf beiden Seiten liegen. Zweifel, Kritik, Untersuchung ist die Hauptsache; das allein ist von Nutzen, denn es gibt Freiheit; Predigt, Programm, Gewissheit, System ist Unfreiheit, denn es ist Dummheit. Man kann aber kein folgerichtiger Zweifler sein, wenn man von „bis zur völligen Evidenz bewiesenen" Wahrheiten vollsteckt, und wenn Klassenleidenschaften, Nahrungssorgen, Stellungskampf das Urteil irre machen.

Er wurde ruhig, als er lernte, dass all das Verkehrte, das in der Welt vorhanden, infolge gesetzmässiger Notwendigkeit verkehrt ist. Aber er wollte rasend werden, als er dahinter kam, dass es mit Gesellschaft, Religion und Moral schief steht. Er wollte seine Gegner verstehen und ihnen verzeihen lernen, da sie wie er unfrei in ihrem Handeln waren, aber er musste sie aus Pflicht erwürgen, da sie die Entwicklung zum allgemeinen Glück aufhielten: das war das grösste Verbrechen. Aber es gab ja keine Verbrecher: wie sollte er dem Verbrechen beikommen?

Er jubelte in seiner Seele, dass die Irrtümer jetzt entdeckt seien; aber er wurde bis zur Verzweiflung niedergedrückt, als er einsah, dass die Entdeckung zu früh gekommen. Auf viele Jahre hinaus war nichts zu machen. Die Entwicklung ging nicht schnell, und sie musste langsam gehen. Er musste sich also auf der Rhede vor Anker legen und die Flut abwarten. Aber das Warten dauerte zu lange; er hörte innere Mahnungen, die ihn zum Sprechen aufforderten, denn ohne

dass jemand aufklärte, konnten sich die Ansichten ja nicht ändern. Ja, aber eine Aufklärung, die zu früh kam, konnte nichts nützen. So wurde er hin und her geworfen.

Alles kam ihm jetzt so alt und antiquarisch vor, dass er keine Zeitung lesen konnte, ohne in Zuckungen zu geraten. Die arbeiteten nur für den Augenblick, an die Zukunft dachten sie nicht.

Sein philosophischer Freund tröstete und beruhigte ihn, unter anderm mit La Bruyères Sentenz:

— Ärgere dich nicht darüber, dass die Menschen dumm und boshaft sind; sonst musst du dich auch über den Stein ärgern, dass er fällt; beide sind denselben Gesetzen unterworfen: dumm zu sein und zu fallen.

— Ja, das kann man wohl sagen, aber ein Vogel sein und in einer Grube leben! Luft, Licht, ich kann nicht atmen, nicht sehen! Ich sterbe an Erstickung!

— Schreib, sagte der Freund.

— Ja, aber was?

Wo sollte er anfangen? Buckle hatte ja alles geschrieben, und doch war es wie ungeschrieben! Das Schlimmste war, dass er sich kraftlos fühlte. Sein Ehrgeiz war bisher mässig gewesen. An der Spitze zu gehen, Chef zu sein, Sieger zu werden: das schwebte ihm nicht vor. Wie ein einfacher Pionier mit der Axt vorangehen, Bäume fällen, Dickicht ausroden, um dann die andern Brücken und Schanzen bauen lassen, das schien ihm das Richtige zu sein. Grosser Ehrgeiz ist oft nur ein Ausdruck von grosser Kraft. Johan war mässig ehrgeizig, weil er jetzt nur mässige Kräfte fühlte. Früher, als er jung und stark war, hatte er sich mehr zugetraut. Er war ein Fanatiker,

das heisst, sein Wille wurde von kräftiger Leidenschaft unterstützt, aber erwachte Einsicht, gesunder Zweifel machten, dass er sich jetzt weniger zutraute. Die Arbeit, die vor ihm lag, nahm die Form von Bergwänden an, die niedergerissen werden sollten, und er war nicht so einfältig, dass er sich an sie heran wagte.

Jetzt beginnt er mit Gewalt den Zweifel zu bebauen, um sich Geduld zu verschaffen und nicht zu explodieren. Er arbeitet sich sogar in den Zweifel an seiner Aufgabe hinein, und als Rettung nimmt er sich vor, in einem Drama seinen Kampf und seine Zweifel zu schildern. Den Stoff, der schon seit einem halben Jahr skizziert war, nahm er aus der schwedischen Reformationszeit. Und so entstand das Drama, das dann unter dem Namen „Ein Abtrünniger" bekannt wurde.

## 2.

## Ein Abtrünniger
(1872)

Im Frühling sollte die Verbindung Runa ihr Stiftungsfest feiern, und Johan war inständig gebeten worden, nach Upsala zu kommen. Er sagte nein, solange er konnte, denn er empfand ein Entsetzen davor, Orte zu sehen, wo er gelitten hatte; so abhängig war er von dem Milieu, in dem er sich bewegte. Er hatte auch Furcht davor, die alten Kameraden zu treffen; warum, das war ihm nicht ganz klar. Schliesslich liess er sich erweichen, denn es fiel ihm schwer, jemand verdriesslich zu machen, und er fuhr hinüber.

Das Fest sollte den ganzen Tag dauern und in einem Privatzimmer der „Gilde“ stattfinden, das mit Fichtenzweigen und Flaggen geschmückt war. Es sollte nämlich ein nordisches Gastmahl

in grossem Stil werden: mit einem ganzen gebratenen Ferkel, Met aus Hörnern und so weiter. Es begann mit dem Frühstück um zehn Uhr. Darauf sofort Punsch und Festsitzung. Die Festreden kamen Johan hohl vor, und er versuchte sich vergebens in Stimmung zu bringen. Is war dieses Mal zugelassen gegen das Versprechen, sich anständig zu betragen. Aber er konnte seinen kleinstädtischen Neid nicht zurückhalten, sondern begann auf Stockholm loszuhacken und nannte Johan ungebildet. Und da brach es los. Johan machte Universität, Professoren und deutsche Philosophie herunter. Die Kameraden hörten lächelnd zu. Um die Mittagszeit war man schläfrig und legte sich auf die Sofas. Am Abend war das eigentliche Festessen, und dabei wurde nicht mehr über Poesie gesprochen. Man ass und trank und zankte sich. Das Ganze kam Johan kindlich, archaistisch vor, und er fühlte, wie sich eine Kluft zwischen ihm und den Freunden geöffnet hatte. Sie waren genau so wie damals, als er sie zum ersten Male sah: sprachen ebenso, dachten dasselbe. Jetzt merkte er, dass man auf der Universität nicht wächst; dass die Kenntnisse, die dort mitgeteilt werden, nur Stelzen sind, auf denen man grösser aussieht, ohne seinem Wachstum einen Zoll zugelegt zu haben. Er fühlte, dass die Freunde und er innerlich Feinde seien, dass das Ganze nur ein Waffenstillstand war.

Als er nach Stockholm zurückkehrte, machte er in einer wohlüberlegten Reihe von Artikeln einen Angriff auf den Erzfeind Latein und schlug Isländisch als Ablösung vor. Das war halbe Arbeit, vielleicht ein Rückschritt, denn eine noch totere Sprache konnte doch dem Schaden nicht abhelfen. Wenn er vorgeschlagen, die deutsche

Sprache als Ersatz der kulturfeindlichen schwedischen einzuführen, das wäre eine Tat gewesen. Das musste nämlich so schnell wie möglich gesagt werden, damit die zuständigen Patrioten die Sache hundert Jahre beschlafen konnten, um sich an den Gedanken zu gewöhnen.

Während aber die Artikel dalagen, ging die Zeitung ein, und damit stand Johan wieder auf der Strasse. Der Sommer näherte sich, das Zimmer in der Stadt wurde schwül. Die Not fand sich ein, denn während er und die Philosophen die Schicksale der Welt veränderten, waren keine Lebensmittel eingegangen. Es musste etwas getan werden. Zum Äussersten gebracht, packte Johan seine Reisetasche, kaufte ein Ries Büttenpapier „Bienenkorb“ und fuhr zu seinen Fischern ins Stockholmer Inselmeer hinaus, bei denen er den ganzen Sommer auf Kredit leben konnte. Später langten drei von den Upsalaer Freunden an, und die Hütte war wieder voll.

An den ersten Tagen des Juni setzte er sich hin, um sein Drama „Ein Abtrünniger“ zu schreiben. Den Stoff hatte er sorgfältig auf der Bibliothek studiert; er hatte grosse Bogen vollgeschrieben mit dem, was er Lokalfarbe nannte; daraus nahm er dann und wann einen Pinselstrich, damit die Absicht, die er mit dem Stück verfolgte, nicht zu sehr durchscheine. Der Stoff war reich und konnte vortrefflich für alle möglichen Zwecke gebraucht werden. Kühn, nachdem er Goethes „Götz“ mit dessen sechzig Szenen gelesen, hatte er sich entschlossen, mit der üblichen Art des historischen Dramas zu brechen. Also keine Verse; keine Deklamation; keine Einheit des Ortes. Die Handlung selbst sollte die Anzahl der Akte und Bilder bedingen. Die Menschen sollten eine ein-

fache Sprache des Alltags sprechen, wie Menschen ausserhalb der Bühne zu sprechen pflegen; Tragisches und Komisches, Grosses und Kleines sollten abwechseln wie im Leben. Das waren alles alte Neuheiten, aber die Zeit war gekommen, sie wieder aufzunehmen: so dachte Johan.

Dann kam der Angriffsplan. Das Drama war die geeignetste Form, durch die man alles sagen konnte, um dann im fünften Akt so viel zurückzunehmen, wie man wollte, oder zum Nachdenken offen zu lassen. Hinter den historischen Personen wollte der Dichter sich verbergen: in Olaus Petri wollte er selbst als Idealist auftreten, in Gustav Wasa als Realist und im Wiedertäufer Gerdt als Kommunard; er hatte nämlich jetzt gefunden, dass die Männer der Pariser Kommune nur das in Szene gesetzt hatten, was Buckle verkündigt. In den drei Hauptpersonen wollte Johan seine drei Gedanken von drei Standpunkten aussprechen. Um alles aussprechen zu können, musste er Gerdt (Karl Moor) den Wahnsinnigen spielen, Olaus seine Ansichten zurücknehmen, Gustav Wasa recht bekommen und keinen anderen unrecht haben lassen. Der Feind vom Lager der Alten, Hans Brask, wurde auch mit Achtung behandelt, als der, der recht gehabt, aber im Lauf der Zeit unrecht bekommen hat. Das Stück sollte deshalb auch genannt werden: „Was ist Wahrheit?“ Um es aber zur Aufführung bringen zu können, wurden die beiden beabsichtigten Titel in den mehr indifferenten „Meister Olof“ geändert.

So begannen die Angriffe. Zuerst auf die Wahrheit als eine Sache, die in beständiger Entwicklung begriffen ist; diese Entwicklung würde stillstehen, sobald sich jemand einbildete, die Wahrheit gefunden zu haben. Deshalb mussten alle

nützlichen Wahrheiten vorübergehend sein. Darauf wurde die Ehe als göttliche Stiftung angegriffen. Olaus Petri verheiratete sich gegen das kanonische Gesetz, liess sich aber trauen. Seine Ehe wurde vom bürgerlichen Gesetz und der allgemeinen Meinung nicht anerkannt. Das war ein recht schlauer Einwurf gegen das göttliche Gesetz.

Als Parallele und Gegensatz musste die Dirne aufgenommen werden, eine Person, mit der Johan aus Erfahrung weder sympathisierte noch Mitleid hatte, weil alle Dirnen, die er gesehen, ihren widrigen Beruf aus Neigung gewählt und ihn mit Lust und Freude trieben. Dass sie ihr bürgerliches Ansehen verliere, war auch nicht wahr, denn sie konnte sowohl mit Geschwistern und Eltern wie mit andern der gleichen Klasse verkehren. Und der Mann war an ihrer Erniedrigung nicht schuldig, da kein Mann ein Mädchen dazu verführt hat, mit ihrem Körper ein Gewerbe zu treiben; und da alle Dirnen nichts Besseres verlangten, als so oft wie möglich „verführt“ zu werden. Der Mann hätte das Verhältnis am liebsten ideal haben wollen, das heisst nicht bezahlt. Die Dirne musste auftreten, und zwar um zu zeigen, dass der Unterschied zwischen ihr und der „Frau“ nicht so ungeheuer gross ist.

Ferner sollte die Familie als antisoziale Einrichtung angegriffen werden. Die Herrschaft der Mutter, die den grösseren Interessen der Gesellschaft entgegenwirkt, wurde in Olofs Mutter und ihrem übermütigen und tyrannischen Auftreten gegeisselt.

Die Regierung, der Buckle jeden guten Einfluss abgesprochen hatte, wurde in Gustav Wasa gezüchtigt, dessen Reformationsarbeit nicht von ihm, sondern von den Reformatoren ausgeführt wurde,

wenn auch der König als Realist (Bismarck vielleicht) die Früchte davon trug und die Ehre für sich in Anspruch nahm.

Das Volk, die blinde Masse, wurde als Vieh behandelt. Sie wollten keine Steuer an die Kirche bezahlen, aber sie wollten den Aberglauben behalten, und sie waren die ersten, die Steine nach dem Befreier warfen.

Das war also durchaus nicht das, was unsere sogenannten Demokraten demokratisch nannten. Die Überzeugung, dass es unmöglich ist, mit den Unwissenden etwas anzufangen, hatte Johan mit Buckles Hilfe befestigt. Die französische Revolution wurde nicht vom „Volk" gemacht, sondern von Adel, Priestern und Gelehrten; deren Wirkungen aber wurden gerade vom „Volk" vereitelt. Dasselbe Volk hatte unter Carlos III. von Spanien gezeigt, was es für eine Gefahr ist, wenn ihm die Macht für einen Augenblick überlassen wird. Dieser aufgeklärte König hatte 1767 die Jesuiten aus Spanien vertrieben. Als im nächsten Jahr der König, nach hergebrachter Sitte, an seinem Namenstag der Masse das Recht gab, einen Wunsch zu äussern, der erfüllt werden musste, war das erste, was das Volk verlangte: Zurückrufung der Jesuiten. Von diesem Sachverhalt lässt Johan seinen Gustav Wasa Kenntnis haben, als er sagt: man muss erst aufklären und dann reformieren. Aber auf der Bühne konnte man nicht vorschlagen, die Universität abzuschaffen und den Unterricht frei zu geben. Übrigens war es sehr fraglich, ob nicht die Freigabe des Unterrichts dieselben Folgen hätte wie in Amerika: dass er abergläubischen Pietisten in die Hände fiel. Das Richtigste wäre natürlich, Regierung und Zwangskirche zu stürzen, also den

Aufgeklärten volle Freiheit zum Aufklären zu geben; die haben sie ja noch heute nicht, da sie Betrüger genannt und mit Gefängnis bedroht werden, wenn sie aufklären wollen.

Das Stück hat auch die Farbe der Zeit, in der es geschrieben wurde. Die Pariser Kommune spukt in der Kulturfeindlichkeit der Wiedertäufer. Der deutsch-französische Krieg veranlasste, dass der Deutsche in der Kneipe auftritt; der übermütige, annektierende Preusse kriegt da einen Hieb ab. Aber unparteiisch wird der Leichtsinn des Franzosen im Edelmann verspottet, während gleichzeitig der Deutsche (nicht der Preusse) wegen seines „sittlichen" Ernstes gelobt wird. Auch die auf reaktionärem Rückzug begriffene agrarische Partei kriegt einen Hieb, als der Marschall auf die Bauern schilt.

Gegen den Helden Olof ist der Dichter unparteiisch. Er verspottet sich selbst und die Gefühle der Unterklasse, die er unter den Ordonnanzen im Vorzimmer Karls XV. empfand, durch die Szene, in der Olof auf Audienz bei Gustav Wasa wartet. Er macht ihn zu einer schwachen Seele, die von unten vorwärts getrieben wird und am liebsten im zweiten Glied gehen möchte. Er macht ihn zu einem Idealisten, der des realistischen Königs rationellere Methode, die Kirche auszuhungern, nicht versteht. Olofs Ehe ist auch etwas eigentümlich. Es ist Satire auf eine geistige Ehe oder eine moderne Vernunftheirat. Christine wirbt selber: „Olof, sagt sie, ich will deine Gattin werden, sieh hier meine Hand. Du warst nicht der Ritter meiner Träume, und ich danke Gott, dass er nie gekommen ist, denn dann wäre er gegangen — wie ein Traum." Das schmeckt etwas nach Ibsens „Komödie der Liebe". Doch ist Olof

in Christine verliebt. Er liebt sie mit der gesunden, sinnlichen Liebe, die wenigstens länger lebt als die unbeständige Freundschaft. Aber Christine ist ein kleines vermessenes Huhn, das die Absichten der starken Intelligenz verstehen will; und als sie das nicht kann, zieht sie Olof nieder. Angenommen, sie hätte dieselbe tiefe Bildung erhalten, die alle Frauen sich erwerben konnten, welche die Heilige Brigitte sich unter andern erwarb, hätte sie dann Olof besser verstanden, wäre die Ehe glücklicher geworden? Wahrscheinlich noch unglücklicher, denn Ausnahmemänner wie Olaus Petri wurden ja von starken männlichen Köpfen nicht verstanden. Da aber der grosse Mann zu ihr hinaufsieht, bildet sie sich ein, ihm ebenbürtig zu sein, und will über ihm stehen. Der Dichter zeigt deutlich, dass Mann und Weib inkommensurable Grössen sind, dass die Frau als Frau höher steht und der Mann als Mann; und das war von Olaus Petri 1872 ganz richtig gedacht.

Trotzdem ist der Dichter hier und dort in der uralten Frauenverehrung befangen und gibt Christine gegen Olof zu viel Recht; und als Unverheirateter ist der Dichter natürlich allzu artig gegen die junge Frau. Ganz frei ist er dagegen, wenn er auf das Matriarchat loszieht. „Wollt Ihr Dankbarkeit haben, lässt er vorsichtigerweise Christine und nicht den Sohn Olof zur Mutter sagen, so sucht sie, aber auf andere Art; glaubt Ihr, es ist die Bestimmung des Kindes, sein Leben zu opfern, bloss um Dankbarkeit zu zeigen? . . . Soll Euer Sohn irre gehen, soll er seine Kräfte opfern, die der Gesellschaft, der Menschheit gehören, bloss um Eure private kleine Selbstsucht zu befriedigen? Oder glaubt Ihr, Eure Tat, ihm

Leben und Erziehung gegeben zu haben, verdiene Dankbarkeit? War das nicht die Aufgabe und Bestimmung Eures Lebens?"

Das waren kühne Worte im Jahre 1872. Aber die Mütter scheinen einerseits sich noch immer ihrer Mutterschaft zu rühmen und sie zu einer Machtstellung machen zu wollen, andererseits sie für etwas Niedriges zu halten, das durch akademische Prüfungen zu ersetzen ist. Schon jetzt witterte Johan Tyrannei in der Herrschaft der Mutter und der Frauenherrschaft, und wo er Ungerechtigkeit oder Bedrückung sah, da schlug er zu, auch auf den empfindlichsten Punkt, den Kultus seiner toten Mutter; dieser Kultus ist nichts anderes als die Verehrung, die der Wilde den Vorfahren zollt, und müsste mit der Ehrfurcht vor dem Alten abgeschafft werden, wenn man mit dem Fortschritt Ernst machen will. Als er älter wurde, sah er immer eine selbstsüchtige „zärtliche" Mama hinter der Tür stehen und den kühnen Jüngling am Rockschoss festhalten, wenn er hinauseilen wollte, um an dem Kampf des Lebens teilzunehmen, der nicht mit Gold oder Ehre belohnt wird. Durch langjährige Arbeit gelang es ihm schliesslich, diesen alten Aberglauben, Mutter und Frau hätten eine Ausnahmeverehrung zu beanspruchen, auszutilgen.

Was die Charaktere betrifft, so hatte er in dem handlungskräftigen König und dessen Halbschatten, dem verständigen Marschall, sich so umgedichtet, wie er zu sein wünschte; in Gerdt, wie er im Augenblick der Leidenschaft war; und in Olaus schliesslich, wie er sich nach jahrelanger Selbstprüfung befunden hatte: ehrgeizig und schwach im Willen; rücksichtslos, wenn es darauf ankam, und nachgiebig, wenn es nicht darauf

ankam; grosses Selbstvertrauen, gemischt mit tiefem Missmut; besonnen und unvernünftig; hart und weich.

Diese Doppelheit des Charakters war eine natürliche Folge seiner doppelten Erziehung in Christentum und Positivismus. Als eine Übergangsform zum neuen Menschen enthielt er alte und neue Ablagerungen von Idealismus und Realismus. Mit seinen beiden Gesichtspunkten, dem kleinen der Gegenwart und dem grossen der Zukunft, musste er beständig die Dinge von mindestens zwei Seiten sehen. Das Unglück war, dass sein heftiges Temperament ihn nicht immer bestimmen liess, wann der eine und wann der andere Gesichtspunkt angelegt werden sollte. Wenn er in den Menschen Feinde sah, musste er nach alter Sitte auf die Feinde einhauen mit der Absicht, sie zu vernichten; wenn er Mitmenschen in ihnen sah, die den Gesetzen der Entwicklung gehorchten, musste er nachsichtig gegen sie sein, ihnen erklären und ihnen verzeihen. Wann aber das Eine und wann das Andere?

Ein anderer Zwiespalt im Charakter zeigte sich auch bei der Schilderung von Olaus: zwischen dem Trieb zu ästhetischer Tätigkeit und dem zu ethischer. In der ersten Szene des ersten Aktes sitzt Olaus und probt sein Schauspiel „Tobiae comoedia". Das nennt er „spielen". Und am Ende des Aktes sieht er mit Bedauern auf sein Spiel zurück; er muss es verlassen, um nach Stockholm zu gehen und dort zu predigen. Das war auch Johans Kampf zwischen dem Schauspieler und dem Priester. Ausserdem zeigte sich schon hier, wie er dunkel ahnte, dass die Kunst nur geringe Bedeutung habe und sehr überschätzt werde.

Seine grösste Bedeutung und Erklärung erhielt

das Stück jedoch durch seinen Abschluss. Alle erhalten recht und haben relativ recht, denn absolut gibt es kein Recht. Der Marschall hat recht in der Gegenwart, als er Olaus bittet, ruhig zu sein und im Predigen fortzufahren; Olaus hat recht, da er zugibt, er sei zu weit gegangen; der Scholar hat recht, da er als Jüngling die Entwicklung einer neuen Wahrheit fordert; Gerdt hat recht, da er Olaus abtrünnig nennt. Das Individuum wird immer durch die Notwendigkeit der Naturgesetze abtrünnig werden; aus Unfähigkeit, sich weiter zu entwickeln, wenn das Gehirn im Alter von fünfundvierzig Jahren in seinem Wachstum stehen bleibt; durch die Anforderungen der Wirklichkeit, die auch von einem Reformator verlangt, dass er als Mensch, Gatte, Familienvater, Mitglied der Gesellschaft lebt. Die ein unaufhörliches Weitergehen vom Individuum verlangen, sind kurzsichtig, besonders wenn sie meinen, die Sache falle, weil das Individuum fällt. Sie können sich ja selber das Vergnügen leisten, die Sache fortzusetzen, da sie nichts getan haben, aber am meisten schreien.

Übrigens ist es keine Frage, dass Olaus von der Kanzel der reformierten Grosskirche besser für seine Sache wirken konnte, als von den Kneipen der Strasse. Die Samen der Bildung, die er von der Kanzel aussäete, fielen nicht auf felsigen Boden; die er aber von den Kneipen ausstreute, wurden wohl von den Dornen erstickt, bei der Kenntnis, die Olaus vom Volk haben musste, das den ersten Stein auf ihn warf.

Das Stück kam in zwei Sommermonaten zustande, während er ein stilles regelmässiges gesundes Leben führte, ohne zu kneipen. Meeresluft, Schwimm-

touren, Segelfahrten, Fischen, Fechten, Bewegungsspiele, Milchtrinken, frühes Schlafengehen machten Seele und Leib elastisch. Freiheit vom gesellschaftlichen Leben, von konventionellen Rücksichten und sozialen Fesseln hielt den Geist mutig und kühn. Da die Kameraden in der Nähe waren und Buckle endlose Erörterungen veranlasste, hatten die Fähigkeiten der Seele die nötige Gymnastik. Gegen die zuweilen erwachende Unruhe, wie er den Unterhalt bezahlen solle, stellte er sich taub. Und als der Sommer zu Ende ging und das Stück fertig dalag, war er bereit, abzureisen, ohne seine Schuld zu bezahlen, wenn es sein musste; denn er wusste, dass der vermögende Fischer wohl warten konnte, und er war überzeugt, in seiner Arbeit eine volle Valuta zu haben: beim Durchlesen hatte er sie für gut befunden. Dazu aber kam es nicht, da ihm ein edelmütiger Kamerad die erforderliche Summe lieh.

So fuhr er wieder nach der Stadt zurück, siegesgewiss und hoffnungsvoll, ruhig, nachdem er sein Herz erleichtert und alles gesagt hatte.

3.

## Das rote Zimmer

(1872)

Im Herbst starb Karl XV. In die Trauer, die ziemlich aufrichtig und allgemein war, mischten sich dunkle Befürchtungen für die Zukunft. Einer von den jungen Malern, die zu Johans Verkehrskreis gehörten, war mit einem Stipendium des Königs gerade nach Norwegen gegangen und musste jetzt heimkehren, ohne Mittel und ohne Aussichten. Mit ihm pflegte Johan in den Tiergarten zu gehen, um dort zu malen; sich zu „idiotisieren“, während er die Antwort auf sein Stück abwartete, das er dem Dramatischen Theater eingereicht hatte.

Es gab nämlich keine Beschäftigung, die so wie dieses Malen alle Gedanken, alle Gefühle aufsog. Wenn er aber der Natur gegenüber sass, ging es nicht. Johan sah und genoss die feinen

Rhythmen der Linien in der Zweigbildung der Bäume, in den Wellenlinien des Terrains, aber der Pinsel war zu stumpf, um die Kontur so wiederzugeben, wie er wollte. Da griff er zur Feder und machte eine Zeichnung, die bis in die Einzelheiten ging. Als er die Studie aber auf die Leinwand übertragen wollte und die Farbe dazu kam, wurde das Ganze nur eine Schmiererei.

Pelle dagegen, der Stimmungsmaler war, sah nie Einzelheiten. Er bürstete die ganze Landschaft auf einmal auf und brachte die Valeurs der Farbe heraus, aber die Gegenstände lösten sich in unbestimmte Silhouetten auf. Johan fand Pelles Landschaften schöner als die der Wirklichkeit, trotzdem er eine grosse Ehrfurcht vor den Werken des „Schöpfers" hegte.

Nachdem er sich mit Malen ungefähr einen Monat vertrieben hatte, ging Johan eines Abends ins Café La Croix. Der erste, den er traf, war sein früherer Redakteur.

— Nun, ich höre von X. (einem jungen Schriftsteller), dass das Königliche Theater den „Abtrünnigen" zurückgegeben hat.

— Davon weiss ich nichts, antwortete Johan; doch ihm wurde unwohl, und er verliess die Gesellschaft, so schnell er konnte.

Am nächsten Morgen ging er zu seinem früheren Lehrer, um zu hören, wie sich die Sache verhielt. Der begann damit, das Stück zu rühmen, und schloss damit, es zu kritisieren, wie es billig ist. Gustav Wasa und Olaus Petri seien herabgezogen und entstellt.

Johan antwortete, sie seien im Gegenteil wiederhergestellt, wie sie wahrscheinlich einmal gewesen; patriotische und idealistische Wünsche hätten sie übermalt.

— Das Publikum werde eine solche Auffassung erst annehmen, wenn die Forschung ihre Vorarbeit getan habe.

Das war vielleicht richtig, aber der Schlag war doch betäubend, trotzdem er so gelinde wie möglich geführt und der Verfasser aufgefordert wurde, das Stück umzuarbeiten. Wieder war er zu früh gekommen. Es blieb ihm also nur übrig, zu warten und sich die Zeit zu vertreiben. Jetzt an eine Umarbeitung zu denken, war nicht möglich, denn Johan sah beim Durchlesen, dass das Stück aus einem Guss war, dass sich alles an Ort und Stelle befand. Es war nicht zu ändern, ohne dass seine Gedanken geändert wurden: darauf also musste er jetzt warten.

So griff er wieder zu den Büchern. Der Zufall fügte es, dass er zwei von den „besten Büchern, die man lesen kann“, in die Hand bekam. Tocquevilles „Volksherrschaft in Amerika“ und Prevost-Paradols „Neues Frankreich“. Das erste vermehrte seine Zweifel, dass die Demokratie in einer nicht aufgeklärten alten Gesellschaft möglich sei. Mit einer aufrichtigen Bewunderung für die politischen Einrichtungen Amerikas geschrieben, die sie Europa als Muster vorhält, gibt diese Arbeit so unbefangene Winke über die Gefahren der Massenherrschaft, dass auch der geborene Adelshasser Befürchtungen hegen muss. Johan erhielt furchtbare Schläge vor die Stirn, und sein guter Verstand siegte dieses Mal über die Leidenschaft. Als er aber den Glauben an seine Lebenskraft verlor, fiel er zusammen und geriet in absolute Skepsis. Sätze wie diese duldeten damals keine Widerlegung: „Die moralische Herrschaft der Mehrheit beruht zum Teil auf der Überzeugung, dass bei mehreren Menschen mehr

Verstand, Aufklärung und Weisheit sei als bei einem einzigen, in der Anzahl der Gesetzgeber mehr als in einer Auswahl davon. Dies ist das Prinzip der Gleichheit, auf die Fähigkeiten der Seele angewandt. Diese Lehre greift den Stolz des Menschen in seiner innersten Freistatt an."

Dass dieser Stolz unterworfen werden konnte und musste, sah ein solcher Individualist wie Johan nicht ein; ebensowenig, dass Weisheit und Aufklärung durch gute Schulen unter den Massen verbreitet werden konnten.

> „Wenn ein Mann oder eine Partei in den Vereinigten Staaten eine Ungerechtigkeit erleidet, an wen soll er, sie sich wenden? An die öffentliche Meinung? Die bildet die Mehrheit. An die gesetzgebende Macht? Die wird von der Mehrheit ernannt und gehorcht ihr blind. An die ausführende Macht? Die wird von der Mehrheit ernannt und dient ihr als passives Werkzeug. An das Militär? Das ist nichts anders als die Mehrheit unter Waffen. An das Gericht? Das ist die Mehrheit, mit dem Recht, Urteile zu fällen."

Einerseits müsse ja das Glück der Mehrheit, das darin besteht, Recht zu erhalten, anerkennenswert sein; und es sei immer noch besser, dass eine Minderheit Unterdrückung leidet als eine Mehrheit; aber die Leiden, die einer aufgeklärten Minderheit von einer nicht aufgeklärten Mehrheit zugefügt werden, seien unendlich viel grösser als der Druck, den eine gebildete Minderheit auf die Mehrheit ausübt, meinte der Gebildete. Andererseits verstehe die Minderheit immer besser als die Mehrheit, was dieser und allen von Nutzen ist, und darum sei die Tyrannei der Minderheit an Unannehmlichkeit gar nicht mit der Tyrannei der Mehrheit zu vergleichen. Ja, aber die Unterklasse in Europa litt doch unter der Tyrannei der Minderheit! Dass es über-

haupt eine Oberklasse gab, lag wie eine schwere Wolke auf dem Leben der Masse. Warum, kann man jetzt fragen, soll verschiedene Klassenbildung eine wissende Minderheit und eine unwissende Mehrheit schaffen? Aber danach fragte man damals nicht! Übrigens hatte man schon einen Staat gesehen, in dem die wissende Minderheit wirklich die Macht zum „unterdrücken" gehabt? Nein, denn Regenten und Minister und Reichstage waren im allgemeinen so wissend, wie sie sein mussten.

Was Johan am meisten verführte, die Herrschaft der Masse zu fürchten, war, dass sie, wie Tocqueville beobachtet hatte, die Freiheit des Gedankens tyrannisierte.

> „Wenn man untersucht, wieviel Gedankenfreiheit es in den Vereinigten Staaten gibt, dann erst findet man ganz klar, wie sehr der Druck der Masse allen Despotismus übersteigt, den wir in Europa kennen... Ich kenne kein Land, in dem es im allgemeinen weniger Selbständigkeit im Denken und wirkliche Freiheit im Sprechen gibt als in Amerika... Die Mehrheit zieht hier einen furchtbaren Kreis um das Denken. Innerhalb dessen Grenzen ist der Schriftsteller unabhängig; aber unglücklich der, der sich über sie hinauswagt. Er hat kein Autodafé zu fürchten: aber er wird ein Ziel für Widrigkeiten aller Art und für tägliche Verfolgungen... Man versagt ihm alles, sogar die Ehre. Ehe er seine Ansichten veröffentlichte, glaubte er Anhänger zu haben; nachdem er sie allen verraten hat, sieht er, dass er keine Anhänger mehr besitzt: die ihn kritisieren, schreien laut, die aber denken wie er, jedoch ohne seinen Mut zu besitzen, die schweigen und ziehen sich zurück. Er gibt nach, wird schliesslich von täglichen Anstrengungen niedergedrückt und kehrt zum Schweigen zurück, als empfinde er Reue, dass er die Wahrheit ausgesprochen . . . In demokratischen Republiken lässt die Tyrannei den Körper frei und geht direkt gegen die Seele los. In der Volksherrschaft sagt der Alleinherrscher nicht, du sollst denken wie ich oder sterben, sondern: es steht dir

> frei, nicht zu denken wie ich; dein Leben, deine Güter, alles soll unberührt bleiben, aber von dem Tage an, an dem du deine verschiedene Ansicht aussprichst, sollst du ein Fremdling unter uns werden. Du sollst deine Freiheiten und Rechte als Mitbürger behalten, aber sie sollen dir nicht mehr von Nutzen sein ... Du sollst unter den Menschen bleiben, aber aller menschlichen Rechte beraubt sein. Wenn du dich deinesgleichen näherst, werden sie vor dir fliehen, wie vor einem Unreinen; und die an deine Unschuld glauben, auch die werden dich verlassen, denn man würde sonst auch sie fliehen. Geh' in Frieden! Ich schenke dir das Leben, aber ein Leben, das härter und elender ist als der Tod!"

So also malte der edle, volksfreundliche Tyrannenhasser Tocqueville wahrhaftig und glaubwürdig die Tyrannei der Masse; dieser Masse, deren Hacken Johan auf seiner Brust gefühlt hatte, zu Haus, in der Schule, auf dem Dampfer, im Theater; dieser Masse, die er im „Sinkenden Hellas" verspottet und die er Steine auf Olaus Petri werfen lässt, als dieser Freiheit just für sie predigt! Stand es so um Amerika, wie konnte er denn etwas Besseres von Europa verlangen! Er befand sich in einer Sackgasse. Aristokrat konnte er nicht werden, aus angeborener Neigung, und mit der Masse konnte er nichts ausrichten. War er nicht eben selber von der unwissenden Leitung des Theaters, die das ungebildete Publikum hinter sich hatte, niedergetreten worden, als seine neuen Gedanken und befreienden Gedanken zum Schweigen gebracht wurden. Das war ja also schon Massenherrschaft daheim in Schweden, und die Leitung des Königlichen Theaters war nur ein Diener der Masse. Lauter Widersprüche! Ja, aber wenn die Gesellschaft von denen geleitet wurde, die am meisten wussten? Ja, dann erhielt man die Professoren

mit ihrem antiquarischen Wissen! Angenommen, das Theater hätte sein Stück gespielt. Es wäre sicher von den Grosskaufleuten des Parketts ausgezischt worden, und keine Kritik hätte ihm helfen können.

Seine Gedanken zappelten wie Fische im Netz, um sich schliesslich zu verstricken, und dann wurde es ganz ruhig. Es lohnte nicht, daran zu denken. Fort damit! Aber es ging nicht fort. Es blieb wie eine stille, grosse Trauer, eine Verzweiflung, dass die Welt idiotisch, majestätisch, unabänderlich zum Teufel ging. Unabänderlich, denn noch hatten sich nicht tausend starke Gehirne über das Problem geworfen, das doch zu lösen war, und provisorisch zehn Jahre später gelöst wurde. Da hatte sich das Wissen über all diese Sphinxrätsel schon so weit verbreitet, dass sogar ein Arbeiter einsah und auf öffentlicher Versammlung verkündigte, Gleichheit sei unmöglich, denn die Blinden könnten den Klarblickenden nicht gleich werden, und nur Gleichstellung sei das Höchste, das man verlangen könne. Dieser Arbeiter war mehr Aristokrat, als Johan es 1872 zu sein wagte, und zwar trotzdem er keiner Partei angehörte, die ihm Schweigen auferlegt hätte.

Prevost-Paradol arbeitete dasselbe Thema aus wie Tocqueville, hatte aber ein Arcanum gegen Massentyrannei: akkumuliertes Votum; das heisst, das Recht, auf den Wahlzettel denselben Namen mehrere Male zu setzen. Doch diese Methode, die man in England versucht hatte, hielt Johan für zweifelhaft.

Johan, der grosse Hoffnungen auf sein Stück gesetzt und Geld auf diese Hoffnung hin geliehen hatte, fühlte sich tief niedergedrückt. Das Miss-

verhältnis zwischen dem, was er zu gelten glaubte und dem, was er wirklich galt, zerriss ihn. Jetzt musste er eine Rolle nehmen, sie lernen und sie durchführen. Er dichtete sich eine aus dem Zweifler, dem Materialisten, dem Leugner, und siehe, sie passte ihm im ganzen gut; aus dem einfachen Grund, weil die Zeit zweiflerisch und materialistisch war und weil er sich unbewusst zu einem Mann der Zeit entwickelt hatte. Es war sein Ich-Komplex, wie die Zeit ihn ausgebildet hatte und wie gerade die Zeit ihn verlangte. Aber er glaubte noch immer, der frühere abgelegte Komplex, beherrscht von der Leidenschaft des Umsturzes, gespickt mit Idealismus über Beruf, höhere Aufgaben, Liebe zur Menschheit und dergleichen Einbildungen, sei sein rechter, sein besserer Mensch, den er vor der Welt verbarg. In solchen Irrtümern leben jetzt alle Menschen, da sie krankhafte Empfindlichkeit für etwas höheres als starke Gedanken halten; da sie auf ihre Jugend zurücksehen und glauben, damals reiner und tugendhafter gewesen zu sein; was ganz falsch ist. Die Welt nennt den Zustand der Schwäche das bessere Ich des Menschen, weil dieser Zustand günstiger für die Welt ist, und das Interesse scheint die Urteile zu diktieren.

Johan fand, dass er sich in seiner neuen Rolle von allen möglichen Vorurteilen befreit hatte: religiösen, gesellschaftlichen, politischen, moralischen. Er hatte nicht mehr als eine Ansicht: alles sei verkehrt; eine Überzeugung: es sei nichts zu machen; und eine Hoffnung: die Zeit werde einmal kommen, da man einschreiten könne, und dann würde es besser werden.

Aber von jetzt an hörte er auf, Zeitungen zu lesen. Das Lob der Dummheiten zu hören, selbst-

süchtige Handlungen als menschenfreundliche gepriesen zu sehen, die Vernunft schmähen zu hören, das war doch zu viel für einen fanatischen Skeptiker. Zuweilen fand er jedoch, die Mehrheit habe recht, sich jetzt gerade auf dem Standpunkt zu befinden, den sie einnahm; und es sei unnötig, dass einige infolge spezialisierter Erziehung weit vorausliefen. Er konnte in ruhigen Augenblicken zugeben, dass seine Entwicklung, die in den Gedanken so schnell geschah, ohne dass er ein Ideal verwirklicht sah, für eine so träge Maschine, wie die Gesellschaft es ist, nicht Muster sein könne. Warum eilte er denn auch so schnell vorwärts? Die Schuld lag nicht an der Schule noch an der Universität, denn die hätten ihn wohl ebenso zurückgehalten wie die Mehrheit.

Ja, aber die anderen draussen in der Welt, wo die eigentliche Feuerstätte lag, die waren ja schon bis zu Buckles Zweifel an der alten Gesellschaftsordnung gekommen. Er war also nicht so arg weit voraus. Ja, aber gerade, dass es so träge ging, war ja zum Verzweifeln. Was Schillers Karl Moor vor hundert Jahren eingesehen und was die französische Revolution ins Werk gesetzt hatte, das waren ja jetzt lauter Neuheiten. Die Entwicklung war nach der Revolution rückwärts gegangen. Aller religiöser Aberglaube war hervorgezogen, der Glaube an Gott und König von neuem befestigt, der Glaube an etwas Besseres war verloren, der Fortschritt auf dem wirtschaftlichen und gewerblichen Gebiet hatte Fabriksklaverei und schlimmste Armut zur Folge. Es war verkehrt! Und alle wachen Geister mussten leiden, leiden wie jedes lebende Wesen, das im Wachstum aufgehalten, das zurückgestossen wird. Das Jahrhundert begann mit vernichteten Hoffnungen, und

nichts wirkt auf den Seelenkomplex so lähmend, so vernichtend, wie getäuschte Hoffnung. Die Statistik zeigt, dass von den Ursachen zum Wahnsinn keine so gewöhnlich ist wie betrogene Hoffnungen. Darum waren auch all die grossen Geister, vulgär gesprochen, verrückt. Chateaubriand Melancholiker, Musset ein Maniaque, Hugo ein Rasender. Der kleine automatische Alltagsmensch kann sich keine Vorstellung davon machen, wie solch ein Leiden sein kann, aber doch glaubt er es beurteilen zu können!

Es ist physiologisch ganz richtig, dass der antike Dichter den Geier Prometheus' Leber hacken lässt. Prometheus war der Revolutionär, der den Menschen Aufklärung bringen wollte, ob nun aus altruistischen Trieben oder aus dem egoistischen, selber in einem besseren geistigen Luftkreis leben zu können. Johan fühlte sich mit diesem Empörer verwandt und empfand einen Schmerz, der sowohl dem Kummer glich wie einem beständig zuckenden „Zahnweh in der Leber". War Prometheus nur ein Leberkranker, der durch Verwechslung die Ursache seiner Schmerzen nach aussen verlegte? Wahrscheinlich nicht! Aber die Galle lief ihm sicher über, als er sah, dass die Welt ein Irrenhaus ist, in dem die Blödsinnigen frei umherlaufen und den einzigen Klugen als lebensgefährlich bewachen. Krankheiten können die Ansichten des Menschen färben, und jeder weiss, wie finster alle Gedanken werden, wenn man vom Fieber angegriffen wird. Aber Kranke wie Samuel Ödmann und Olof Eneroth waren weder boshaft noch bitter, im Gegenteil milde, vielleicht schlaff aus Mangel an Kraft. Voltaire, der nie gesund war, hatte eine gute Laune, die nicht umzubringen war. Musset schrieb nicht, wie er schrieb, weil er Absinth trank, son-

dern er trank aus derselben Ursache, aus der er schrieb: nämlich aus Verzweiflung. Die Idealisten, die ja sogar das Dasein des Körpers leugnen, schreiben die Unzufriedenheit bei einer Reihe Schriftsteller solchen ihren Lehren widersprechenden Gründen zu wie: schlechte Verdauung usw.; das tun sie nicht in gutem Glauben, sondern wider besseres Wissen oder mit schlechterem Wissen. Kierkegaards düstere Schriftstellerei kann man sowohl aus wahnwitziger Erziehung, schlimmen Familienverhältnissen, traurigem sozialen Milieu und daneben aus einem organischen Fehler herleiten, aber nicht aus dem letzten allein.

Unzufriedenheit mit dem Bestehenden wird sich immer bei denen zeigen, die sich in der Entwicklung befinden, und die Unzufriedenheit hat die Welt vorwärts gebracht, die Zufriedenheit hat sie zurück gebracht. Die Zufriedenheit war eine Tugend, die von Notwendigkeit, Hoffnungslosigkeit oder Überfluss erzeugt wurde; sie kann ungestraft gestrichen werden.

Magenkatarrh kann schwierige Laune erzeugen, hat aber niemals einen grossen Politiker hervorgebracht; das ist ein grosser Unzufriedener. Aber Kränklichkeit kann der Tätigkeit des Unzufriedenen stärkere Farbe und grössere Schnelligkeit geben, ist also nicht ohne Einfluss. Ebenso wie auf der anderen Seite bewusste Einsicht in die Missverhältnisse Kummer und Missmut erzeugen, und diese wieder körperliche Krankheiten hervorbringen können. Der Verlust von lieben Menschen durch Todesfälle kann Schwindsucht erzeugen, ebenso wie der Verlust einer sozialen Stellung oder eines Vermögens Wahnsinn hervorrufen kann.

Wie konnte nun ein junger Mann ohne Religion, ohne Moral, ohne Grundsätze leben, fragt sich der böse Moralist. Ja, er lebte wie die Leute meistens leben, aber viel angenehmer, weil er alle inneren ererbten Tyrannen gestürzt hatte. Wenn jedes Individuum heute eine geologische Ablagerung aller Entwicklungsstufen ist, welche die Vorväter durchlaufen haben, so sitzen in jeder europäischen Menschenseele Spuren vom Arier: Kastengefühl, gewisse Familienvorstellungen, religiöse Grundmotive; vom ersten Christen: Gleichheitswahn, Liebe zum Nächsten, Verachtung des irdischen Lebens; vom Mönch des Mittelalters: Selbstquälerei, Hoffnung auf den Himmel; vom lebensfrohen, wiedererstandenen, aber ausgebildeten Heiden der Renaissance; vom religiösen und politischen Fanatiker des sechzehnten Jahrhunderts; vom Skeptiker des Zeitalters der Aufklärung. Die Erziehung musste also vor allem darin bestehen, alte Flecke, die unaufhörlich auftauchen wollen, man mag sie noch so viel reiben, auszutilgen.

Johan rieb den Mönch, den Fanatiker und den Selbstquäler fort, so gut er konnte, und setzte als Prinzip vor sein provisorisches Leben, denn es war bloss ein Provisorium, bis er seinen eigenen Weg finden würde, den Grundsatz von dem wohlverstandenen Interesse, der tatsächlich und unbewusst von allen angewandt wird, sie mögen einem Bekenntnis angehören, welchem sie wollen. Er brach nicht das allgemeine Gesetz, weil er nicht vor Gericht kommen wollte; er verletzte niemandes Recht, weil er sein eigenes nicht verletzen lassen wollte. Er näherte sich den Menschen mit Sympathie, denn er hasste die Menschen nicht, und er studierte sie erst nachher, wenn sie den Vertrag mit ihm

gebrochen hatten und ihm unsympathisch geworden waren. Er tat allen recht, solange er konnte, und wenn er nicht konnte, so konnte er eben nicht, aber er versuchte dann durch Arbeit in den Stand zu kommen, es einmal zu können. Er glaubte, sein Talent habe auch die Eigenschaft, ein Kapital zu sein; wenn es jetzt auch nicht Gewinn abwarf, so gab es ihm doch das Recht und die Pflicht, um jeden Preis zu leben. Und er war nicht einer, der unverschämt in die Gesellschaft einzubrechen suchte, um sie auszubeuten; er war ganz einfach eine Fähigkeit, die sich ihrer Kraft bewusst war und sich der Gesellschaft zur Verfügung stellen wollte, zunächst und bescheiden dem Theater der Gesellschaft, das ihn für seinen nationalen Spielplan tatsächlich nötig hatte.

Wenn er den Tag über in Einsamkeit gearbeitet hatte, ging er ins Café, um seine Bekannten zu treffen. In Familien zu gehen, um „edlere" Zerstreuungen, wie Geschwätz, Kartenspiel und dergleichen zu suchen, machte ihm kein Vergnügen. Es schlug ihm immer eine dumpfe Luft, wie von einem stillstehenden Wasser, entgegen, wenn er in eine Familie trat. Gatten, die einander gequält hatten, warfen sich mit Entzücken über einen Blitzableiter; aber es gefiel ihm nicht, Blitzableiter zu sein. Die Familie kam ihm immer wie ein Gefängnis vor, in dem zwei Gefangene einander bewachten; als ein Ort, wo Kinder gepeinigt wurden und Mägde zankten. Es war etwas Garstiges, vor dem er floh. Und darum ging er in die Kneipe. Dort war ein öffentlicher Versammlungsraum, wo man weder jemandes Gast noch jemandes Wirt war. Dort war es hell und geräumig, dort war Musik, und dort sah man Menschen und traf Freunde.

Aus Gewohnheit war man in einem inneren Zimmer des grossen Etablissements Berns geblieben, das nach den Farben der Möbel den Namen „Rotes Zimmer“ erhielt. Der Stamm bestand ursprünglich aus Johan und seinen Künstlern und Philosophen. Die Gesellschaft vergrösserte sich bald durch ältere Bekannte, die man verloren hatte und jetzt wieder fand. So wies die erste Rekrutierung eine Vermehrung von drei Präsentabeln auf, die früher die Klaraschule besucht hatten: der Postassistent, der auch Basssänger, Pianist und Komponist war; der Sekretär der Hofverwaltung; und, der grosse Trumpf der Gesellschaft, der Leutnant von der Artillerie. Zu diesen kamen später der unentbehrliche Freund des Komponisten, der Lithograph, der die Musik des Freundes publizierte, und der Hilfsarbeiter, der die Kompositionen des Komponisten sang. Die Gesellschaft war nicht ganz homogen, passte sich aber bald dem Verkehr an, und es ging gut.

Wenn sich die Gespräche um Kunst, Literatur und Philosophie drehten, hatten die nicht eingeweihten Laien keine Lust, Vorlesungen beizuwohnen; deshalb wurden die Gespräche bald leicht und spielerisch. Johan, der keine Probleme mehr diskutieren wollte, schlug einen skeptischen Ton an und schnitt alle Versuche der Auseinandersetzung mit einer Wortvolte, einem Einwurf, einem Zweifel ab. Sein allerletztes warum, hinter dem letzten darum, beleuchtete die übersichere Schlussfolgerung der Dummheit und liess die Zuhörer ahnen, dass es Möglichkeiten zu Wahrheiten hinter den bewiesenen und angenommenen bis in Unendlichkeit gibt. Diese Einsicht muss dunkel als Keim in den Gehirnen der meisten gelegen haben, denn in kurzer Zeit hatte sich die Skepsis entwickelt

und sich damit eine neue Gesellschaftssprache ausgebildet. Dieser gesunde Zweifel an der Unfehlbarkeit des Urteils hatte zur natürlichen Folge eine brutale Aufrichtigkeit in Sprache und Gedanken. So lohnte es nicht, von seinen Gefühlen zu sprechen, als sei das etwas Lobenswertes, denn das wurde sofort abgeschnitten:

— Bist du sentimental, du Teufel? Nimm Bicarbonat!

Wenn jemand kam und sich beklagte, er habe Zahnschmerzen, antwortete man:

— Das erregt durchaus nicht mein Mitleid, denn ich habe nie Zahnweh gehabt, und es hat durchaus keinen Einfluss auf meinen Entschluss, einen Schmaus zu geben.

Man hatte sich nämlich mit Helvetius dahin geeinigt, dass der Egoismus die Triebfeder zu allen Handlungen des Menschen ist; dass es daher keinen Zweck hat, bessere Gefühle zu heucheln. Geld leihen oder Waren auf Kredit nehmen, ohne ganz sicher zu sein, dass man auch zahlen kann, wurde mit Recht für Betrug gehalten und auch so genannt. Wenn ein Mitglied in einem neuen Überrock ankam, den man für nicht bezahlt hielt, fragte man ihn ganz freundlich:

— Wen hast du mit diesem Überrock betrogen?

Ein anderer äussert sich bei einer andern Gelegenheit:

— Heute habe ich Samuel mit einem neuen Anzug betrogen.

Trotzdem wurden gewöhnlich sowohl Überrock wie Anzug bezahlt; da aber der Käufer sich selber nicht für ganz sicher hielt, als er die Ware bestellte, betrachtete er sich als einen potentiellen Betrüger. Das war ja strenge Moral und Selbstkritik.

Während eines solchen Gesprächs musste der Leutnant aufbrechen, um mit seiner Kompagnie Gottesdienst abzuhalten.

— Wohin willst du?

— Ich muss heucheln gehen! antwortete er, ganz der Wahrheit gemäss.

Dieser Ton der Aufrichtigkeit nahm zuweilen den Charakter eines tiefen Verständnisses der menschlichen Natur und der Gesellschaftsnatur an. Eines Tages wollte die Gesellschaft aus Johans Wohnung in vollem Mittagslicht fortgehen. Es war Winter, und Mons hatte keinen Überzieher, war auch sehr schlecht gekleidet. Der Leutnant, der Uniform trug, zeigte sich etwas unruhig, wollte heute aber nicht verletzend sein. Schliesslich als Johan die Tür öffnet, sagt Mons:

— Geht voraus, ich komme nach; ich will nicht, dass Jean seiner Stellung schadet, indem er mit mir geht.

Johan schlägt vor, er wolle mit Mons den Strandweg gehen und die andern die Ritterstrasse; da aber ruft Jean aus.

— Ach, mach dich doch nicht so edelmütig; dich geniert es ebenso wie mich, mit Mons zu gehen.

— Ja, das tut es, antwortet Johan, aber . . .

— Warum willst du denn heucheln?

— Ich will nicht heucheln, aber ich will versuchen, vorurteilsfrei zu sein.

— Warum willst du vorurteilsfrei sein, wenn kein anderer es ist, und wenn es dir schadet; und es ist vorurteilsfreier, Mons seine Meinung zu sagen, als ihn zu betrügen.

Mons war bereits nach dem Strandweg abgebogen und kam ungefähr zur selben Zeit wie die andern in die Kneipe; ohne die geringste

schlechte Laune zu zeigen, nahm er am Mittagessen teil.

— Gesundheit, Mons, weil du intelligent bist, tröstete der Leutnant.

Die Gewohnheit, auszusprechen, was man im Innersten dachte, ohne auf die Meinung des Tages Rücksicht zu nehmen, hatte auch zur Folge, dass man alle überlieferten Urteile verwarf. Durch die furchtbare Gedankenwirre, in der die Menschen leben, seit die Freiheit des Gedankens von Zwangsgesetzen gebunden ist, haben uralte Urteile über alte Personen und Dinge fortleben können, trotzdem sich neue Weltanschauungen aus den alten entwickelt haben. So hält man noch heute eine ganze Menge Kunstwerke für unübertroffen, trotzdem Technik und Auffassung ausserordentliche Fortschritte gemacht haben. Johan meinte also, wenn er jetzt nach 1870 seine Ansicht über Shakespeare äussere, sei er durchaus nicht verpflichtet, die Ansicht des 18. Jahrhunderts auszusprechen, sondern seine eigene von 1870, wie sie sich mit neuen Gesichtspunkten gestalten musste. Das weckte den grössten Widerstand. Vielleicht weil das Risiko, für ungebildet zu gelten, grösser war als das, für gottlos gehalten zu werden. An Christus wagten sich alle, denn die gelehrte Kritik hatte ihn gestürzt, aber vor Shakespeare schreckte man zurück. Johan war jedoch nicht furchtsam. Da er alle Arbeiten des Dichters kannte, die vornehmsten im Original gelesen und die besten Kommentare studiert hatte, begann er eine Kritik über die lose Komposition und die dürftige Charakterzeichnung im „Hamlet".

Eigen ist, dass der schwedische Shakespeareverehrer Schück, infolge einer jetzt durch die hergebrachte Gedankenwirre und die notgedrun-

gene Feigheit erklärlichen Inkonsequenz, ebenso schwere Tadel gegen „Hamlet“ als Kunstwerk ausgesprochen hat, nachdem er früher das Stück über alles Lob erhaben gefunden. Hätte Johan damals das Buch des Dozenten Schück lesen können, hätte er nicht mutig zu sein brauchen, um solche Kritik wie diese zu unterschreiben:

„Am wenigsten befriedigt Hamlet ... Die Komposition ist lose und nicht zusammenhängend ... Nachdem sich die Handlung bis zu ihrem Höhepunkt entwickelt hat, bricht sie ganz plötzlich ab. Hamlet wird nach England geschickt, ohne dass die Reise irgendwie das Interesse erregt. Noch schlechter ist die Katastrophe. Es ist Schuld des Zufalls, dass Hamlets Rache überhaupt zur Ausführung kommt, und dieselbe Laune der Ereignisse verursacht auch seinen Untergang . . . Dass er im Augenblick des Todes Claudius tötet, sieht mehr nach privater Rache aus, die er für den Mordversuch übt, als nach einem Gericht, das er für die verletzte Sittlichkeit hält.“

Und wie dunkel in der Motivierung, die doch zur Charakterzeichnung gehören sollte!

„Dann ist der Zuschauer über einen so wichtigen Punkt wie Ophelias Wahnsinn im Unklaren. Und Hamlets eigener Wahnsinn! . . . Auch in Lear ist Edmunds Verräterei so plump, dass kein irgendwie vernünftiger Mensch sich davon hätte täuschen lassen!“

Wenn nun das Drama gerade in den Teilen, die ein Drama bauen, in Komposition und Charakteristik, Gebrechen hatte, wie konnte es denn unerreichbar sein? Die Ehrfurcht vor dem Alten und Berühmten hat denselben Grund wie das Schaffen von Göttern, und das Niederreissen des Alten hat dieselben Folgen wie Angriffe auf

Götter. Wie könnte sonst ein kluger, vorurteilsfreier Mensch in Wut geraten, wenn er hört, dass ein anderer ein anderes Urteil als sein eigenes (das er für sein eigenes hält) über eine alte Grösse fällen und aussprechen kann. Das müsste ihm doch gleichgültig sein! Das nationale und geistige Pantheon kann ebenso arg von Atheisten wie von Monotheisten verteidigt werden, vielleicht ärger. Vor dem grossen, gut befestigten Ruf kriecht der sonst so Aufrechte, und Johan hatte einen pietistischen Geistlichen äussern hören, Shakespeare sei ein „reiner" Dichter. Im Mund des Pietisten war das eine Lüge. Der Determinist dagegen hätte das Wort rein oder unrein nie benutzt, weil es die Begriffe nicht gibt. Aber der arme Christusverehrer wagte kein Kreuz für Shakespeare auf sich zu nehmen! Er hatte an dem Kreuz für Christus genug zu tragen!

Indessen schien Johans Methode, alte Verhältnisse vom Standpunkt der Gegenwart zu beurteilen, richtig gewesen zu sein, denn sie machte Schule. Das war das ganze Geheimnis seiner später von theistischen und atheistischen Theologen so wenig verstandenen Art, alte Sachen und Personen unehrerbietig zu behandeln; sie glaubten in ihrer Einfalt ganz unschuldig, das sei etwas, was man bei Kindern Widerspruchsgeist nennt. Er ordnete die verworrenen Begriffe der Menschen und lehrte sie, ihre materialistische Weltanschauung folgerichtig anzuwenden. Waren sie Materialisten, so sollten sie nicht Worte vom Christentum leihen und nicht wie Idealisten denken. Daraus entstand ein Schlagwort, das zeigte, wie man das Veraltete geringschätzte: „Das ist alt!" Als neue Menschen mussten sie neue Gedanken denken, und neue Gedanken verlangten

eine neue Sprache. Anekdoten und alte Witze wurden sofort unterbrochen; Phrasen und geborgte Ausdrücke verworfen. Man konnte roh sein und die Dinge beim richtigen Namen nennen, aber vulgär durfte man nicht sein, keine Zitate aus der letzten Operette anführen, keine Witze aus dem letzten Witzblatt wiederholen. Dadurch gewöhnte sich jeder, aus seiner eigenen Vorratskammer hervorzusuchen, was sich an ursprünglicher Beobachtung darin fand. So wurden die Urteile von neuen Gesichtspunkten gefällt.

Da nun Johan an allem zweifelte, warum konnte er nicht an seiner demokratischen fixen Idee zweifeln? Weil diese wahrscheinlich ihm nicht bewusst wurde, sondern ein Trieb war, ererbt wie eine Krankheit; und weil wahrscheinlich in ihm ein Gefühl des Gleichgewichts lebte, das keine Ruhe finden konnte, bis er nicht das Gleichgewicht ausser sich in dem sozialen Milieu, in dem er lebte, verwirklicht sah. Es war eine natürliche Anlage, der ähnlich, die man Endosmose nennt; die treibt zwei Flüssigkeiten von verschiedener Dichte, die Membran zu durchdringen und sich zu mischen. Und Gleichgewicht konnte nicht eintreten, ehe nicht die Dichtigkeit auf beiden Seiten der Membran die gleiche wurde. Alle Gesellschaftsklassen hatten verschiedene Dichtigkeit, und darum war eine ewige Unruhe in der Gesellschaft. Nur die Demokratie oder eine vollständige Mischung konnte Ruhe bringen. Aber daraus folgte nicht, dass eine einzelne Klasse, die Unterklasse allein, nach oben kam; sie sollte vielmehr langsam in die Oberklasse übergehen; dann würde es schliesslich nur noch eine Mittelklasse geben.

Diese Endosmose hatte Johan in seinem Verkehrskreis verwirklicht, zu dem bald Personen

von ganz verschiedener gesellschaftlicher Stellung gelockt wurden. So gesellten sich Kaufleute und Bankbeamte dazu, auch Lehrer und gelegentlich auch Gelehrte; doch mit älteren und bekannteren Leuten ging der Mischungsprozess nicht so leicht. Die fanden den Ton zynisch, nicht als ob man über unanständige Dinge sprach, sondern weil man sagte, was man dachte. Sie hatten eine Stellung in der Gesellschaft erreicht und eingesehen, dass die Stellung wie die Gesellschaft auf dem stillen Übereinkommen, zu lügen oder wenigstens zu schweigen, beruht. Daher kam ihnen die Aufrichtigkeit zynisch vor. Ja, es gilt noch heute für zynisch, seine sogenannten Fehler oder Schwächen zu verraten, falls man nicht wie der Pietist mit ihnen kokettiert, um zu zeigen, wie ausgezeichnet man nachher geworden ist.

Johans Entdeckung war, dass die Menschen Automaten sind. Alle dachten dasselbe, alle urteilten auf gleiche Art; und je gelehrter sie waren, desto weniger Selbsttätigkeit übten diese Gehirne. So begann er an der ganzen Buchbildung zu zweifeln. Die von Upsala kamen, hatten alle einen und denselben Gedanken über Raffael, ein und dasselbe Urteil über Schiller, obwohl die Verschiedenheit ihrer Charaktere durchaus Differenzen im Urteil verlangte. Diese Menschen dachten also nicht, trotzdem sie sich Freidenker nannten, sondern sie sprachen nur — also waren es Papageien.

Aber Johan durchschaute es noch nicht, dass nicht die Bücher die Gelehrten zu Automaten gemacht hatten. Er selbst und seine ungelehrten Philosophen waren ja durch Bücher zum Selbstbewusstsein erwacht. Die Gefahr mit der Universitätswissenschaft war, dass sie unter dem Schutz der Regierung aus schlechten Büchern ge-

holt wurde, die von der Oberklasse im Interesse der Oberklasse geschrieben waren; also in der Absicht, das Alte und Bestehende zu feiern und weitere Entwicklung zu verhindern.

Indessen hatte diese Skepsis Johan steril gemacht. Er hatte eingesehen, dass die Kunst nichts mit der Entwicklung zu tun habe, dass sie nur Erscheinungen umsetze und als Kunst um so vollkommener sei, je mehr sie sich nur abbildend verhalte. Den Trieb, die Dinge umzubilden, behielt er noch, und der fand seinen Ausdruck in seiner Malerei. Seine Dichtkunst dagegen sprang entzwei, da sie Gedanken wiedergeben oder Zwecken dienen sollte.

Die Niederlage, die er mit dem Drama erlitten, hatte einen ungünstigen Einfluss auf seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Freunde, von denen er Geld geborgt, kamen eines Abends bei Johan zusammen, um sich das Stück vorlesen zu lassen; aber sie waren von der Arbeit des Tages so müde, dass sie nach dem ersten Akt einschliefen und baten, die Vorlesung zu verschieben. Einer von den weniger Schläfrigen hatte jedoch zu merken gemeint, es seien zu viel Gottesworte im Stück, und die passten nicht für die Bühne. Damit waren die Hilfsquellen erschöpft, und die Not drängte, unbestechlich, stocktaub. Nachdem er einige Zeit nicht mehr zu Mittag hatte essen können, wurde Johan dieses Lebens überdrüssig und sah sich nach Brot um. Wo sollte er in der Wüste Brot hernehmen? Das Nächste wäre, ein Engagement bei einem Provinztheater zu suchen. Dort sah er Krethi und Plethi in den Trauerspielen Heldenrollen ausführen und oft sich einen Namen machen, auf den hin sie später ans Königliche Theater

kamen. Schnell fasst er seinen Entschluss, packt seine Reisetasche, borgt Reisegeld und fährt nach Göteborg. Es war gerade während des Novembersturms von 1872.

Da das Milieu, in dem er lebte, stark auf ihn einwirkte, wurde er sofort von Widerwillen gegen die Stadt ergriffen. Finster, korrekt, teuer, hochmütig, verschlossen, lag sie in ihrer Ringmauer von Steinhügeln und machte ihn, den lebhaften Hochschweden, der an die reiche und lächelnde Natur von Stockholm gewöhnt war, traurig. Es war eine Kopie der Hauptstadt, aber eine verkleinerte, und Johan fühlte sich als Oberklasse gegen diese in der Entwicklung stehende Gesellschaft. Aber er merkte doch, hier war etwas, das in der Hauptstadt fehlte. Ging er an den Hafen hinunter, sah er eine Flotte, die fast ganz und gar fürs Ausland bestimmt war, und grosse Fahrzeuge unterhielten regelmässige Verbindungen mit dem Festland. Menschen und Gebäude sahen nicht so ausschliesslich schwedisch aus, die Zeitungen achteten mehr auf die grossen Bewegungen, die draussen in der Welt vorgingen. Wie nahe war es nicht von hier nach Kopenhagen, Christiania, London, Hamburg, Havre! Hier hätte Stockholm liegen müssen, hier an einer Bucht des Weltmeeres, während jetzt die Hauptstadt abseits an einer Krümmung des Binnensees Ostsee lag. Wahrhaftig hier war die Zelle zu einem neuen Mittelpunkt, und jetzt verstand er, dass Stockholm nicht mehr den Mittelpunkt des Nordens bildete, sondern dass Göteborg im Begriff war, das Zentrum zu werden.

Augenblicklich aber war dies kein Trost für ihn, da er in so geringfügigen Angelegenheiten kam, wie es die eines Schauspielers sind.

Er suchte den Theaterdirektor auf; stellte sich ihm ungefähr als einen Mann vor, der dem Theater einen Dienst erweisen will. Der Direktor glaubte jedoch von dem Personal, das er schon hatte, ganz gut bedient zu sein; doch bewilligte er eine Probe, in der Rolle, die Johan als Debut haben wollte. Das war Dietrichsons „Arbeiter“, der grosse Erfolg des Tages. Johan hatte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Stephensons Lokomotive und seinem abgelehnten Theaterstück entdeckt; so hoffte er es wahr ausdrücken zu können, wie der Ingenieur das Grinsen des Haufens verachtete, wie die Gelehrten sich Befürchtungen hingaben und die Angehörigen über eine verlorene Existenz trauerten. Er probierte eines Abends bei einer Gasflamme und vor leeren Wänden. Natürlich konnte er nicht in Stimmung kommen. Er fühlte es selbst und bat, die Rolle im Kostüm wiederholen zu dürfen. Nein, das sei nicht nötig. Der Direktor hatte genug gehört. Talent sei wohl vorhanden, aber es müsse entwickelt werden. Er bot ihm ein Engagement von zwölfhundert Kronen an, das am ersten Januar beginnen sollte. Johan überlegte: zwei Monate in Göteborg müssig gehen und dann an einem Provinztheater Bediente oder Volk spielen? Nein! Das wollte er nicht. Was blieb ihm also übrig? Geld borgen und heim reisen. Und das tat er.

Also wieder ein Fiasko. Die Freunde hatten ihm ein Abschiedsfest gegeben, ihm Reisegeld verschafft, alles getan, um ihm zu helfen, und jetzt kam er zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Wiederum musste er die alte berechtigte Beschuldigung hören, er sei unbeständig. Unbeständig sein, ist in einer geordneten Gesellschaft äusserst unpraktisch; da verlangt man anhaltende und ein-

seitige Ausbildung in einem Fach, damit man seine Mitbewerber übertreffen kann; und jedes Mitglied der Gesellschaft hat ein unangenehmes Gefühl, wenn es jemand aus seinem Kreise schwanken sieht. Es braucht kein reiner äusserlicher Egoismus zu sein, es kann sich ein Gefühl der Solidarität darin äussern, der Fürsorge für andere. Johan merkte, dass er mit diesen unzähligen Umsattelungen seine Freunde beunruhigte, und er schämte sich darüber und litt darunter, aber er konnte nicht anders handeln.

So war er wieder zu Haus und sass wieder die langen Abende im „Roten Zimmer“ und fragte sich, ob ihm nicht auch eine Stellung zukomme in der an Karrieren sonst so reichen Gesellschaft.

Zur Weihnachtszeit reiste Johan wieder nach Upsala, da er als Mitarbeiter an einem dort erschienenen „Musenalmanach“ zum Fest eingeladen war.

Der Almanach, der mit einem einstimmigen Pereat empfangen wurde, war nicht bedeutungslos als Exponent. Der Leser, der diese Blütenlese durchmustern sollte, konnte mit Recht fragen: Was geht mich das an? Diese Poesie konnte wie die der Signaturen vor fünfzig, ja vor hundert Jahren geschrieben sein. Sie war gleichgültig, aber sie war auch schlecht. Schlecht, weil sie nicht verriet, dass sich die Wahrnehmungsorgane der Poeten entwickelt hatten; gleichgültig, weil die Poesie nicht aus der Zeit herausgewachsen war. Sie war 1872 datiert, und es war kein Echo des Jubels von 1865 darin, kein Blutstropfen von 1870, kein Duft des Brandrauchs von 1871. Hatte diese Elitejugend geschlafen? Ja gewiss! Und das Eigentümliche war, dass die Poeten, die bis-

her für Antesignaner galten, sich jetzt im Tross befanden. Die Studenten im allgemeinen, die grosse Masse, waren Realisten, Skeptiker, Spötter, wie es den Kindern der Zeit anstand, aber die Poeten waren gläubige Toren, mit den Signaturidealen im Herzen. Sie waren Nachidealisten, in Form und Gedanken, denn die neue Weltanschauung war nicht bis zu diesen isolierten Individualisten gedrungen, die noch ein romantisches Bohèmeleben lebten. Es war Nachklang, Epigonentum. Aber war die schwedische Poesie denn vorher etwas anderes gewesen, und konnte sie etwas anderes sein? War Tegnér etwas anderes als ein Epigone von Schiller, Öhlenschläger, den Edden und den altnordischen Sagas? War Atterbom etwas anderes als eine deutsche Spieldose, von Tieck, Hoffmann, Wieland, Bürger konstruiert? Und so ging es weiter über die ganze Linie. Aber dieser Musenalmanach war der Nachklang des Nachklangs; es waren Träume von Träumen. Der Realismus, der durch Kraemers „Diamanten in Steinkohlen" bereits 1857 seinen vorzeitigen Einzug in Schweden gehalten, um dann mit Snoilsky jubelnd vorzudringen, hatte seine Spuren nicht auf die Jungen gedrückt. Die schlaffe Poesie der Signaturen war ein Ausdruck der schlaffen Zeit gewesen, aber diese Poesie war nur ein Ausdruck der Unfähigkeit ihrer Verfasser.

Johan hatte eine freie Umarbeitung der „On Bosveigs Saga" beigesteuert. In diesem männlichen Aschenbrödel hatte er sich selber verherrlicht als den verlorenen Sohn seiner Familie. Die nächste Veranlassung war die Geringschätzung gewesen, die ihm seine Gönner und Freunde aus der Bürgerklasse gezeigt hatten, da er als Dichter nicht sein Glück machte. Die Sprache zeichnete

sich durch eine gewisse Roheit des Ausdrucks aus und durch den Versuch, das Niedrige zu adeln oder wenigstens den Begriff Schmutz von Dingen abzukratzen, die an sich nicht waren, was man schmutzig nennt. Da das Wort Naturalismus noch nicht im Schwange war, wurde die Sprache roh und geschmacklos genannt.

Aber von grösserer Bedeutung als Almanach und Festessen wurde eine Bekanntschaft, die Johan zufällig auf der Reise machte. Er wohnte bei einem Kameraden, und auf dessen Schreibtisch fand er ein Heft der „Schwedischen Zeitschrift", in der Hartmanns „Philosophie des Unbewussten" angezeigt wurde. Die Darstellung des Systems war von dem Finländer A. V. Bolin geschrieben und verriet im ganzen eine halbverborgene Bewunderung; aber der Redakteur Hans Forssell hatte den Aufsatz mit einer Note seiner Art beschlossen, wie immer, wenn er auf etwas Neues stiess, das sein Gehirn nicht kapieren konnte.

Das war der Pessimismus! Bewusstes Leben ist Schmerz, weil unbewusster Wille die Bewegungskraft des Weltprozesses ist und das Bewusstsein den unbewussten Willen hemmt. Das war der alte Mythus vom Baum der Erkenntnis, dessen Frucht wissen liess, was gut ist und was böse ist. Das war der innerste Glaube des Buddhismus, das war die Hauptlehre des Christentums: vanitas, vanitatum vanitas.

Die meisten grossen, also bewussten Geister waren Pessimisten gewesen, hatten die Illusionen des Lebens durchschaut, entlarvt. Nur Wilde, Kinder und Durchschnittsmenschen konnten daher fröhlich sein, weil ihnen die Täuschung nicht bewusst wurde, und weil sie sich, wollte man ihnen

die Wahrheit sagen, die Ohren zuhielten und baten, ihnen nicht die Illusionen zu rauben.

Johan fand das alles in Ordnung und hatte nichts Wesentliches einzuwenden. Es war also wahr, was er so oft geträumt hatte, dass das Ganze nichts war! Dieser Verdacht hatte also seinem Gesichtspunkt zugrunde gelegen, von dem er alles Grosse und alle Grössen reduziert sah. Dieses Bewusstsein hatte er dunkel in sich gehabt, da er als Kind, obgleich wohlgestaltet, gesund und stark, über einen unbekannten Schmerz geweint hatte, dessen Ursache er weder in sich noch ausser sich finden konnte. Das war das Geheimnis seines Lebens, dass er nichts bewundern, sich nicht an etwas halten, nicht für etwas leben konnte; dass er zu bewusst war, um sich anführen zu lassen. Das Leben war ein Schmerz, der nur dadurch gelindert werden konnte, dass man dem Willen so viel Hindernisse wie möglich aus dem Wege räumte; sein Leben war daher so äusserst schmerzhaft, weil seine Klassenstellung, seine wirtschaftliche Lage fortwährend seinem Willen Hindernisse in den Weg legten.

Sah er sich das Leben und besonders den Verlauf der Geschichte an, fand er nur Kreise und Wiederholung von Irrtümern. Der Gegenwartsmensch träumte von einer Republik, wie sie die Griechen und Römer vor zweitausend Jahren gehabt hatten; die Kultur der Ägypter war verfallen, als sie deren Nichtigkeit durchschauten; Asien schlief den ewigen Schlaf, nachdem es vom unbewussten Willen dazu getrieben worden, die Welt zu erobern; alle Völker hatten Betäubungsmittel und Rauschmittel erfunden, um das Bewusstsein zu löschen; der Schlaf war eine Seligkeit, und der Tod das höchste Glück. Warum aber nicht

den letzten Schritt tun und sich das Leben nehmen? Weil der bewusste Wille den Menschen unaufhörlich verlockte, durch die Illusion zu leben, die in der Hoffnung auf ein besseres Dasein enthalten ist.

Der Pessimismus als mechanische Weltanschauung ist konsequenter als der Transformismus, der in der mechanischen Entwicklung eine Entwicklung zum Glück des Menschen sieht. Ist das letzte nicht eine übrig gebliebene und umgewandelte Vorsehung Gottes? Oder kann man glauben, dass die mechanischen, blind regierenden Naturgesetze an die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften denken, wenn sie Eiszeiten, Sündfluten, vulkanische Ausbrüche hervorrufen? Und wird man einen aufgeklärten Mann konservativ in geringschätzigem Sinn nennen, weil er nicht glauben kann, dass der Mensch die Naturgesetze unterdrückt hat und jetzt beherrscht, wie Stuart Mill sich scherzhaft ausdrückt. Hat man schon sichere Mittel gegen Schiffbruch, Blitzschlag auf freiem Felde, wirtschaftliche Krisen, Todesfälle in der Familie, Krankheiten erfunden? Kann man nach Gefallen die Neigung der Erdachse regulieren, für die Jahresernte hinderliche Wolkenbildungen fortschaffen? Hat man schon bei dem jetzigen hohen Stand der Forschung die Reblaus ausroden, Überschwemmungen verhindern, Aberglauben abschaffen, Despoten entfernen, Krieg verhüten können? Ist es nicht vermessen oder einfältig zu glauben, der Mensch, der selber von den Naturgesetzen beherrscht wird, den chemischen, physischen, physiologischen, stehe über ihnen, weil er verstanden, einige zu seinem Vorteil zu benutzen, wie der Vogel den Wind zum Fortkommen, der Biber den Druck des Stroms

zum Bau zu benutzen wusste? Sind nicht die Flügel des Falkens und der Fliege vollkommenere Bewegungsapparate als Eisenbahn und Dampfer? Wie kann dann der Mensch so einfältig sein, dass er über der Natur zu stehen glaubt, wenn er selbst der Natur so untertänig ist, dass er nicht einmal frei wollen, frei denken kann? Das sieht aus wie ein Überrest von den früheren Stadien der Illusion. Und wenn die europäische Gesellschaft sich jetzt zu Atheismus entwickelt, so hatten die Buddhisten den schon; zu Religionsfreiheit, so gibt es die in dem niedrigeren Stadium China; zu Polygamie, so existiert die bei australischen Wilden; zu gemeinsamem Eigentum, so war diese Form die älteste; zu metrischer Grundbesteuerung mit ausschliesslicher Besteuerung des Bodens, so können wir diese Kunst von den Chinesen lernen. Nein, Europa ist zuletzt von allen grossen Volksgruppen zum Bewusstsein erwacht. Ist jetzt im Begriff zu erwachen, und wendet sich nicht wie einige Orientalen dumpfem Quietismus zu, sondern erwacht, um so weit wie möglich die Schmerzen und Unannehmlichkeiten des Erdenlebens fortzuräumen, obwohl man noch nicht die passende Art gefunden hat.

Der Irrtum der Industriesozialisten ist, dass sie, nach der Formel der vieldeutigen Entwicklungslehre, auf das Bestehende bauen wollen, denn sie glauben, dass das Bestehende aus Notwendigkeit besteht und zum Besten aller aufgebaut ist. Aber das Bestehende ist zum Glück weniger zustande gekommen, ist also eine Abnormität, und auf eine Abnormität bauen, heisst ein Haus auf nicht entwässertem Boden errichten. Wahrscheinlich ist jedoch diese Gesellschaftsform, die erwünscht wird, wie unsinnig sie auch ist, ein not-

wendiger Irrtum, durch den die Menschen zu einer besseren Zukunft hindurchgehen sollen. Die Gefahr und die Hoffnung liegen darin, dass sie bereits ihr Programm fertig hat und darum bereits automatisch ist; darum wird sie wirken, wie eine blinde, unwiderstehliche Masse wirkt. Will sie die ganze Gesellschaft nach der Klasse einer Minderheit, des Industriearbeiters, umbilden und alle Menschen zu Maschinenarbeitern machen, so mag sie es nicht für ganz verrückt halten, wenn einige daran zu zweifeln wagen, dass das die Seligkeit wird. Der Sozialismus als Gesellschaftsreform kann dagegen nicht ausbleiben, denn Europa hat in seiner Selbstvergötterung nicht gesehen, wie weit zurück es in Wirklichkeit ist. Mit einer asiatischen Regierungsform versehen, die bis in Einzelheiten regiert; eine mit altem asiatischen Aberglauben besudelte Religion unterhaltend; mitten in furchtbarer Tyrannei des Kapitals lebend, die von bewaffneter Macht unterstützt wird, stellt es politische und religiöse Verfolgungen an, verehrt es balsamierte Monarchen wie Pharaomumien, zivilisiert es wilde Völker mit Ausschussfabrikaten und Kruppschen Kanonen; vergisst, dass seine Zivilisation einmal von Osten kam und damals besser als jetzt war, wie Aristoteles' Philosophie besser war als das heutige Christentum.

Hartmann und der Pessimismus glauben, dass diese Verbesserung, die Sozialismus heisst, kommt; dass aber darauf etwas anderes folgen wird.

Der Spiessbürger ist Optimist, denn er vermag über die täglichen Erscheinungen nicht hinaus zu sehen oder zu denken. Das ist ein Glück für ihn und kein Verdienst, denn er hat keine andere Wahl. Ja, er versteht nicht einmal, was Pessimismus ist, sondern glaubt, damit meint man,

diese Welt sei die schlechteste der Welten. Wie sollte jemand darüber eine begründete Ansicht haben? Voltaire, der nicht Pessimist war, schreibt ein ganzes Buch, um zu beweisen, dass diese Welt wenigstens nicht die beste für uns sei, wie Leibniz sich einbildete. Sie ist natürlich die beste für sich, wenn auch nicht für uns, und das ist gerade der Unterschied zwischen der Weltanschauung des Hypochonders und des Pessimisten, dass der erste glaubt, die Welt sei für ihn die schlechteste, während der Pessimist davon absieht, was sie für das Individuum sein mag. Hartmann war kein Hypochonder, wie man hat glauben wollen, und er sucht den Schmerz des Lebens so weit wie möglich dadurch zu entfernen, dass er sich in einen unbewussten Zustand versetzt.

Das jüngere Geschlecht von heute ist traurig, weil es zum Bewusstsein erwacht ist und die Illusionen von Gott, vom Leben nach diesem und von vielem andern verloren hat; aber es ist nicht hypochondrisch; und es arbeitet daran, den Eintritt der Welt in das letzte Stadium der Illusion zu verwirklichen, in die neue Gesellschaftsart, als erhofften sie davon eine Linderung des Schmerzes, und desto fanatischer, je tiefer sie ihn fühlen.

Angenommen, Hartmanns Philosophie sei ein Irrtum, und ein Skeptiker muss das annehmen, trotzdem sie alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, da ja die Grundbedingung des Lebens, der Selbsterhaltungstrieb, im Entfernen des Schmerzes besteht, also der Schmerz die äusserste Bewegungskraft ist, so muss man historisch zu erklären suchen, wie diese Philosophie entstanden ist und sich verbreitet hat. Äusserliche Betrachter, wie der Spiritualist Caro, begehen die Inkonsequenz, sie aus körperlicher Krankheit zu erklären. Die

Sozialisten, die Hoffnung wecken mussten, dass ihre Lehren auszuführen seien, erklären die Philosophie als das Gefühl des bevorstehenden Untergangs einer Klasse, die in Hartmann ihren Vertreter hatte. Aber Hartmann glaubt an den Sozialismus und die neue Gesellschaft, wenn auch als Übergangsformen. Er ist nicht verzweifelnd, nicht einmal melancholisch. Er ist, scheint es, der erste Philosoph, der, vollständig von Christentum, Europäismus, Idealismus gereinigt, den Weltprozess aus den Lehren der mechanischen Weltanschauung zu erklären sucht. So ist es, so geht es zu, sagt er geradeaus. Wir haben uns aus unbewussten Mineralien entwickelt, sind Eiweisskörper geworden, haben Nervenganglien mit Bewusstsein bekommen, und schliesslich Gehirne mit einem immer mehr erwachenden Selbstbewusstsein. Je höher das Nervenleben, desto grösser der Schmerz, die Empfänglichkeit für Eindrücke. Erst in unseren Zeiten gelang es dem Grosshirn, klare Wahrnehmungen zu machen und den Weltprozess zu durchschauen.

Hartmann kann also als der gelten, der zum höchsten Bewusstsein gekommen ist, und wird darum leben als der grosse Entlarver, vor dessen scharfem Blick die Binden fielen. Es ist auch ein Irrtum, ihn den Propheten der Verzweiflung zu nennen. Der Christ und der Idealist werden sich leer fühlen und verzweifeln, wie vor der nackten Wahrheit, aber der Transformist empfindet eine unsagbare Ruhe. Der Mensch wird bescheiden werden, wenn er seine Kleinheit als ein Körnchen messen kann, das in kosmischen Staub gelegt ist: er wird keine weiteren Götter aus sich selber machen, sein Glück nicht auf ein künftiges Leben bauen, sondern durch den Pessimismus ge-

trieben werden, sein einziges Leben so gut wie möglich für sich einzurichten, und also für alle andern. Er wird einsehen, wie nutzlos es ist, über das Elend des Daseins zu jammern, wie die Christen tun; und er wird den Schmerz als eine Tatsache hinnehmen und ihn vertreiben, so gut er kann.

Hartmann ist Realist und hat mehr aus Bosheit den Namen Pessimist in veraltetem Sinn erhalten. Ihm graut nicht vor dem Elend der Welt; er sagt nicht einmal, dass es ein Elend ist. Er zeigt nur, dass das Leben nicht so gross, nicht so schön ist, wie die Menschen es sich vorzustellen lieben; und der Schmerz ist für ihn keine körperliche Plage, nur Triebfeder. Es ist eine gesunde lebenskräftige Weltanschauung, gegen die der Sozialismus zuweilen wie Idealismus aussehen kann, da dieser die Gesellschaft nach Wünschen, nicht nach Möglichkeiten umbauen will.

Auf Johan wirkte das Referat des Systems erfrischend. Es war also ein System in der Torheit, und sein Bewusstsein war vorausgegangen und hatte geargwöhnt, dass das Ganze etwas recht Unbedeutendes sei. Aber eine Weltanschauung geht nicht auf einmal vollständig in ein Gehirn hinein. Sie liess auch hier nur gewisse Niederschläge und gab einen Grundton. Als theoretischer Gesichtspunkt wurde sie noch getrübt von seiner religiösen, idealistischen Erziehung; verdunkelt von seinem angeborenen und erworbenen Klassenhass, seinem Naturtrieb, das Gleichgewicht ausser sich im Leben zu suchen. Das Ganze war, im grossen gesehen, Unsinn; musste man aber leben, so hatte man sich mit der Wirklichkeit zu befassen und dann einen anderen, alltäg-

lichen Gesichtspunkt anzulegen. Und das tat man, leider! Wenn man sein Brot suchte, wurde die Schwierigkeit, es sich zu erringen, etwas Grosses; suchte man Ehre, so wurde der Widerstand etwas Ungeheures. Die Ehre war, im grossen gesehen, nichts, aber im Verhältnis zu den kleinen Umständen des Lebens war sie etwas Grosses und Erstrebenswertes. Das verstanden die Spiessbürger nicht, und sie hatten manch angenehmen Augenblick, wenn sie ihn, den Pessimisten, sich nach Auszeichnungen placken sahen. Das fanden ihre Uhrwerksgehirne inkonsequent, da sie nicht verstanden, dass der Oberbegriff Ehre zwei Werte hat, einen absoluten und einen relativen!

## 4.

## Der Redakteur

(1873)

Die sechziger Jahre waren mit schlechten Ernten und schlechten Geschäften zu Ende gegangen, aber mit Beginn der siebziger Jahre kam die gute Zeit, mit guten Ernten, günstigen Konjunkturen für Holz und Eisen, mit allgemein erwachender Unternehmungslust bei dem sonst lässigen Schweden. Buckle hatte entdeckt, dass Schwede und Nordländer im allgemeinen unstetiger sind, weil die Veränderlichkeit des Klimas die Arbeit so oft unterbricht, dass im Winter Ackerbau, Handel, Schiffahrt, Gewerbe stocken und die Menschen zu Faulheit gezwungen werden, während der kurze Sommer zu fieberhafter Eile antreibt. Eine Wahrheit scheint darin zu liegen, und der Schwede arbeitet ruckweise mit grossem Eifer, fällt dann

zusammen und wird wieder unschlüssig und unlustig. Die günstigen Jahre bei Beginn des neuen Jahrzehnts schienen ihm so zu Kopf gestiegen zu sein, dass er sich von dem damals in Deutschland und Österreich herrschenden Schwindel anstecken liess. Die Eisenwerke erweiterten ihre Tätigkeit, kauften und bauten; die Holzhändler hauten und sägten; Eisenbahnen wurden einander parallel an jeder Hausecke vorbei angelegt; bisher unbenutzte Reichtümer an Torf und Steinkohlen wurden ausgegraben; Aktiengesellschaften gegründet, oft in guter Absicht, zuweilen in weniger guter. Man hat diese Zeit die Gründerzeit genannt. Die Aktiengesellschaft ist eine gute und wohltätige Erfindung und hat viele fruchtbare Unternehmungen zustande gebracht; aber durch die Nichtverantwortlichkeit, welche die Folge der unpersönlichen Verwaltung ist, kann sie leicht zu einer Nachlässigkeit verleiten, vor der sich der einzelne hüten muss.

Durch einen Zufall wird Johan eins zwei drei in eine Tätigkeit hineingeworfen, die ihm erlaubte, diese wirtschaftliche Revolution aus der Nähe zu betrachten; sie erstreckte ihre Wirkungen weit in die Zukunft hinein und der Rückschlag kam in der Krisis, die 1878 ausbrach.

Eines Tages, als die Not am grössten war, kommt ein Abgeordneter vom Roten Zimmer, sonst Referendar und Bankbeamter, und fragt Johan, ob er, als Schriftsteller, eine gute Idee zur Herausgabe einer Zeitung haben wolle. Das Interesse für das Versicherungswesen habe nämlich in den letzten Jahren in hohem Grade zugenommen, und die vielen verschiedenen Versicherungsgesellschaften besässen Tausende von Agenten im Land, die einen sicheren Abonnentenkreis für die vor-

geschlagene Zeitung bilden würden. Johan antwortete, der Wahrheit gemäss, er verstehe dieses Geschäft ja gar nicht. Der Freund wendete ein, er könne sich sehr schnell hineinarbeiten, auch werde er einen Mathematiker und einen im Versicherungswesen wohlbewanderten Direktor zur Seite erhalten. Johan sei nur der Herausgeber, redigiere die Artikel, besorge Korrektur und Druck. Nein, das wolle er nicht, dann werde er nur ein Strohmann, und er könne nicht wissen, was für Geschäfte er ausrichten müsse.

Die Unterhandlungen wurden einige Zeit ausgesetzt, aber wieder aufgenommen. Jetzt bot man ihm Garantien. Alle Versicherungsgesellschaften hätten halb versprochen, das Unternehmen zu unterstützen; und es handele sich nicht darum, für eine Gesellschaft zu arbeiten, sondern das Versicherungswesen im allgemeinen zu fördern. Er überlegte sich die Sache, und da er kein anderes Brot hatte und das eine für ebenso schlecht wie das andere hielt, eröffnete er die Unterhandlungen. Die Garantien schienen viel zu versprechen, und sein Tisch bedeckte sich mit Büchern und Zeitungen, die er studieren musste.

Der Einblick, den er jetzt ins Geschäftswesen, in den Zusammenhang zwischen Versicherung und Statistik, Geburten, Sterblichkeit, Massenarmut, Handel, Schiffahrt tat, lockte ihn zuerst. Die lebendige Arbeit am allgemeinen Wohlstand und Glück sah er jetzt mit eigenen Augen, und er entdeckte ein Interesse in diesem Studium, das er vorher nicht geahnt hatte. Hier stiess er auch zum erstenmal auf den Arbeitersozialismus, der in unsinnigen Zügen dargestellt und als überflüssig bekämpft wurde, da man bereits das Versicherungswesen als Heilmittel besitze.

Aber Johan wollte das Unternehmen nicht beginnen, ehe er nicht ganz in die Geschäfte eingedrungen war und ebensoviel wie sein Leiter wusste. Daher nahm er seine alte Mathematik wieder auf; durchging Reihen und Wahrscheinlichkeitsrechnung, nach der die Prämientabellen aufgestellt waren. Als er sich zu Hause fühlte, begann er die Probenummer zu redigieren. Kritisch angelegt und fest entschlossen, nicht Aufträge auszuführen, sondern wirklich auf alle Abweichungen zu achten, kritisierte er eine entstehende Gesellschaft, welche die Prämien herabsetzen wollte und Anteil am Gewinn versprach. Da im Ausland der Schwindel im Versicherungswesen stark zugenommen hatte und die Konkurrenz rücksichtslos die Prämien drückte, kam er mit einer Warnung. Jede Herabsetzung der Prämien verringerte die Garantien der Versicherten und war Schwindel.

Das war für das Bestehen der Zeitung unklug, und man polemisierte, natürlich rücksichtslos und mit Beschuldigungen. Johan beteuerte, er, der weder Aktienbesitzer noch Agent sei, könne die Frage unparteiisch beurteilen. Darauf antwortete man, eine Gesellschaft besitze die Zeitung, die usw.

Zur Tätigkeit des Redakteurs und zum Gedeihen der Zeitung gehörte nun, dass er selber bei den Direktoren der Gesellschaften herumging, für die Ware sprach, die Herren ausfragte und Notizen sammelte. Er begann bei den Seeversicherungsgesellschaften. Da es nur wenige Jahre vor dem grossen Krach war, wurde er mit Misstrauen und Zurückhaltung empfangen. Man sprach von schlechten Zeiten, und die versprochenen Garantien zahlte man nicht gleich. Man machte Ausflüchte und versprach — für die Zukunft.

Dann musste er in die Börse. Es war das erstemal, dass er in diesen summenden Kreis trat, um die Mittagszeit, als die Makler in voller Tätigkeit waren. Er fühlte sich zuerst ängstlich. Was hatte er hier zu schaffen, er, der Poet, der durchgefallene Dichter? Man guckte ihn an, und er sah unsicher aus wie ein Spion. Alte Kaufleute, die ihn kannten, lachten ihn an und fragten, was er hier zu tun habe. Er wurde einigen Direktoren vorgestellt, aber frostig aufgenommen und mit Versprechungen abgespeist.

Um dieselbe Zeit fiel Johan Plimsolls berühmte Rede in die Hände, die dieser im englischen Parlament über den Seeversicherungsschwindel, die Spekulation mit alten Schiffen und die schrankenlose Herabsetzung der Prämien gehalten hatte. Ohne an die Folgen zu denken, ohne zu wissen, welche Wunden er salzte, griff er die Seeversicherungsgesellschaften an. Als er dann in die grosse Gesellschaft kam, während die Direktion Sitzung hatte, musste er sehr lange warten. Schliesslich wurde er in das innere Zimmer gelassen, wo die Direktoren sassen. Er stellte sich vor und fragte, ob sie auf seine Zeitung abonnieren wollten. Es wurde ganz still. Die Herren sassen auf Sofas und sahen niedergeschlagen aus. Schliesslich fragte der geschäftsführende Direktor die anderen Herren nach ihrer Ansicht. Sie antworteten unhöflich. Dann einigten sie sich, fünf Exemplare zu nehmen, trotzdem sie so gut wie versprochen hatten, vierzig zu nehmen. Wenn Johan gewusst hätte, was er ahnte, dass er in einen Kreis zum Tode Verurteilter gekommen sei, die jetzt gerade in dem Sturm Schiffbruch erlitten hatten, der im November gewütet, als er in Göteborg war! Wenn er gewusst hätte, was

für ein trübes Wasser er aufgerührt; dass man ihn hasste, aber noch mehr fürchtete! Aber das erfuhr er hinterher!

Die Zeitung erschien zwei Male im Monat, sorgfältig redigiert, teuer gedruckt. Es war eine recht schwere Arbeit, den Stoff zu studieren, gleichzeitig die Zeitung zu schreiben, den Druck zu besorgen, Korrektur zu lesen und die Expedition zu erledigen. Dazu kamen Ausgaben wie Laufbursche, Porto, lithographische Arbeit, Fahrten nach der Druckerei, die weit hinten im Süden lag, Zeitungsliteratur und Bücher. Und dann musste er während der Zeit seinem Stand gemäss leben, anständig gekleidet sein, Druck, Papier und Anzeigen bezahlen; für sich selber berechnete er eintausend Kronen das Jahr als Redakteur, Korrektor, Expeditor. Er sah sehr bald ein, dass sich die Zeitung nicht halten könne, aber er verliess sich darauf, dass die Garantien gezahlt würden, wenn die Zeitung nur erschiene. Und er ging unerschrocken vor, obwohl er den Boden unter sich wanken fühlte.

Das Rote Zimmer blühte, und neue Mitglieder fanden sich ein; jetzt meist aus dem Handelsstand. Johan liebte deren Gesellschaft, denn es waren Männer der Wirklichkeit. Und was ihn erstaunte, war, dass er unter ihnen mehr wirklich moderne und aufgeklärte Seelen fand als unter den Gelehrten. Sie waren gebildet und lebten in dieser Welt, ohne sich um den Himmel und andere Luftgebilde zu kümmern. Sie waren frei, ohne Buckle oder Hartmann gelesen zu haben; im Ernst zweifelte Johan, ob die Bücher die Menschen oder die Menschen die Bücher machen. Sie lasen weiter nichts als Zeitungen, aber in den Zeitungen stand

ja alles. Darin wurden alle Fragen erörtert, Tag aus Tag ein jede tatsächliche Reform besprochen, die Weisheit der Bücher in kleinen Dosen ausgegeben.

Und wieviel Talent diese Menschen besassen! Ein Buchhalter spielte virtuos die Geige, kannte die ganze Musikliteratur. Ein anderer spielte geradezu genial Klavier, ohne es studiert zu haben. Ein dritter improvisierte Verse. Da waren auch originelle Anlagen zu finden, die sich nicht mit Wiedergabe begnügten. Durch sie wurde Johan in zwei Familien eingeführt, wo er die Verachteten achten und die Geachteten verachten lernte. Die eine Häuslichkeit war die eines Malers, der als Witwer mit seinen beiden Söhnen zusammen wohnte, die beide Kaufleute waren. Dort wurde zum Beispiel einmal ein Stück gespielt, vor den Professoren der Malerakademie, bei einer Abendbelustigung. Die jungen Leute hingen einige Vorhänge auf und arrangierten eine Bühne. Die Idee zu dem Stück war am Abend vorher bei einem Glas Punsch aufgetaucht. Die Rollen wurden verteilt, man kostümierte sich, und dann war nur das Spielen noch übrig. Aber das sind ja Genies, meinte Johan, die dichten und spielen ja auf einmal. Und das waren sie. Das Stück war eine Burleske, aber man musste jedenfalls Rede stehen. Hinzuzufügen ist, dass alle diese jungen Leute von Israels wachem und begabtem Stamm waren, denn ein so lebhafter Esprit fehlt dem Schweden, der auch ein schlechter Redner ist.

An einem andern Abend, es war ein Geburtstag, spielte man vor einem Publikum von Grosskaufleuten, Bankdirektoren, Rendanten. Johan sollte ein Stück schreiben, das für die Gelegenheit passte. Und er schrieb ein Stück, das sich

allerdings auf den Augenblick bezog, aber das feine Publikum nicht gerade ergötzen konnte. Es handelte, in drei Akten, von einem Kreis heruntergekommener Künstler, die eine Aktiengesellschaft bilden wollen. Die Gesellschaft kommt zustande und hat zum Zweck, die Zukunft junger Genies zu versichern. Grundfonds und Reservefonds, die von zwei angestrichenen Garderobetüren und der grossen Studienmappe des Künstlers gespielt wurden, enthalten drei Billette nach Newyork auf der White-Star-Line. Die Gesellschaft geht nicht, und die Direktion hebt die Fonds ab und will reisen. Da aber entdeckt man, dass auch die Billette nicht garantiert sind. Die letzte Szene stellt den geschäftsführenden Direktor vor, wie er vom Diener der Gesellschaft eine Mittagsmarke borgt.

Als der Vorhang fiel, hatten die Zuschauer ihre Mäntel genommen. Ein Direktor, der noch nicht die Treppe erreicht hatte, wurde im Flur aufgefangen; er dankte für den angenehmen Abend, indem er versicherte, das Stück sei sehr lustig, aber „etwas lang“.

Seitdem war Johans Redakteurschaft weniger populär als je, und er fühlte, dass sich die Stunde der Krisis nähere. Die Geschäftsleute waren ernste Männer und wollten Satire nicht verstehen.

Die zweite Häuslichkeit war bei einem reichen Kaufmann, der belustigt sein wollte. Da er feine Diners gab und liebenswürdig war, liess man sich nicht bitten. Hier wurde viel Talent entfaltet; man sprach beim Dessert improvisierte Verse; und, was schlimmer war, man machte Jubelouverturen aus freier Hand für Piano und Saiteninstrumente. Auch dieses Haus gehörte zu Israel. Johan fand, dass man sich hier freier bewegte als unter Landsleuten mit religiösen, politischen,

sozialen Vorurteilen, die einander neidisch bewachten und immer ihre Rangordnung mitbrachten. Hier traf man sich auf neutralem Boden; der Leutnant bei der Garde und der Handelsagent, oder Musterreiter, wie man ihn nannte; der Künstler ohne Namen und der Professor; der geschäftsführende Direktor und der jüngste Kontorist; der Gelehrte und der Buchhandlungsgehilfe. Da noch keine brennenden Fragen auftauchten, war das gesellige Leben ungestört; man tanzte, sang, spielte; mit einem Wort, benutzte die schönen Künste zu dem, was sie sein sollen: ein freies Spiel in den Stunden der Ruhe, nicht ein Gewerbe, ein Ehrgeiz oder eine Handelsware.

Johan fühlte sich sehr wohl in diesem demokratischen Kreis, und er bildete sich eine etwas idealisierte Vorstellung vom Kaufmann, die er in einer historischen Figur zu verkörpern gedachte. Zu diesem Zweck wählte er erst Jacques Coeur, den Finanzminister Karls VII., in dessen Person er den Spiessbürger verherrlichen wollte; den fand er nämlich mit Unrecht von den Gelehrten gering geschätzt. Später spukte Lorenzo di Medici, der Kaufmann, Gelehrte, Künstler, Dichter, Staatsmann, aber unangenehme persönliche Erfahrungen, die er mit Kaufleuten machte, brachten ihn dazu, seinen Entschluss zu ändern; und als er schliesslich im Sozialismus stecken blieb, wollte er gleich die ganze Klasse als unnötig streichen, was wohl etwas übereilt war.

Zu diesem Zeitpunkt, als er sich noch Illusionen machte, dass die Zeitung sich halten könne, lernte er Geld bei der Bank leihen. Der Redakteur als Schuldner, der Leutnant und Hofmann als Bürgen, ging leicht. Bescheiden war der Anfang, achtzig Kronen auf sein Teil, die mit einem Fünftel

jedes halbe Jahr abgezahlt werden sollten. Bald aber entdeckten die Freunde, dass es mehrere Banken gibt, und nun wuchs die Lawine. Geborgtes Geld hat die sonderbare Eigenschaft, zu zerrinnen; die Zahlungsfähigkeit wächst in der Phantasie, die Verfallzeit scheint unendlich entfernt zu sein, der redliche Wille wird von der Hoffnung gefoppt, und eines Tages ist man nicht mehr ein ganz ehrlicher Mensch.

Wenn die Darlehen ausgezahlt wurden, wollten so viele Hungrige von dem Kuchen essen, mussten so viele Schulden bezahlt, so viele Freunde unterstützt werden. So viele ausgefallene Mittagessen und Abendessen sollten dann auf einmal gegessen werden; man hatte eine Schuld gegen sich selbst; man hatte eine Forderung auf seine eigene Person. Bei solchen Gelegenheiten hatten die nicht bezahlenden Mitglieder des Roten Zimmers in der Reitbahn, einer bescheidenen Kneipe übrigens, Freitisch. Dann hielt man Klub im Klavierzimmer, wo Musik mit Scherz und gelehrten Gesprächen abwechselte.

Zuweilen fanden kleinere Abendsitzungen im Wachzimmer der Artilleriekaserne statt, wenn der Leutnant des Kreises Jour hatte. Dann war es eigenartig, zu sehen, wie diese heimlichen Feinde der Gesellschaft Helme und Säbel, die dort hingen, betrachteten und betasteten. Man fühlte sich auf der einen Seite sicherer unter dem Schutz der Macht, auf der anderen Seite ängstlich, wenn sich die Säbel an der Wand bewegten. Hörte man das „Werda“ der Wache vor der Tür und das Klirren von Sporen, so fuhr man zusammen wie erschrockene Schulknaben und fürchtete, den Major oder einen andern hohen Herrn eintreten zu sehen. Dann aber kam der Bursche

mit Punsch und stand stramm vor dem Leutnant, und man wurde wieder ruhig.

Eines Abends trat der Sergeant ein und meldete Feuer.

— Zur Hölle mit euch! lautete die Order und in einem Augenblick war das Wachzimmer leer.

Als sie dann den Leutnant zu Pferde an der Spitze seiner Truppe ausreiten sahen, wagten sie nicht über ihn zu lachen. Er, mit dem man sonst scherzte und der selber in seiner Eigenschaft als „Idiot" sich geehrt fühlte, mit Künstlern und Talenten zusammen sein zu können, war jetzt der Oberste. Das war die Philosophie der Uniform. Die Uniform und die archaistischen Attribute der Macht wirkten unwiderstehlich auch auf den, der noch so skeptisch war. Ging man mit einem Offizier zusammen, so wurde man gegrüsst wie sonst nie, und die Kaufleute speisten gern mit einer Uniform; dann wurden sie besser bedient.

Bei solchen Festen wurden Pelle und Mons nicht mitgenommen. Aber die Uniform kam den Kaufleuten teuer, denn sie hatte die schlechte Gewohnheit, auch Geld zu borgen, und verhüllte schliesslich nur ein grosses Elend: eine falsche Stellung, die nur mit Mühe aufrecht erhalten wurde, und die zu vielen tragikomischen Szenen Anlass gab.

Es war am Tage vor der Krönung Oskars II., als Johan um die Mittagszeit bei dem Hofmann vorsprach. Der sass gerade vor einem Bündel, in dem seine Uniform (die kleine Hofuniform) eben vom Leihamt gekommen war. Er brachte die Falten mit einem feuchten Handtuch heraus und rieb das Gold auf dem Dreikant, als der Leutnant im Sturmschritt hereinstürmte.

— Holt euer Geld vor! So, du hast deine Uniform wieder? Ich muss unbedingt meine Paradeuniform bis morgen acht Uhr haben, sonst bin ich verloren.

— So, du musst auch auf die Krönung.

— Auch? Musst du denn hin?

— Ich muss Wache im Schlossgarten halten.

— So! Aber damit ist mir nicht geholfen. Geld her!

Bis zwei Uhr, als das Leihamt geschlossen wurde, konnte man nicht genug Geld auftreiben. Der Leutnant konnte selber nicht hingehen und die Sache arrangieren, sondern Johan musste das tun. Er suchte einen Diener in dessen Wohnung auf; bat ihn, für den nächsten Morgen Bündel Nummer so und so bereit zu halten; es werde um sieben Uhr eingelöst werden, gegen besondere Entschädigung. Dann unternahm man eine Razzia nach Geld. Um sechs Uhr traf man einen Bankbeamten, der die Summe hergab und die Beiden aus Entzücken, dass er die Embleme der Königswürde durchschaut hatte, zum Souper einlud.

Froh, dass er gerettet war, und um den nicht sehr glänzenden Eindruck, den seine Transaktion gemacht, aufzuheben, lud der Leutnant Johan zum Kaffee ein.

— Jetzt lasse ich dich nicht, sagte er zu Johan, sondern folge dir, wohin du auch gehst. Ich lege mich auf deinen Fussboden, ich setze mich auf einen Stuhl an dein Bett mit der Uhr in der Hand. Und berausch dich heute abend nicht.

Der Kaffee zog sich in die Länge und man trank bedeutend. Dann ging man zu Mädchen.

— Jetzt musst du mir etwas Geld leihen, sagte Johan, bis morgen früh, da du die Summe doch einmal angegriffen hast. Ich weiss genau, wo ich es wiederkriege.

Im Rausch gab der Leutnant das Geld her. Johan lag bei dem Mädchen, aber im selben Zimmer legte sich der Leutnant auf ein Sofa, ohne sich auszuziehen, in voller Montur, und las einen Roman von Gerstäcker.

Als die Uhr fünf schlug, fühlte Johan einen starken Arm, der ihn aus dem Bett hob.

— Auf mit dir! Auf, auf, auf, potztausend, die Uhr ist fünf! Kannst du nicht Geld schaffen, so bist du ein Mann des Todes.

Er zog seinen Säbel und schwang ihn über dem Kopf des Schlaftrunkenen.

Jetzt rannte Johan in der Stadt umher, denn einige Türen waren noch nicht geöffnet. Schliesslich gelang es ihm, die verlangten siebzehn Kronen aufzutreiben. Dann ging's nach dem Leihamt. Er warf das Bündel in eine Droschke und holte den Leutnant im Wasacafé ab.

Als sie in dessen Wohnung kamen und die Uniform auspackten, war die so zerknittert, dass jede Hoffnung aus zu sein schien. Auch war sie zu eng geworden, und der Waffenrock ging am Hals nicht zu. Die Minuten waren kostbar, und in einer halben Stunde musste das Opfer beim Major sein.

Nachdem der Leutnant die Uniform angezogen hatte, nahm Johan eine Haarbürste, tauchte sie in reines Wasser und spritzte das über Rock und Hosen; dann glättete er die Falten, so gut es sich machen liess. Da schlug die Uhr! Eine Viertelstunde noch, und der Leutnant war verloren.

Da rannte der arme Mann seiner Wege, so wie er war, hinaus auf die Strasse an dem schönen Maimorgen; er sah aus, als sei er aus dem Regen gekommen.

Am Abend traf Johan Pelle und Mons im Roten Zimmer.

— Nun, habt ihr Jean und Ludwig gesehen?

— Gewiss, grinste Pelle. Jean sass so schmuck auf einem schwarzen Pferd, der Helm ging ihm bis über die Augen, und Ludwig, mit Degen und Dreikant, kommandierte die Lakaien.

Und dann lasen sie in der Abendzeitung von dem glänzenden Zug, von den feinen Uniformen, von der Militärparade! Es sei ein unvergleichliches Fest gewesen, stand da, das man nicht so bald vergessen werde! Und das tat man wirklich nicht, denn Johan konnte kein königliches Gefolge mehr sehen, ohne an das Leihamt zu denken.

## 5.

## Seelennot

## (1873)

Sobald der Sommer kam, fuhr Johan wieder nach der Insel im Stockholmer Inselmeer, wo er als Student schon zwei Sommer gewohnt hatte. Als er diese Landschaft wieder sah, wo er von einer andern Zukunft geträumt hatte, fühlte er sich seinem jetzigen Ich fremd. Aber er konnte nicht entscheiden, ob er sich in Entwicklung oder Rückgang befinde. Hier, in derselben Hütte, in der er jetzt die Zeitung redigierte, hatte er sein Drama gedichtet. War seine jetzige Arbeit wirklich so erspriesslich, dass sie das Bedürfnis seiner Seele befriedigen konnte? War es Idealismus, dass er antworten musste, er sei heruntergekommen?

Auch andere Begleiter hatte er. Ein Bankbeamter, der seine Stellung aufgegeben, um zu stu-

dieren und Arzt zu werden, war mit ihm, und dazu ein alter Runabruder, dessen Anschauungen er jetzt für veraltet hielt. Aron, so hiess der erste, war eine wache Intelligenz, daran war nicht zu zweifeln, aber Klassendifferenzen machten Johan und ihn einander fremd. Als Kaufmann war er Aristokrat; aber er setzte Besitz als Grenzzeichen zwischen die Klassen; er hatte sich von vielen Vorurteilen freigemacht, aber einen Haufen Autoritäten behalten, eine Menge kleiner Freimaurerzeichen im Zusammenleben bewahrt, welche die Oberklasse erfunden hat, um die Ihren zu erkennen. Ein kleiner Betrug machte nichts aus, wenn er nur fein ausgeführt wurde; eine verletzende Beschuldigung war erlaubt, wenn sie in eine passende Form gekleidet war. Die Bauern, mit denen Johan auf du und du stand und vertraulich verkehrte, hielt er für niedrige Tiere, und Arme verachtete er. Mit Mons und Peter hatte er nur verkehrt, weil es originell war und „stimmungsvoll", wie er sagte. Noch nie hatte Johan ein solch ausgebildetes Bewusstsein von Rassenüberlegenheit gesehen, und er merkte bald, dass Feuer und Wasser zusammengeraten seien.

Am Mittsommerabend wurde in der Hütte nach einer Handharmonika getanzt. Aron fasste die grobgewachsenen und hässlichen Mädchen um und tanzte mit ihnen. Aber er hatte es bald satt, und gegen seine Gewohnheit trank er sich einen Rausch an. Dann lief er verzweifelnd hinaus. Johan folgte ihm, um ihm zu helfen.

— Oh, schrie er, das ist ja fürchterlich! Dass ich mit diesen Kühen tanzen muss, während ich im Badeort sein und bei Klavierbegleitung mit meinen entzückenden Mädchen in feinen Sommerkleidern tanzen könnte. Du hast Rosa nicht ge-

sehen, du! Oh! Wangen wie Sammet, Hände wie Lilien, und was für Arme! Dies ist ja Erniedrigung!

Er weinte!

Johan konnte darauf nicht antworten. Seine aristokratischen Gefühle hatten diese Richtung niemals eingeschlagen; er meinte, im Grunde seien alle Menschen ungefähr gleich, und die Rassendifferenzierung konnte ja nicht gross sein, da der Sohn eines Bauern ein Genie werden konnte. Er suchte eine Erklärung und glaubte vor einem Rätsel im geheimnisvollen Reich der Seele zu stehen. Wie konnte dieser junge Mann sich so hoch über diesen Mädchen fühlen, die allerdings grob gebaut waren, von schwerer Arbeit krumm und schief geworden waren, aber doch Seelen mit recht feinen Gefühlen besassen. Johan hatte auf dem Boden einen Liebesbrief gefunden, den eins von diesen Bauernmädchen geschrieben hatte: der zeugte von veredelten Gefühlen, von einer Innerlichkeit und Ursprünglichkeit, die Rosa ganz gewiss nicht besass. Wie konnte Aron sich ihnen gegenüber vornehm fühlen und glauben, sie ständen auf der Stufe von Kühen? Arons Vater war armer Weber gewesen, bevor er es zu Vermögen gebracht hatte; er selber hatte auf einem Kontor angefangen, um schliesslich eine Stellung in einer Privatbank zu finden. Ihm sassen also nicht die Geburtsvorurteile von mehreren Generationen im Leibe. Aber er hatte gut gelebt, fein gegessen, sich vornehm gekleidet. Schuf das den Klassenunterschied wie die Bildung? Wahrscheinlich! Oder war es sein künstlerischer Sinn, der ihn betrog? Sicherlich auch, denn der Schein der Schönheit hat schon manchen genarrt! Aber er musste auch die Menschen schlecht kennen, da

er unwissende und leere Puppen über diese tüchtigen Seelen setzte. Johan hatte bei Sturm mit einem Knecht und einer Magd gesegelt und in Seenot das mutige und in seinem Fach überlegene Mädchen bewundert. Sie besass also grosse und für ihr Leben hervorragende Eigenschaften, die nur im Leben der gebildeten Herren keinen Wert hatten. Warum sollte sie schlechter sein, weil sie nicht gleich war?

Es kam Disharmonie ins Zusammenleben, aber man vermied einen offenen Bruch.

Inzwischen wirkten Landschaft und Erinnerung so auf Johan, dass er es müde wurde, die Zeitung zu redigieren. Die Gedanken arbeiteten, und das Bedürfnis zu dichten drängte sich vor; aber er hatte den Mut verloren. Ausserdem war seine Seele in einem solchen Zustand des Schmelzens begriffen, dass er nichts in Form bringen konnte. Er fing daher wieder an zu malen, aber vor der Natur gelang es ihm nicht. Er fand die Farben der Landschaft banal, und er wollte etwas anderes geben, das schöner war als diese immer wiederkehrenden Stimmungen und Beleuchtungen, die auf einige wenige Formeln zurückgeführt werden konnten.

Da tauchten die alten Gedanken auf und die niemals ruhende Frage, ob die Bildung nicht demokratisiert werden könne, ob nicht der Klassenunterschied aufgehoben und die Menschen gleich werden könnten, damit Friede und Glück auf der Erde herrschen. Jetzt aber weckte jeder Gedanke seinen Gegensatz, und alles löste sich in einen endlosen Widerspruch auf.

Seine Aufzeichnungen von dieser Zeit geben eine Vorstellung von den Kämpfen seiner Seele und von seinem beständigen Trieb, die Wider-

sprüche des Lebens lösen zu wollen. Sie enthalten das ganze Programm seiner künftigen Schriftstellerei und zeigen gerade durch die Widersprüche, dass die Vorarbeit im menschlichen Gedanken noch nicht soweit geleistet war, dass die Fragen gelöst werden konnten. Der Kerngedanke in allem scheint zu sein: die Gesellschaft behauptet, vorwärts zu schreiten, aber die Individuen entarten, werden Maschinenteile, nervös, unglücklich, können sich im Leben nicht zurechtfinden. Müsste man nicht mehr an den Einzelnen denken und vollkommene Menschen zu machen suchen, statt ein vollkommenes Menschengeschlecht mit idiotischen Individuen? Die Bildung müsste demokratisiert werden, die Kunst müsste ins Leben übergehen; jeder Mensch müsste Handwerker, Familienvater, Künstler, Dichter, Priester, Staatsmann sein, also der vollkommene Mensch. So ungefähr wollte er es haben!

Das war das Geheimnis in seinem später so schlecht verstandenen, übel berüchtigten und entstellten Angriff auf die Kultur. Die Kultur, sagt man, beruht gerade darauf, dass die Individuen Maschinenteile sind. Fort mit der Kultur, meinte dann Johan, und lasst uns wenigstens ganze Maschinen sein! Wie kann ein Geschlecht, das aus Individuen besteht, glücklich sein, wenn dessen Teile, die Individuen, unglücklich sind? Und wie kann eine Gesellschaft bestehen, wenn deren Mitglieder durch Klassenunterschied, Klasseninteressen und die daraus immer hervorgehenden Missverständnisse entzweit sind? Gerade diese Arbeitsteilung im Detail macht eine Reform unmöglich, weil Menschen aus verschiedenen Klassen einander nicht verstehen, weil deren Urteile von sich widersprechenden Interessen gefärbt sind. Was ist die-

ses „Ganze“, das vorwärts schreiten soll, wenn sich die Teile verschlechtern? Was ist das für ein Babel, die moderne Gesellschaft, in der man so viele Zungen spricht, dass es schliesslich zur Zersplitterung kommt und jeder nach seiner Richtung geht? Ein englischer Philosoph hat die Entwicklung leider so charakterisiert: sie sei gleich der Evolution vom Gleichartigen (homogeneity) zum Verschiedenartigen (heterogeneity). Das heisst nur, Entstehung und Natur der Verkehrtheit erklären; ist aber kein Beweis, dass das Törichte klug ist. Ein französischer Philosoph ist weniger philosophisch, aber weitsichtiger gewesen, als er die Krankheitserscheinung als ein Antagonismus zwischen den Interessen also konstatiert:

> Überall sieht man jede Klasse interessiert, Böses über die andere zu bringen, da das private Interesse im Gegensatz zum allgemeinen steht.
>
> Der Jurist ist daran interessiert, dass sich in allen vermögenden Familien die Zwietracht ausbreitet und gute Prozesse verursacht.
>
> Der Arzt kann seinen Mitbürgern nichts anderes wünschen, als gute Fieber und schöne Katarrhe.
>
> Der Soldat wünscht einen schönen Krieg, der die Hälfte der Kameraden tötet; dann hat er eine gute Beförderung.
>
> Der Getreidekäufer will eine gute Hungersnot haben, die den Brotpreis um das Zehnfache erhöht.
>
> Der Weinhändler wünscht einen guten Hagel, der die Weinernten ruiniert.
>
> Baumeister, Maurer und Zimmermann wünschen eine gute Feuersbrunst, die einige hundert Häuser aufbrennt.
>
> Die menschliche Gesellschaft bringt die Menschen notwendig dazu, einander zu hassen, im Verhältnis zu ihren sich kreuzenden Interessen; einander offen Dienste zu leisten, aber geheim Schaden zuzufügen.

Diese Interessen nun soweit zu vereinigen, wie es möglich ist, hat der Sozialismus zu seiner

Aufgabe gemacht; der beginnt damit, dass er die oberen Klassen abschafft; dadurch verringert sich der Klassenunterschied. Was er weiter beabsichtigt, ist jetzt wohlbekannt durch bekannte Schriften. Aber Johan suchte damals nach seinem Sinn eine Lösung, deren Wert vorläufig dahingestellt sei.

Der elfte Juli hatte eine besondere fatale Bedeutung in der Chronik des Roten Zimmers bekommen. An diesem Tage sollte die erste Rate auf das Darlehen der Reichsbank abgezahlt werden. Schon am Anfang des Sommers war es ein gewöhnlicher Abschiedsgruss geworden: Denke an den elften Juli! Am neunten sandte Johan seinen Anteil nebst dem Formular an den Leutnant, der das Darlehen erneuern sollte. Am zwölften atmete er auf wie nach einer überstandenen Gefahr. Aber am fünfzehnten erhält er einen grossen, feinen Brief mit einem kolossalen, roten Siegel. Darin schrieb die Reichsbank: da das Darlehen nicht erneuert, sei es verfallen, und die ganze Summe sei sofort einzuzahlen, bei Vermeidung der Zwangsvollstrekkung. Sie hatten ihn also im Stich gelassen! Am selben Tage langte der zweite Bürge an und verkündete, es sei hoffnungslos. Freund Jean sei insolvent, habe in seiner Not Johans Anteil verbraucht und könne nichts machen.

Gleichzeitig sandte die Druckerei ihre Rechnung und drohte, die Zeitung nicht weiterzudrucken, falls nicht Bezahlung geleistet werde. Die Summe belief sich auf achthundert Kronen. Johan schreibt an die Versicherungsgesellschaften und ersucht bestimmt um die versprochenen Garantien. Die werden aber nicht gezahlt. Da bekommt er einen Anfall von gastrischem Fieber. Die Phantasien drehen sich um ein grosses Haus und ein

rotes Siegel. In den Feuchtigkeitsflecken der Decke sieht er den Vertreter der Reichsbank mit den Insignien des Gesetzes: Schwert, Wagschale und Fasces.

Schuldig! hört er in sich und ausser sich! Schuldig der Bank des Reiches! Furchtbarer Gläubiger, eine ganze Nation. Er hatte das Geld des Volkes verbraucht und dessen Vertreter betrogen. Er wollte sich damit verteidigen, dass er immer an den elften Juli gedacht, dass er seinen Anteil gesandt, dass er niemand habe betrügen wollen! Es half nichts. Die Gewissensqual wütete. Das Bett war von Schweiss durchfeuchtet, und er musste die Bettbezüge hinauswerfen, um trocken zu liegen.

Dann sammeln sich andere Schatten um sein Fieberlager. Die Abonnenten und der Drucker, und hinter ihnen der Postdirektor, der die Abonnements eingezogen und jetzt seine Verpflichtung nicht erfüllen konnte. Vergebens schob er die Schuld auf die unsicheren Garantien der Gesellschaften, vergebens beteuerte er seinen guten, aber schwachen Willen! Die Gläubiger warteten ihm Tag und Nacht auf. Sie besassen ja Stücke von seinem Körper, den er mit ihrem Geld unterhalten hatte; sie besassen Stücke seiner Seele, die von diesem belasteten Körper genährt wurde. Warum gab es nicht mehr die gerechte und billige Schuldhaft? Die Gläubiger besassen ja diesen Körper, den sie gefüttert hatten; warum sollten sie ihn nicht ins Gefängnis setzen? Er wollte eine reelle Strafe haben; das würde das Gleichgewicht wiederherstellen; das würde die Gewissensqualen lindern.

Dann erwachte die Energie und er wollte aufstehen, gesund werden, in die Stadt fahren und etwas unternehmen.

Eines Mittags, als die Kameraden badeten, stieg er aus dem Bett, schwankte an den Strand hinunter, in eine Decke gehüllt, und dann warf er sich ins Meer. Ging wieder hinauf und bekam einen neuen Fieberanfall. Die Kameraden zeigten dem Kranken eine erschreckende Gefühllosigkeit; sie kamen und gingen, warfen die Türen und zankten sich im Krankenzimmer. Zuweilen bat er sie um einen Rat, um ein Wort des Trostes. Sie lachten über seine Gewissensskrupeln und meinten, er solle es nicht so schwer nehmen. Sie sahen nur nach den Folgen: Zwangsvollstreckung konnte einem ja nichts anhaben, da nichts zu holen war.

Da Johan durch die Krankheit, die sein Gehirn umgekehrt hatte, seine Gedanken nicht kontrollieren konnte, tauchten alte Gedanken auf. Einen Gott als Urheber hatte er nie ausgestrichen, wenn er ihn auch nicht anrief. Er suchte eine Ursache zu seinem Unglück, und da er durch die Religion gelernt hatte, alles ausser sich statt in sich zu suchen, dichtete er einen bösen Gott, der die Schicksale der Menschen lenke. Alte Erinnerungen an Ormuz und Ahriman tauchten auf, und bald hatte er ein System fertig. Es kam ihm so einfach vor, dass diese Welt von Lügen, Täuschungen, Schmerzen durch eine böse Macht beherrscht werde, welcher der Höchste die Regierung überlassen habe. Er kämpfte mit dem Bösen, und Gott, der gute, sass da mit gekreuzten Armen und sah zu. Diese Fieberreligion blieb ihm lange und war eine Art Trost, weil sie ihn nicht verantwortlich machte für die Händel, in die er aus Mangel an Voraussicht geraten war.

Als er von der Krankheit aufstand, blieb ihm das kalte Fieber als Folge, und diese Krankheit begleitete ihn viele Jahre, untergrub seine Kräfte, raubte

ihm Mut und Arbeitslust, verleidete ihm das Leben.

Jetzt aber schrieb er ein Zirkular an die Gesellschaften, in dem er mitteilte, dass die Zeitung aus Mangel an Mitteln eingegangen sei. Sie könne sich nicht halten, und darum falle sie. Auf dieses Zirkular hagelten scharfe Briefe, und er hatte keine Ruhe mehr bei Tag noch bei Nacht. Sein Vorrat war erschöpft, es fehlte an Existenzmitteln, und sein Leben war bedroht. Jetzt wollte er sich das Leben nehmen.

An einem stürmischen Nachmittag nahm er ein grosses Netzboot, takelte es auf und segelte allein nach dem Badeort Dalarö, um noch einmal mit einem Runabruder zusammen zu sein, den er sehr gern gehabt und lange nicht gesehen hatte. Die Segelfahrt war mühsam, da er allein zwei Schoten und das Steuer bedienen musste. Als er an Land kam, suchte er den Kameraden auf, nahm ein Zimmer im Gasthaus und bestellte ein Souper. Sie assen und tranken, aber das Gespräch kam nicht in den Gang, den Johan wünschte. Er wollte ausschweifen in Schmähungen und Flüchen über die Erbärmlichkeit des Lebens, aber Rejd hatte nicht die Erziehung des Roten Zimmers erhalten und gab nicht Resonnanz. Er hatte den Idealismus mit einem spiessbürgerlichen, nüchternen Blick auf die Wirklichkeit des Lebens abgelöst.

Missvergnügt und enttäuscht stand Johan vom Tisch auf, er hatte sich nicht einmal berauschen können, und dann stach er an dem Herbstabend mit seinem Boot in See. Der Wind war recht heftig, und es war dunkel. Es ging über Strömungen und offene Flächen mit grosser Geschwindigkeit. Das Boot lag so auf der Leeseite, dass das Wasser hereinströmte. Mit einem Griff machte

er die Schot fest, setzte sich auf die Leeseite und wollte umsegeln. Als er aber den schwarzen Windstoss in Luv angesaust kommen sah, dunkel und kalt wie der Hauch des Todes, sprang er auf die Luvseite hinüber, legte den Steven auf gegen den Wind und schrickte die Schot. Der Selbsterhaltungstrieb war stärker als die Todeslust, und jedesmal, wenn das Boot kentern wollte, rettete er sich.

Als er schliesslich den Kopf der Insel Ornö passierte und das eiserne Kreuz sah, das dort zur Erinnerung an Ertrunkene errichtet war, empfand er wirkliche Angst, das Boot würde kentern. Nachdem er Schlag gemacht, fuhr er in den Sund hinein, wo es abflaute. Jetzt sah er die Lichter von den Hütten und sehnte sich danach, wieder in die Wärme zu kommen.

Sobald er wieder auf Land war, empfand er starke Lebenslust und glaubte, noch einen grossen, Fonds von Kräften zu besitzen. Als er in die Hütte trat und die Haushälterin allein daheim fand, weil die Kameraden nach der Stadt gereist waren, steigerte sich seine Lebenslust. Drei Tage lang lebten sie wie Verheiratete, allein im ganzen Haus, und Johan fühlte, wie er wieder auflebte. Es entstand ein unsichtbares Band zwischen ihnen, und da sie der einzige Mensch gewesen, der ihm während seiner Krankheit Teilnahme gezeigt hatte, und ihn jetzt freundlich liebkoste, ward er ihr zugetan. So zugetan, dass er die ganzen Tage dasass und sie ansah, zu ihr sprach und alle ihre Bewegungen verfolgte.

Die Leidenschaft mischte sich in die Liebschaft, und bald fühlte er sich an dieses Weib mit stärkeren Banden gebunden als er gewollt hatte. So stark waren die Bande, dass er beinahe ver-

loren gegangen wäre, als sie sich kurz darauf einem andern überliess. Ihm wurde schwarz vor den Augen, und die Eifersucht wütete.

Was ist Eifersucht? Ein Gefühl des Besitzes, Haremsvorstellungen, sagt der Weise. Ja, aber wie kann denn das Weib eifersüchtig sein, das nie Männer im Harem oder als Eigentum gehabt hat? Verletzte Eigenliebe, sagt ein anderer. Zum Teil, muss zugegeben werden, aber dann lieber verletzte Anderliebe.

Johan glaubte zuerst Gegenstand einer Verräterei zu sein. Sie hatte versprochen und nicht gehalten. Dann fühlte er sich als Übergegangener gekränkt. Warum wurde er übergangen?

Dann aber kam etwas anderes. Er hatte Stücke seiner Seele in der dieses Mädchens niedergelegt; er hatte sie wie seinesgleichen behandelt, sich für ihre Schicksale interessiert, ihr seine Dankbarkeit für ihr Wohlwollen gezeigt. Das warf sie zu Boden, trieb in diesem Augenblick vielleicht ihre Possen damit. Ferner hatte er sein Blut mit dem ihren vermischt, ihr Impulse gegeben, die feinen Saiten seiner Nerven so zu ihren gestimmt, dass sie bereits einander gehörten. Jetzt kam ein Fremder und wirrte durcheinander, wo er zu ordnen gesucht, unterbrach seine elektrische Leitung, stimmte die Saiten um, zerstörte seine Arbeit und brachte Disharmonie in seine Seele, die er, unvorsichtig, auf die eines Weibes gepfropft hatte. Ausschliesslich physisch konnte es nicht sein, denn bei allgemeinen Mädchen, bei denen nur der Körper in Frage kam, war er nicht eifersüchtig. Es war eine Erschütterung seines ganzen Seelenkomplexes, die vor sich ging. Es war ein Teil von ihm selber, der jetzt von einem andern eingenommen wurde, ein Teil seiner Eingeweide, mit dem

man jetzt spielte. So war es, und jetzt wollte er hingehen und sich selber zurücknehmen, seine eine Hälfte, ohne die er nicht länger leben konnte, wie er zu fühlen glaubte.

Er wollte sie fortamputieren, aber sie sass bereits fest wie ein Gewächs. Dann aber schämte er sich über seine Schwäche, dass er die Vernunft von Trieb und Leidenschaft hatte tyrannisieren lassen. War es möglich, dass er in dieses Weib verliebt war, dass er Gefahr laufen wollte, mit ihr als Medium sein Ich zu vervielfältigen und zu vergrössern? Würde sie ihn nicht von neuem betrügen, so dass er sein ganzes Leben fremde Pflanzen zu pflegen hatte? Er verachtete sie, und er schämte sich. Sie hatte einen Teil seines Körpers genommen, als er ihr seine Seele geben wollte.

Als sie am nächsten Morgen an den Tisch kam, sah sie verlegen aus, und Johan sprach nicht mit ihr.

Und darauf brach der Sturm wieder los. Er ging in den Wald, um sich zu beruhigen, jetzt aber war die Landschaft nicht mehr eine Quelle des Genusses wie früher. Indem er Farbe und Zeichnung beobachtete, indem er nachsah, wie die Bäume gegen die Luft standen, wie sich das Terrain in der Farbe machte, konnte er das Ganze nicht wie früher geniessen. Es stimmte ihn nicht mehr, es waren alles nur Motive und Studien. Die Natur war für ihn tot, wie sie es für den Bauern ist. Wie oft hatte er nicht den Bauern beklagt, der keinen Schönheitssinn besitzt, sondern an der Farbe des Meeres eine Weissagung von schönem oder schlechtem Wetter sieht. Wie oft hatte er nicht im Walde den Fischer von einem schönen Bootsbord, einem schönen Balken

sprechen hören, wo Johan eine gut gezeichnete Kiefer und eine fein gewachsene Fichte sah. Vielleicht war der Schönheitssinn nur eine niedrigere Art, die Dinge wahrzunehmen, da er falsche Vorstellungen, die nicht vorhanden waren, in sie hineinlegte? War nicht der Bauer ein klarsichtiger Realist, der den Nutzen der Dinge erfasste? Und wie war auf der anderen Seite Johan dazugekommen, den Genuss an der Natur zu verlieren? War nicht sein neuer Gesichtspunkt als Künstler ebenso subjektiv praktisch wie der des Bauers, da er jetzt nur Studien und Motive sah? Sahen nicht ein Waldkäufer, ein Förster, ein Landschaftsmaler, ein Botaniker, ein Jäger, ein Poet denselben Wald mit ganz verschiedenen Augen? Ja allerdings, aber wer hatte dann den rechten Blick? Wer sah, was der Wald eigentlich war? Der Botaniker vielleicht, der nur eine Sammlung Phanerogamen und Kryptogamen fand, die aufgelöste Mineralien und Gase in ihre Gefässbündel umsetzten! Am äusserlichsten und falschesten sah wohl der Künstler, der nur auf Fläche, Zeichnung und Farbe sah. Was aber hatte Johan als Poet gesehen? Seine Gefühle wiedergefunden in Halbdunkel und Tageslicht, im Farbenspiel der Massen, die Erinnerungen an sein seimiges Innere weckten, wo alle Funktionen der Seele arbeiteten, ohne vom Willen abhängig zu sein.

Wie er aber ging, am Strande entlang, über Weiden und in den Wald hinein, begannen Zeichnung und Farbe zusammenzufliessen, als sehe er alles durch Tränen. Die seelische Erschütterung, Gewissensqual, Reue, Scham begannen ihn aufzulösen, und das Bewusstsein ging aus den Fugen. Alte Gedanken, dass er seine Aufgabe verfehlt, dass die Menschheit unter Irrtümern und

Täuschungen leide, tauchten auf. Das Leiden vergrösserte sein Ich; der Eindruck, dass er gegen eine böse Macht kämpfe, reizte seine Widerstandskraft zu wildem Trotz auf; die Lust, gegen das Schicksal zu kämpfen, erwachte, und aus einem Reisighaufen nahm er gedankenlos einen langen spitzen Ast. Der wurde in seiner Hand ein Spiess und eine Keule. Er brach in den Wald ein, schlug die Zweige nieder, als schlüge er sich mit diesen dunkeln Riesen. Er trat mit seinen Füssen Pilze nieder, als habe er ebensoviele leere Zwergschädel eingeschlagen. Er schrie, als habe er Wölfe und Füchse aufgejagt, und auf! auf! auf! rollte der Ruf durch den Fichtenwald.

Schliesslich kam er an einen Bergfelsen, der sich ihm beinahe lotrecht wie eine Wand in den Weg stellte. Er schlug mit seinem Spiess dagegen, als wolle er sie fällen, und dann stürmte er hinauf. Büsche knackten unter seiner Hand und raschelten, mit den Wurzeln ausgerissen, den Berg hinunter; Steine stürzten herab; er setzte den Fuss auf junge Wacholder und peitschte sie, bis sie wie zertretenes Gras geknickt dalagen. So drang er hinauf und stand bald auf dem Bergplateau. Da lagen die Inseln und dahinter das Meer in einem ungeheueren grossen Rundblick. Er atmete auf, als habe er jetzt erst Luft genug bekommen. Aber auf dem Berg stand eine zerzauste Kiefer, die höher war als er. Mit dem Spiess in der einen Hand kletterte er hinauf, und auf den Wipfel, der einen Sattel bildete, setzte er sich wie ein Reiter. Darauf schnallte er seinen Leibriemen ab, hing den über einen Zweig, stieg hinunter und holte einen grossen Stein herauf; den legte er in den hartangezogenen Leibriemen, und so hatte er eine Schleuder. Jetzt war nur noch der Himmel über

ihm. Aber unter ihm stand der Fichtenwald, Kopf an Kopf, wie eine Armee, die seine Burg stürmte; dort hinten brandete das Meer und kam ihm entgegen, Woge nach Woge, wie eine Kavallerie von weissen Kürassieren; und dahinter lagen die nackten Felseninseln, wie eine ganze Flotte Panzerschiffe.

— Kommt! rief er und schwang seinen Spiess, kommt in Hunderten, kommt in Tausenden! schrie er.

Und dann spornte er sein hohes Ross aus Holz und schüttelte den Spiess.

Der Septemberwind wehte vom Meer, und die Sonne ging unter. Der Fichtenwald unter ihm wurde eine murmelnde Volksmenge. Und jetzt wollte er zu ihr sprechen! Aber sie murmelte nur, unverstandene Worte, und sie antwortete nur „Holz", wenn er zu ihr sprach.

— Jesus oder Barrabas! brüllte er. Jesus oder Barrabas!

— Natürlich Barrabas, antwortete er sich selber, als er nach einer Antwort lauschte.

Die Dunkelheit kam, und ihm wurde bange. Er stieg aus dem Sattel und ging heim.

War er verrückt? Nein! Er war nur ein Poet, der draussen im Walde statt am Schreibtisch gedichtet hatte. Aber er hoffte, dass er wahnsinnig sei; er wünschte, das Dunkel würde sein Licht löschen, da er keine Hoffnung sah, das Dunkel erleuchten zu können. Sein Bewusstsein, das die Nichtigkeit des Lebens durchschaute, wollte nicht mehr sehen; es wollte lieber in den Illusionen leben, wie der Kranke, der glauben will, dass er gesund wird, und es darum hofft! Durch den Gedanken, dass er verrückt sei, wurden die Gewissensqualen betäubt, und er fühlte sich als Ver-

rückter nicht verantwortlich. Daher gewöhnte er sich daran, zu glauben, die Szene auf dem Berge sei ein Ausbruch gewesen, und schliesslich glaubte er es; viele Jahre lang, bis er eine neue Psychologie las, die ihn darüber aufklärte, dass er klug sei. Ein Verrückter hätte nämlich niemals so logisch mit Wald und Insel verfahren, hätte sie niemals so in Übereinstimmung mit seinen inneren Stimmungen gebracht, dass sie den Stoff zu einem recht gut geformten Gedicht abgeben konnten, das sich auf dem Papier gut ausgenommen hätte, wenn es etwas arrangiert worden wäre. Ein verrückter Mensch hätte wohl Feinde hinter den Bäumen gesehen, aber nicht Gläubiger, nicht Feinde der Gesinnung; nur Feinde ganz einfach, Mörder; hätte sie vielleicht auch in Personen umgewandelt, die das verlorene Gedächtnis aber nicht in Zusammenhang mit den geschehenen Ereignissen zu bringen vermocht. Er hätte Neger oder Hottentotten gesehen, mit einem Wort Figuren ohne logischen Zusammenhang mit der Wirklichkeit, und diese Figuren hätten volle körperliche Form angenommen, was die Fichten niemals für ihn taten. Er hatte gedichtet; das war alles!

Zum siebenten Male musste Johan ins Elternhaus zurückkriechen und sich als verlorenen Sohn vorstellen; jetzt aber wurde kein gemästetes Kalb geschlachtet, die Geduld war zu Ende. Er sah, dass er äussert unwillkommen war, so krank wie er sich fühlte. Man zeigte ihm offene Geringschätzung, und die jüngeren Geschwister hatten auch gelernt, dass er ein Taugenichts sei oder etwas noch Schlimmeres. Diese Ungerechtigkeit, der sie sich schuldig machten, ohne sie zu verstehen,

kränkte ihn, brannte ihn. Er selber wusste, dass er in seinem Fach etwas leiste, und er argwöhnte, er sei als dramatischer Dichter tatsächlich ebenso gut wie die Grössen des Tages. Aber wie sollte er das zeigen? Sein grosses Drama hatte er umgearbeitet, es aber wieder zurückerhalten mit der Aufforderung, es der Akademie einzureichen; und weil seine Eltern an die Akademie glaubten und er es nicht für unmoralisch hielt, sich um den Preis der Akademie zu bewerben, reichte er das Stück mit einer seltsamen Vorrede ein.

Jetzt aber wurde es ihm zu Hause unerträglich. Er lieh sich noch einmal eine Summe Geld von einem barmherzigen Kaufmann, und dann fuhr er nach Sandhamn im Stockholmer Inselmeer hinaus, um etwas zu schreiben, was, das wusste er nicht, und dann wieder aufzutauchen.

6.

## Im Nothafen

(1873)

Krankheit, Schande, Schulden, getäuschte Hoffnungen, durchgemachte Geringschätzung, alles Widrige, was das Leben bieten kann, war zusammengetroffen. Johan hatte das Gefühl, als werde er von einer persönlichen bösen Macht persönlich verfolgt. Er war zu schwach, um sich das Leben zu nehmen, und besass doch Kraft genug, um noch zu hoffen.

Die Leidenschaft für das Weib glühte noch, und er wollte sich davon befreien, wie von etwas, das ihn tyrannisieren und niederdrücken wollte. Jetzt aus der Entfernung suchte er über die Sache nachzudenken. War es eine wirkliche Neigung für sie persönlich? Hätte es nicht ebensogut ein anderes Weib sein können. Doch, vermutlich, aber

sie war die einzige draussen auf der Insel, die einen Anflug von Bildung hatte, so unbedeutend sie auch war. Draussen unter den Inselbauern war ihre städtische Tracht, ihre Sprache, ihr Teint, ihr ganzes Aussehen das kultivierteste gewesen, und in der Liebe war der Mann immer unbewusst Aristokrat. Hatte er nicht im Sommer vorher am selben Orte eine leise Neigung für eine Magd mit weisser Haut, feinen Zügen, blanken Zähnen gehabt? Und hatte sie ihn nicht aus demselben Grunde gefangen genommen, weil sie nämlich in ihrer Umgebung die am feinsten Entwickelte war? Johan erinnerte sich sehr wohl, wie sie ihm eines Sonntags dürftig und hässlich erschienen war, als „Familienmädchen" aus dem Badeort Dalarö zu Besuch kamen, er also hatte vergleichen können. Es war also nur ein Mangel an besseren Mädchen. Und wie konnte er sich von dieser Neigung niedergezogen fühlen? War er nicht ein ebensogrosser Aristokrat wie Aron in diesem Fall? Wie kam es, dass er, der Sohn einer Magd, es als eine Schande empfand, zu einer Magd hingezogen zu werden? Gab es denn wirklich eine Unzucht der Seelen, und war Bildung wirklich eine Entwicklung, etwas Höheres? Oder sassen die Vorurteile des Klassengefühls so tief? Warum sollte es Vorurteil heissen, wenn dieses strafende und missbilligende innere Urteil mit den Symptomen eines Gewissens auftrat? Was hätte seine Mutter gesagt, wenn sie gelebt und erfahren, dass er sich mit einer Magd verbinden wolle? Sie hätte aus Kummer über die Erniedrigung ihres Sohnes geweint, ihre Herkunft vergessend. Es gab also ein Gesetz, das den Menschen als eine Pflicht gebot, sich zu „erheben". Aber war das ein Gesetz der Gesellschaft, ein konventionelles, willkürliches, oder war es ein Na-

turgesetz? Leistete nicht das Rassepferd Widerstand, wenn man es mit einer Bauernstute zusammenbringen wollte? Ja, aber das brauchte nicht daher zu kommen, dass der Hengst höher entwickelt war; es konnte nur daher kommen, dass die Stute von anderer Art war. Und dieses sozial Höhere, war es höher, das heisst, besser, weil es oben stand? Seine Mutter war in die Höhe gekommen, war Frau geworden, hatte Sprache und Sitte der Mittelklasse gelernt; aber hatte sie sich darum entwickelt, so dass sie wirklich eine höhere Art geworden war? Sie hatte nicht selber säugen können und starb an den Kindbetten; also war sie von aussterbender Art, konnte ihren Stammbaum nicht am Leben erhalten! Es war wahrscheinlich ein konventionelles Gewissen, das Johan für die Missheirat strafte.

Als einige Tage vergangen waren und er die städtischen Fräulein gesehen hatte, verdunkelte sich das Bild des Mädchens schnell und verschwand. Ob er sich nun schämte, dass sein Schmerz auf so losem Grund ruhte, oder ob es ihm unangenehm war, dass er sich hatte anführen lassen, oder ob sein Kummer die illusorische Niederlage nötig hatte: als die Wunde heilen wollte, riss er sie wieder auf. Es soll für einige Menschen (wir dürfen ja nicht alle sagen, da es Ausnahmen gibt) ein Bedürfnis sein, sich selber interessant vorzukommen. Was ist das für ein Bedürfnis? Ist es das Gefühl, im Kampf um die Entwicklung der Art bei der Differenzierung angekommen zu sein? Das Gefühl, über den andern zu stehen? Oder auf dem Weg zu sein, über die andern hinauszugehen? Warum prahlt man zuweilen mit seinen Sorgen, seinen Fehlern? Um nicht ein Teil

der homogenen Masse sein zu brauchen, sondern die Illusion zu haben, dass man heterogen ist?

Als Johan nach Sandhamn kam, hatte sich die ganze Luftblase in nichts aufgelöst.

Johan hatte Sandhamn aus mehreren Ursachen als Versteck gewählt. Er hatte dort als junger Student einige unvergessliche Sommertage während eines Jachtsegelns zugebracht, in guter Gesellschaft, in froher Stimmung, bei Gesang und Trank. Wie die Landschaft seine Stimmungen färbte, so setzten seine Stimmungen ihre Farbe auf die Landschaft ab und wirkten zurück. Bei Sandhamn hatte er das offene Meer, mit Brandungen, Leuchtfeuern, vielleicht einem Schiffbruch jetzt im Herbst; eine einsame Natur, ohne Laubbäume, wo man kaum sehen konnte, ob es Sommer oder Winter war, denn die Kiefern waren immer gleich grün und der sandige Boden immer gleich weiss. Ferner lag es weit von Stockholm, und die Wege waren schwer und schützten einen gegen Besuch. Da war ein Gasthaus, und dort wollte er wohnen. Ausserdem hielt er die Lotsen für naturfrische Leute, die, wie er, zum Teil ausserhalb der Gesellschaft standen und am offenen Meer lebten, weit von Zivilisation und Verkünstelung.

Er kam dahin; mietete einem Lotsen ein Zimmer ab und wollte zu schreiben anfangen. Aber da war ein Umstand, den er nicht in Betracht gezogen; er kannte nämlich seit alter Zeit, seit dem Sommer 68, den Oberaufseher der Zollstation. Die Bekanntschaft erneuerte sich von selbst, und Johan fand einen herzlichen und männlichen Freund, der gerade das war, was Johan zu sein gewünscht hatte, ein Mensch der Wirklichkeit. Er besass eine

heitere und aus der Erfahrung gewonnene Weltanschauung, die wohl auf Durchschauen begründet war, sich aber den kleinen Forderungen des Lebens angepasst hatte. Zu ihm konnte Johan nicht kommen, um sich über den Unsinn des Lebens zu beklagen.

— Schämst du dich nicht, alter Junge, so gross zu sein und noch nicht das Leben leben zu können, schalt der vielgeprüfte Mann mit seinem väterlichen, liebenswürdigen Ton. Glaubst du, ich weiss nicht, dass alles Unsinn ist, vom grossen Gesichtspunkt gesehen; aber vom kleinen, siehst du, ist es sehr gross, leben zu können. Und ist es deine Absicht zu leben, so steck die Pfeife in den Sack und nimm den Löffel hübsch in die Hand, wenn du was zu essen hast!

Das hiess den Herrn beim Kragen nehmen, und diese Methode passte ausgezeichnet für Johan.

— Du bist vierundzwanzig Jahre alt und bist noch nichts, fuhr der Freund fort. Du musst doch etwas werden wie andere Menschen, wenn du auch Schriftsteller zu werden gedenkst, denn davon kann man nicht leben!

Das war gesunde Vernunft, und man überlegte zusammen.

— Sieh nur den Burschen hier, fuhr er fort und zeigte auf den Telegraphisten, er hätte in seiner Stellung Zeit, ein Bücherfach im Jahr voll zu schreiben. Eine solche Beschäftigung würde für dich passen.

Die Worte fielen auf gut bereiteten Boden, und ehe die Woche vergangen war, sass Johan da und klopfte mit einem blinden Apparat, der zum königlichen elektrischen Telegraphenamt gehörte. Darauf reichte er das Gesuch ein, Eleve beim Amt werden zu dürfen, und nach einem Monat

sandte er das erste Wettertelegramm von Sandhamn ab.

Durch den neuen Umgang mit zwei verheirateten und im Staatsdienst stehenden Männern gewöhnte er sich allmählich, den kleinen Gesichtspunkt ans Leben endlich anzulegen. Leben war eins und dichten ein anderes. Im Leben dichten endete mit Hungersnot und Zwangsvollstreckung. Also: das Leben für sich und das Dichten für sich.

Aber es ging nicht ohne Schwierigkeit, Maschinenarbeiter zu sein. Sobald er vom Bureau loskam, eilte er nach Haus und malte; jetzt immer das Meer.

Versuchte er einen ganzen Tag zu schwänzen, so wurde er mit zweckdienlichen Mitteln geholt, will sagen, er wurde freundlich beim Ohr genommen und zur Ordnung gerufen. Man behandelte ihn wie einen Kranken oder wie ein Kind, und zerrissen und willenlos wie er war, sah er mit Dankbarkeit zu zwei guten Menschen auf, die ohne einen Funken Egoismus ihn an die Hand nahmen und ihm einen Willen einflössten. Dazu Gegenstand einer unbegrenzten Gastfreundschaft in den beiden Häuslichkeiten, in einen Kreis von Seekapitänen, Bugsierern, Tauchern, Verschlagenen hineingezogen, kam er jeden Tag in Berührung mit Menschen, die sich in der schweren Arbeit des Tages und des Lebens abmühten. Alle waren tätig, munter und verhältnismässig zufrieden mit ihrem Los. Da war keine Romantik, keine Schwärmereien, aber viel Pflicht und viel Mühe. Das hiess leben!

Unter diesen aber war Johan der letzte. Er erkannte willig ihre grosse Ueberlegenheit in der Kunst des Lebens an, und er sah ein, dass er auf

diesem Gebiet, mit ihnen verglichen, ein Tropf war; er wusste aber auch, dass es ein Gebiet gab, auf dem er ihnen überlegen war. Das aber wussten sie nicht, denn er hatte keine Gelegenheit gehabt, ihnen zu zeigen, was er konnte. Übrigens, meinte er, seien doch wohl andere Berufe ebenso berechtigt wie der des Beamten, Seemanns, Kaufmanns; und der Beruf des Schriftstellers und Künstlers war ja noch nicht aus dem Hauptbuch der Gesellschaft gestrichen.

Im November traf ein Schiffbruch unter besonders pittoresken Umständen ein, und Johan war bei der Seeerklärung und dem Schmaus anwesend. Die ganze Szenerie war so neu und malerisch, dass er Lust bekam, sie zu schildern; nun aber reichten Pinsel und Farbe nicht, er musste zur Feder greifen. Und so schrieb er einige Korrespondenzen an die liberale Morgenzeitung in Stockholm.

Durch die Beschäftigung mit Malen war sein Blick so geschärft worden, dass er Einzelheiten genau auffasste und durch deren Häufung und Anordnung beim Leser eine starke Vision des Geschilderten hervorrufen konnte. Eine leichte Skepsis, mit ein wenig Gefühlswärme untermischt, gab dem Stil etwas Luftiges, und ohne es zu wissen, hatte er gerade den Ton getroffen, dem die Menschen der Zeit lauschten.

Die Briefe machten ein gewisses Glück. Aber sie gaben Johan zugleich eine Lehre.

Am selben Tag, als sie erschienen, war er in der Stadt gewesen, um etwas zu besorgen. Abends fuhr er mit einem Bugsierdampfer, der voller Lotsen war, wieder hinaus. Er hatte allerdings schon durch den Verkehr mit ihnen eingesehen,

dass sie keine Naturmenschen sind, sondern hochmütige königliche Beamte. Niemals hörte er sie von dem grossen Schauspiel des Meeres als etwas Schönem oder Stimmungsvollem sprechen; niemals hörte er sie einen Schiffbruch als etwas anderes als ein gutes Geschäft betrachten: nur Bergungsgelder und Lotsengelder. Und er hatte sich diese Leute als eine Art Helden vorgestellt, die da draussen ihr Leben wagten, um sich und ihre Familie zu versorgen und den Notleidenden beizustehen. Und nun hörte er nie ein Wort von Lebensgefahr. Seit Menschengedenken war kein Lotse beim Dienst im Meer ertrunken, wohl aber einige zwischen den Schären in betrunkenem Zustand.

Jetzt sassen diese Herren königlichen Lotsen im Achtersalon und tranken Branntwein, als ein alter Mann aus der Gesellschaft die Zeitung nahm und laut zu lesen anfing.

— Es soll etwas über Sandhamn drin stehen, sagt er und sucht den Artikel.

Darauf liest er. Johan glaubte anonym zu sein, das war er aber sicher nicht. Doch taten die Lotsen so, als wüssten sie nicht, wer der Verfasser sei. Und der Alte las, und die andern hörten zu.

Er las in einem Zug, ohne Trennungszeichen, so dass alles zu einem sonderbaren Gemisch zusammenschmolz. Johan fragte sich erst, ob es möglich sei, zu verstehen, was man so liest. (Dass Ungebildete immer laut lesen und das Verständnis durchs Ohr aufnehmen, wusste er.)

Bald sah er ein, dass er zum Verzweifeln missverstanden wurde. Lustiges ging spurlos an ihnen vorüber und wurde gepredigt; die Satire wurde für Ernst genommen; und gefühlvolle Stellen wurden wie Witze mit Gelächter begrüsst. Sie be-

griffen augenscheinlich nicht das Geringste. Abei eine tatsächliche Angabe, die nicht ganz genau war, traf sie, erregte lebhafte Erörterung und weckte Unwillen gegen den Verfasser.

Johan bekam einen lebhaften Vorgeschmack, was es heisst, von Ungebildeten nicht verstanden werden. Und für diese sollte er schreiben! Wie hoffnungslos, wie nutzlos!

Als die Vorlesung zu Ende war, hielt Johan es für das Beste, etwas zu sagen.

— Wer mag das geschrieben haben? fragte er.

— Ja, wer kann das sagen? antwortete der Alte. Es ist nicht so übel, fuhr er fort; aber wie kann er wissen, was draussen an der Klippe geschah?

Es wurde still im Salon, und alle schlugen die Augen nieder, als wollten sie nicht an die hässliche Vermutung über die Ursache des Schiffbruches denken.

Die Arbeiter des Meeres sind in diesem Falle ebenso gebildet wie die Gebildeten: sie wissen zu schweigen, wenn es nötig ist, und halten sehr gut ihre Leidenschaften im Zaum.

— Habe ich was gesagt? fing der Alte wieder an, als das Schweigen andauerte. Kommen Sie und nehmen Sie sich ein Butterbrot, wenn es solch einem Herrn schmeckt.

Johan wollte sich diesen Menschen nähern, die er noch immer bewunderte, und erklärte, es werde ihm schon schmecken, denn er sei nicht verwöhnt, und so wie er in Upsala gehungert, habe es vielleicht keiner von ihnen getan.

Die Sache war die, daß niemand von ihnen gehungert hatte, und darum hielten sie es für schmutzig, gehungert zu haben, und im selben Augenblick hatten sie ihn unter ihren Stiefeln.

Ein älterer Lotse glaubte, jetzt sei die Gelegenheit da, zuzuschlagen, und er schlug:

— Ja, hungern, ja, das kann man schon, wenn man Papas Gelder in Punsch vertrinkt! Ich kenne die Herren Studenten!

— Der ist nicht so dumm, dachte Johan, sagte es aber nicht laut.

Später im Herbst ereignete sich ein neuer Schiffbruch vor den Leuchtfeuern. Dem Lotsen drohte Gefängnis, und jetzt wurde Johan als schreibkundig gebeten, dem Armen durch mildernde Umstände zu helfen; die waren auch vorhanden, da der Lotse zu Hause Kindbettwache gehabt und einige Nächte nicht geschlafen hatte.

Zuerst schilderte Johan das Abenteuer in der Zeitung, und dann setzte er eine Verteidigungsschrift mit dem Gnadengesuch auf. Als er aber damit aufs Gericht kam, hatte der Lotse bereits alles bekannt, so dass ein Zurücknehmen nur als Widerspruch aufgefasst worden wäre und dessen Lage nur verschlimmert hätte. Die Verteidigung musste also fallen gelassen werden, und die Sache nahm ihren Lauf.

Später benutzte Johan das Ereignis als Motiv zu einer Novelle, aus der hervorgehen sollte, wie unzuverlässig der Poet oft die Wirklichkeit sieht; und wie falsch das Urteil werden kann, wenn es vom Gefühl diktiert wird.

Inzwischen hatten die Briefe die Folge gehabt, daß Johan eine Anstellung an der Zeitung angeboten wurde, eine sehr vorteilhafte und ehrenvolle Anstellung. Da verliess er Telegraphenamt, Freunde und Versteck, um ins brennende öffentliche Leben hinauszutreten und die geordnete Gesellschaft zu mustern.

Er sehnte sich nach diesem Augenblick, da er in Reih und Glied einrückte und seine Fertigkeiten Früchte tragen sah, aber er bebte auch davor, und mit dem Gefühl des Vermissens schied er von dem stillen und gastfreien Sandhamn; dort hatte er gute Menschen getroffen, die ihm eine Freistatt gewährten, als er wie ein Schiffbrüchiger auf die unfruchtbare, aber freundliche kleine Sandinsel geworfen wurde.

## 7.

## Das öffentliche Wort

## (1873/74)

So war er wieder angemustert von der Gesellschaft und empfand die Ruhe der Arbeit und den Zwang des Glockenschlages. Wie schön war es doch, um neun Uhr auf die Redaktion zu kommen, sich an seinen Tisch zu setzen, seine Pfeife anzustecken, die dänisch-norwegische Post zu öffnen und gemächlich die Zeitungen zu lesen. Die Arbeit bot sich von selbst an, legte sich ihm vor, schnitt sich entzwei und steckte sich ihm in den Mund. Und dann war er nicht mehr allein; er hatte drei Kameraden im Zimmer. Der eine sieht die Stockholmer und die Provinz-Zeitungen durch; ein anderer liest die ausländische Post; der dritte geht in die Stadt umher und hört, was geschieht. Es ist, als sitze man in einer kolossalen

Turmuhr und höre die Uhr der Zeit ticken; aber die Gefahr ist dabei, dass man von innen die Zeiger nicht sieht.

Die Zeitungsredaktion entzückte ihn wie ein Observatorium, von dem man über die Welt hinaus schaut und die Weltgeschichte wachsen sieht; und seine Geringschätzung vor der alten hochmütigen Universität, einem Ueberrest des Mittelalters, einer Kathedrale in einem Kristallpalast, nahm durch den Vergleich zu. Auf dem Schreibtisch hatte er alle diese nützlichen, aber von der Halbbildung mit angeblicher Verachtung angesehenen Nachschlagebücher, aus denen er Antwort auf alle Fragen holen konnte. Er lernte das Konversationslexikon schätzen, diesen Ersatz des so unzuverlässigen und so überladenen Gedächtnisses, und er wollte es an die Stelle der Schule setzen. Kein Streit konnte über einen Sachverhalt entstehen, denn man schlug nur auf und hatte volle Gewissheit, während man sonst um eine vergessene und unbewiesene Tatsache einen endlosen Streit durchfocht. Im Bibliothekdienst sah er später zu seinem Erstaunen, wie die gelehrtesten Männer sofort „zum Brockhaus gingen", während der Ungebildete stundenlang nach einer einfachen Tatsache suchte.

Es war eine schöne Arbeit, die nie einförmig wurde. Es lag in ihrer eigenen Natur, immer neu zu sein. Jeden Morgen und jeden Abend brachte die Post neue Nachrichten, und der Telegraph verkündete jede zweite Stunde, was in der Welt Neues geschehen war. Aber diese Stellung, von der er den werdenden Weltlauf überblickte, verlockte ihn ganz natürlich, den grossen Gesichtspunkt anzulegen; dadurch wurden Dinge, die für das kleine tägliche Leben von Wichtigkeit waren,

als Bagatellen behandelt, und auch die Weltereignisse nahmen das Aussehen von Unbedeutendheiten an; historische Tatsachen wurden Notizen; Personen, die in die Entwicklung eingriffen, wurden von oben in Verkürzung gesehen und konnten daher leicht lächerlich werden.

Zur selben Zeit, als er in die Zeitungswelt eintrat, gab die Bekanntschaft mit der amerikanischen Literatur seiner Skepsis eine unerwartete Unterstützung. Amerikanische Humoristen wurden jetzt übersetzt und mussten einige gut gespannte Saiten bei den Menschen der Zeit angeschlagen haben. Das Publikum nahm ihren Scherz als Scherz, Johan aber nahm ihn als Ernst, denn er war Ernst. Da war alles vom Standpunkt der jetzigen Zeit behandelt und durchschaut, und folglich erwies sich alles als leer und nichtig! Der Wirklichkeitssinn des Amerikaners hatte im Kampf ums Dasein die wahre Bedeutung des Lebens durchschaut; von allen Halluzinationen, allen Idealen und aller Romantik gereinigt, sah er des Lebens relative und des Himmels absolute Nichtigkeit ein, und nun lächelte er ein breites Lächeln über die ganze alte Kultur. Weder Rang, Grösse, Talent noch Reichtum lockten ihm seine Bewunderung ab; nichts Vergangenes, Altes flösste ihm Achtung ein. Napoleon und Washington, Michel Angelo und Beecher Stove wurden als Kneipgenossen behandelt; Revolution und Reaktion, Reformation und Renaissance waren nur Bewegungen, gleichgültig, ob vorwärts oder zurück; das unterdrückte Weib und der unterdrückte Neger lockten ihnen keine Tränen ab; die Zeitungspresse, aus der diese Autoren hervorgegangen waren, wurden mit derselben Verachtung behandelt wie jedes andere Geschäft; Dogmen und Kunstlehren, Grundgesetze

und Lynchgesetze, alles wurde über einen Kamm geschoren; Achtung für persönliches Dasein gab es nicht; der Glaube an die Gerechtigkeit der Gerichte und die Liebe zum allgemeinen Wohl war fortgeblasen und wurde vom Taschenrevolver ersetzt. Das waren die Vorboten der Anarchie des Gedankens, die später ausbrach; das war der Bücherabschluss mit der alten Weltanschauung, der Beginn des Niederreissens.

Als Johan aber diese Methode der Anschauung auf das Redigieren der täglichen Zeitung anwenden wollte, geriet er in Widerspruch mit deren Aufgabe.

Die schwedische Zeitungspresse war im Anfang der siebziger Jahre, bis auf wenige Ausnahmen, naiv und ehrlich; kannte keine andere Einnahmequelle als Abonnenten, das heisst Gesinnungsgenossen, deren Interessen durch den Text gefördert wurden, und Anzeigen. Die Revolverpresse, mit der Reklame, dem gekauften falschen Zeugnis, und die Reptilpresse, mit der gekauften Schmähung, waren von Amerika und Preussen noch nicht eingeführt. Man lobte nicht gegen Bezahlung, und man schmähte nicht für Beförderung oder Titel. Aber man hatte natürlich mehr Nachsicht mit einem Freund und nahm weniger Rücksicht auf einen Feind. Man konnte einem Notleidenden oder einem Kameraden mit einer unschädlichen Erwähnung helfen, aber man liess sich nicht bezahlen. Eine nützliche Erfindung, eine gute Ware wurden gratis gelobt, weil sie vielen nützten, und man sah nicht so genau darauf, ob auch der einzelne viel daran gewinnen konnte.

Als sich Johan jetzt über Personen, Sachen, Fragen äussern sollte, vergass er, dass er den kleinen Gesichtspunkt anzulegen hatte, und dachte

nicht daran, dass ein gedrucktes Wort, schlecht abgewogen, einem Menschen der Gesellschaft in seinen teuersten Interessen, den sozialen und wirtschaftlichen, schaden konnte. Als er also über das Theater zu schreiben anfing, das auch zu seinem Ressort gehörte, nahm er die Sache in Grossem, sprach seine Ansicht offen aus, wie sie bei ihm durch Erziehung, Studien, Temperament entstanden war. Aber er bedachte nicht, dass es sich um das Wohlergehen des einzelnen handelte, dass die Existenz eines Schauspielers von einem harten Urteil abhängen konnte.

Als man ihm das vorhielt, erkannte er das Richtige des Tadels an; aber auf der anderen Seite verfocht er sein Recht und seine Pflicht, seine Ansicht zu sagen, da man wollte, dass er sie sage. Wenn man jemand lobte, so erhielt man Tadel von andern: was sollte man denn für eine Richtschnur haben, wenn nicht seine Ansicht? Es war doch ebenso schlimm für die wirklichen Verdienste, wenn die Unfähigen gepriesen wurden! Wollten die Künstler lieber, dass man nicht von ihnen sprach? Nein, gewiss nicht, dann beklagten sie sich über Totschweigen! Es blieb nur übrig, seinen eigenen Weg zu gehen, trotzdem er es höchst unangenehm fand, Henker zu sein und selber für seine Kritiken Kritik anhören zu müssen, die oft viel härter und unhöflicher war als seine eigne.

Schlimmer war es, wenn man über den Reichstag Bericht erstatten sollte. Die bereits korrumpierte Bauernpartei, die im letzten Jahr (1873) auf den Kompromiss gehört hatte, flösste ihm keine Achtung mehr ein. Als er von der Tribüne auf diese hundert Menschen herabsah, die das Land vertreten sollten, fand er es dem Verhältnis nach

richtig, dass die Bauern in einem ackerbauenden Land hier drinnen wie dort draussen die Mehrheit bildeten und die Städter in der Minderheit waren; zugleich aber waren ihm die Interessen dieser Mehrheit fremd, weil sie durch die so gefeierte Entwicklung in Widerspruch mit den sog. Kulturinteressen gekommen waren. Als Anträge über Zäune und Gasthäuser sich mit Anträgen über Beamtenpensionen und Theatersubventionen kreuzten, sah er ein, dass es sich hier nur um mehr oder weniger private Interessen handelte, und so nahm er den ganzen Reichstag „en canaille".

Da kam nicht eine Frage über Erweiterung der Politik und religiösen Freiheit vor; nicht ein Vorschlag, den Unterricht zu reformieren; nicht eine Stimme für soziale Verbesserungen. Lokale Angelegenheiten, dynastische Interessen, Schlägerei um das Brot des Staates, das war die ganze Politik.

Doch eine Frage liess ihn für einen Augenblick einen Schimmer von Revolution sehen: das war der Bauern Anlauf gegen die Beamtenherrschaft, der seinen Ausdruck in der Rede fand, mit der Graf Posse die für die Beamten verlangte Teuerungszulage angriff. Einen Augenblick wollte er den Grafen für einen Volkstribun halten, der mit den Massen gegen Königstum und Bureaukratie stürmte; als aber die Sache mit einem Vergleich endete und die Beamten ihre Gehaltserhöhung bekamen, wenn sie auch etwas gekürzt war, glaubte er nicht mehr an den Volkstribun, und die ganze Politik des Reichstags schien ihm gleichgültig für die Arbeit des Fortschritts zu sein.

Indessen zog ihm seine unehrerbietige Art, über die Verhandlungen zu berichten, Tadel zu; und als er eines Tages auf die Redaktion kam, ohne über das Plenum geschrieben zu haben, wurde

er, trotzdem er erklärte, es sei nichts von Wichtigkeit vorgekommen, ersetzt, da er keinen Sinn für Politik habe. Man schickte ihn jetzt aus, Generalversammlungen, Vereinssitzungen, Ausstellungen, Feste zu besuchen. Da er aber auch jetzt nicht sein Augenglas in den richtigen Winkel einstellen konnte, bekamen die Leser die seltsamsten Begriffe von den kleinen Angelegenheiten des Tages und wurden unaufhörlich vor den Kopf gestossen.

Eines Tages hatte er sich über Kunst zu äussern. Da er den Kopf voll von Tocqueville und der Demokratisierung der Kunst hatte, sprach er ganz unvorsichtig aus, ein Farbendruck nach einem von Correggios Meisterwerken sei eher dreissig Kronen wert als das Original eines Schülers der Akademie achthundert Kronen. Die Folge war, dass er in einem demokratischen Witzblatt, das in Kunstfragen aristokratisch und theologisch war, als ein Esel dargestellt wurde, der nach der von einem Schüler der Akademie vertretenen Kunst trat.

Ein ander Mal meldete er eine christliche Zeitschrift so an, dass er sagte, der Herausgeber übernehme eine grosse Verantwortung, indem er diese „Irrlehren" verbreite. Der Herausgeber kam zum Chefredakteur und verlangte eine Erklärung. Der konnte ihm nichts anderes sagen, als dass der Rezensent die christlichen Lehren sicher für Irrtümer hielt. Und das tat er allerdings. Und warum sollte er nicht seine Meinung sagen, da alle andern ihre sagen durften?

Die Folge dieser wiederholten Klagen war, dass Johan ermahnt wurde, eine passendere Anschauung anzunehmen; das war ihm aber nicht möglich. Da er alles für bedeutungslos hielt, konnte er nichts ernst nehmen oder hochhalten, wenn er nicht eine Bewegung nach vorwärts, einen Schritt

zu etwas Besserem sah; dann aber sparte er das Lob nicht, der guten Sache wegen. So erhielt er eine gute Veranlassung, die im Schlendrian einschlafenden Traditionen des Königlichen Theaters zu wecken, als eine fremde Schauspielerin gastierte. Aber dieses Mal flog ihm die Klugheit fort mit der Entzückung, etwas Geniales zu sehen, denn er schloss damit für lange Zeit seinen Stücken das Theater.

Während dieser Zeit fühlte er eine Verantwortung, eine unangenehme Verantwortung, den Richter zu machen. Er wusste, dass Verletzte und Geschlagene schrieen, und er wurde sogar von einer schlechten Theatergesellschaft, die in Stockholm gastierte, mit Prügel bedroht. Er hatte nämlich geschrieben, sie geben falsche Waren aus, da sie denselben Preis wie das Dramatische Theater verlangten und ihre Sache so miserabel ausführten. Er wusste, dass die Macht des öffentlichen Wortes bedeutend ist; aber was war dabei zu machen? Er zeichnete seine Artikel, alle wussten, wer die Signatur war, und er war bereit, die Verantwortung zu übernehmen. Könnte sich das Publikum nicht daran gewöhnen, den gedruckten Buchstaben nicht soviel Wert beizulegen? Es war ja nur die Ansicht eines einzelnen, und man konnte ihm doch nicht verwehren, seine Ansicht zu äussern. In den letzten Jahren haben die Übertreibungen im Missbrauch der Pressfreiheit die Wirkungen des Missbrauches aufgehoben: der Tyrann hat den Tyrannen so gut wie getötet. Ausserdem hat eine neuere ausgebildete skeptische Philosophie die Menschen gelehrt, dass es objektive oder absolut wahre Urteile nicht gibt. Damit ist die Kritik auf das, was sie ist, reduziert worden: das mehr oder weniger gut begründete Urteil eines einzelnen.

Des Publikums eigensinnige Weigerung, dieser despotischen Oligarchie Beachtung zu schenken, ist auch ein Heilmittel gegen die wachsende Aristokratie gewesen, in die der erste beste kühne Gesell freien Eintritt hatte. Und darum ist die Presse, vielleicht gegen ihren Willen, gezwungen worden, einigermassen demokratisch zu sein, da alle ihre Mitglieder mehr oder weniger unzufrieden mit der Gesellschaft waren, die ihnen soziales Ansehen versagte. Und ausserdem hat die Presse, gerade weil sie zum grösseren Teil von Nichtstudierten, ja von geradezu Ungebildeten besorgt wurde, ein heilsames Gegengewicht gegen die Entstehung einer Gelehrtenaristokratie gebildet.

Indessen sah Johan immer mehr, dass es ihm unmöglich sei, den Zaum in den Mund zu nehmen und in die Sielen zu kriechen. Seine Stellung an der Zeitung wurde unhaltbar, und nach einem unbedeutenden Streit nahm er seinen Abschied und ging. Ging, ohne zu wissen, wohin er gehen sollte. So stand er wieder auf der Strasse!

Als er auf seine Kammer kam, fühlte er sich wie ein Ausgestossener. Er war jetzt fest überzeugt, dass er von dieser Gesellschaft nichts zu erwarten hatte. Da seine Einsicht ihm deren Verkehrheit zeigte, konnte er keinen Platz in ihr finden.

Wenn er jetzt seine getäuschten Hoffnungen überschaute, seit dem Tag, an dem er aus Upsala floh, so sah er wie der Fortschritt rückwärts gegangen war. Die Reaktion war nach dem Tode Karls XV. angebrochen. Bei der Krönung des neuen Königs hatte der deutsche Kronprinz sich zufällig auf einer Flotte vor dem Hafen von Drontheim befunden und war eingeladen worden. Einige Wochen später hatte er Stockholm besucht, und

dieselben Hurrarufer, die vor einigen Jahren als Preussenhasser die Marseillaise gesungen hatten, huldigten ihm. Man sah also bereits einem Umschlag in der Politik entgegen, die seit Oskar I. Schweden an die liberaleren Westmächte angeschlossen hatte, um bei ihnen Unterstützung zu suchen gegen die halbasiatischen Despotien in Ost und Südost. Und als einige Jahre später der König den beiden Kaisern in Berlin und Petersburg seine Aufwartung machte, erhielt man volle Gewissheit, dass die beiden gefährlichen Nachbarn Schwedens Freunde geworden seien; was sie gefährlicher machte denn als gleichgültige Mächte. Als man dann Moltkes schwedische Inspektionsreise und des schwedischen Kronprinzen Vermählung mit der Enkelin des deutschen Kaisers erlebte, hielt man die Opferung für vollendet. Es war eine schlechte Kettenrechnung, aber der Schein war dagegen. Der Anschluss an Preussen galt für reine Dynastiepolitik, nachdem Frankreich Republik geworden war, und die Vorschläge der Wehrpflicht, die seitdem über jeden Reichstag regneten, wurden mit dem Toast in Zusammenhang gebracht, den der schwedische König in Berlin ausbrachte. Darin hatte er die Hoffnung ausgesprochen, dass die schwedischen und preussischen Heere noch einmal als Waffengenossen zusammen kämpfen würden.

Innerhalb des Reiches fingen neue Winde an zu wehen. Schon auf den Krönungsfesten in Upsala hatte der bisher unbemerkte kleinstädtische Oberlehrer Wirsén das Studentenkorps dem Königspaar zu Füssen gelegt und es als einen Staatswald zur unmittelbaren Verfügung des Regentenhauses gestellt; und bald sieht man die ganze junge Literatur auf allen Vieren kriechen.

Die Arbeit der religiösen Befreiung war in der Windel erstickt worden. Dozent Scheele hatte die bekannte Legende von der Austreibung des Teufels in Form eines Nagels nach Haus gebracht; Beskows Kirche war 1867 durch ein Wunder eingeweiht worden: eine Taube flog hindurch; und der Justizminister Adlercreutz war Vorsitzender in der evangelisch-vaterländischen Stiftung geworden. Derselbe Beskow hatte seinen Namen einem Schulunternehmen geliehen, und in dieser Anstalt wurden die Prinzen erzogen. Die Dichter stimmten ihren Leierkasten zu dem neuen Sonnenuntergang; die Freimauerei blühte als das Herrenhaus der Bürgerschaft; die königlichen Theater spielten Stücke mit allgemeiner Wehrpflicht; die agrarische Partei schloss einen Kompromiss mit der Reaktion; der Geschäftsschwindel nahm zu, und die Ästhetik blühte. Die ganze Maschinerie ging rückwärts, und der Zug rollte abwärts.

Es war hoffnungslos, jetzt noch an eine Arbeit des Fortschritts zu denken! Und ebenso hoffnungslos, den Rückschritt aufzuhalten zu suchen.

Das Leben wurde Johan unerträglich, als er sah, wie alle die Fahnen im Stich liessen. Hätte er jetzt seine Stimme erhoben, wäre er mit lautem Lachen begrüsst worden. Aber in Zwischenstunden erwachte die Hoffnung wie ein Schimmer, und er begann sein reiches Material zu der Attacke, die er vorbereitete, zu übersehen.

— Wenn ich dreissig Jahre alt werde, schreibe ich einen Roman! pflegte er spät in der Nacht nach einem durchzechten Abend zu sagen.

— Wovon wird der handeln? fragte man ironisch.

— Das werden wir sehen!

Die Hungersnot kam wieder, und er nahm ohne Bedenken Anstellung an dem Halbwochenblatt der Bauernpartei. Obwohl er sich keine Illusionen machte, als er anfing, sah er doch bald seine Befürchtungen übertroffen. Auch sie waren müde geworden, waren keine Oppositionspartei mehr, sondern im Lauf der Jahre durch die Berührung mit der „Intelligenz" korrumpiert worden.

Seine Stellung an der Zeitung dauerte nur einige Monate. Es war die Zeit der tiefsten Not, Krankheit und Demütigung, die er durchgemacht hatte. Dann aber lenkte das Schicksal oder wohlwollende Menschen seine Schritte in eine neue Laufbahn, die für den künftigen Schriftsteller von grosser Bedeutung wurde. Im Herbst desselben Jahres ward nämlich sein Gesuch, als ausserordentlicher Hilfsarbeiter an der königlichen Bibliothek angestellt zu werden, von Seiner Majestät bewilligt.

## 8.

## Königlicher Bibliothekar

## (1874—75)

Auch in der Zeitungspresse gab es eine Rangordnung, und Jolian war gesunken, als er von einer täglichen Zeitung an ein Halbwochenblatt ging. Im Elternhaus wagte er sich nicht zu zeigen, denn dort glaubte man, er sei wirklich heruntergekommen, und seine früheren Kameraden von der täglichen Zeitung sahen mitleidig auf ihn herab. Alle alten Freunde betrachteten ihn mit Misstrauen, da er seine Verpflichtungen weder als Schuldner noch als Schriftsteller eingelöst hatte. Die Nachwirkung des Fiebers warf ihn jeden dritten Tag nieder und brachte ihn um alle Kraft, allen Mut. Er wurde jetzt wirklich milzkrank und menschenscheu; es konnten Tage vergehen, bis er eine Kneipe aufsuchte, um zu

Mittag zu essen, und andere Tage ass er nicht, weil er kein Geld hatte. Es war ein elendes Leben, so elend, wie es vielleicht nur der niedrigste Proletarier führt. Zuweilen konnte er den ganzen Tag auf seinem Sofa liegen bleiben, während die Gedanken in Kreisen liefen, indem er hoffte, der Tod oder der Wahnsinn werde ihn befreien; dann aber kam der Hunger gegen Abend und jagte ihn in die Höhe. Die Nacht nahte, und er fühlte nicht die Kraft, noch zwölf Stunden zu hungern. Er lief hinaus, schwitzte kalten Schweiss im Kampf mit dem Stolz, und dann suchte er jemand auf, der sein Leben noch einmal rettete.

Das Rote Zimmer war aufgelöst. Die Künstler waren ins Ausland gereist; der Leutnant hatte seinen Abschied genommen und sich nach Paris begeben, unbekannten Schicksalen entgegen; drei andere waren nach Amerika gefahren. Einige waren untergegangen. Sie hatten die neue Betrachtungsart angelegt und die Nichtigkeit des Lebens durchschaut; deshalb konnten sie nicht in die Tretmühle des Lebens eintreten, sondern sahen das kleine Leben von dem grossen Gesichtspunkt.

Johan war jetzt vollständig bankrott. Glaubte nichts, hoffte nichts, wollte nichts. Da kam der Zufall in Form eines fremden Willens und nahm ihn beim Kragen.

— Du musst in die Bibliothek gehen, um deinen Platz zu finden! sagte er.

— Meinen Platz? Es gibt keinen Platz für mich!

Hätte ein anderer ihn jetzt nicht geschickt und ihm Selbstgefühl gegeben, so hätte er sich nie mehr erhoben. Er gehorchte blind, und so war er wieder einregistriert, aber jetzt mitten in der dichtesten Oberklasse.

Da die Bibliothek damals so etwas wie ein Annex des Kultusministeriums war, sah er sich eines Tages aus dem Proletarierstand erhoben und den gesetzlichen Titel eines königlichen Sekretärs und ausserordentlichen Hilfsarbeiters an der königlichen Bibliothek tragen. Da stand zweimal das Wort königlich, und er lächelte im Innern, wenn er von Vorgesetzten und Untergebenen mit „königlich“ angeredet wurde. Und wenn er in das königliche Schloss ging, in dem die Bibliothek damals noch untergebracht war, fühlte er sich wie ein Dieb, der für einen Einbruch vorbereitende Untersuchungen macht. Er wunderte sich, dass man ihn gut behandelte, trotzdem seine Gesinnung bekannt war; aber er merkte bald, dass diese kenntnisreichen Menschen nicht konservativer als er waren, dass überall eine stille Skepsis herrschte; dass man aber doch leben musste, wie dick auch die Luft war, da „es kein Mensch ändern konnte.“

Als er zum ersten Mal in den Saal der Bibliothek trat, der so gross wie der Saal bei Berns und ganz voll Bücher war, stutzte er. Das war ein Meer, in das er sich kopfüber stürzen wollte, um es bis zum Grunde auszutrinken. Er wurde demütig vor dieser ungeheuren Arbeit des Menschengeistes, und er glaubte, hier würden die Rätsel des Lebens alle gelöst werden.

Wo sollte er beginnen? Er ging zuerst zu den Philosophen. Die kannte er schon, und niemand hatte ein Wort zu dem hinzuzufügen, was Schopenhauer und Hartmann gesagt hatten. Er irrte von Gestell zu Gestell; war aber ein Buch älter als zwanzig Jahre, so war es schon in die neuen Bücher aufgegangen und überflüssig geworden. Hier war also kein neues Wort zur Lösung des

Lebensrätsels zu finden, das gelöst war, da man jetzt entdeckt hatte, dass der Zweck des Lebens ist, das Leben zu fristen, bis der Tod kommt. Also blieb nur übrig, das Leben zu fristen. Zu diesem Zweck musste er sich zu einem tüchtigen Bibliothekar ausbilden und sich eine Spezialität suchen, die er souverän beherrschen konnte, während die andern Bibliothekare sie nicht beherrschten. Zugleich wollte er einen ganz neutralen Stoff wählen, der ihn die Gegenwart vergessen liess; denn die hörte nie auf, ihn zu quälen, weil ein Funke Hoffnung, dass es besser werden könne, immer noch unter der Asche seiner ausgebrannten Illusionen glimmte. Er begann sich also umzusehen, und da man so freigebig gewesen, ihm einen eigenen Schlüssel zu geben, konnte er die Räume der Bibliothek zu jeder Stunde des Tages besuchen.

Die neuen Titel brachten ihm gesellschaftliches Ansehen, und Johan merkte bald, wie die alten Gesichter einen neuen Ausdruck annahmen, aber er war zu klug, um nicht den früheren Widersachern recht zu geben. Er war ja vorher ein Proletarier gewesen und hatte sich untauglich für die Gesellschaft gezeigt, die sie bewunderten und hochachteten: warum sollten sie ihm denn nicht Geringschätzung erweisen? Das war ja von ihrem Standpunkt nur folgerichtig. Jetzt war er etwas, und nun nickte man freundlich: willkommen!

Er merkte jetzt auch, dass ihm so etwas wie Macht verliehen war. Sass er z. B. allein am Ausleihetisch, und es kam ein Forscher, ein Professor aus Upsala, ein höherer Beamte, und er musste ihn abfertigen, so hatte er ein Gefühl, etwas über dem Bittsteller zu stehen, der um Auskunft oder um ein Buch bat. Fast jeder der Bücherleiher liess sich

dupieren, zuerst vom Schlossgebäude und dann von den Büchern. Alle sahen mehr oder weniger demütig aus, wenn sie in das innere Zimmer traten.

Das soziale Ansehen brachte ihm feine Bekanntschaften ein, natürlich, Kredit in Geschäften und Arbeitsmarkt. Er lebte jetzt davon, dass er für Zeitungen schrieb und Übersetzungen machte, und fand sich in seine Rolle als ordentlicher Beamter, so gut er konnte.

Das gesuchte Opiat fand er eines Tages, und es erwies sich als eins von ausgezeichneter Beschaffenheit. In der Handschriftenabteilung stiess er zufällig auf eine chinesische Büchersammlung. Da es gedruckte Bücher waren, durften sie nicht unter den Handschriften stehen. Er meldete sie daher zur Umstellung an.

— Stellen Sie sie um, antwortete der Vorgesetzte, und katalogisieren Sie sie, wenn es Ihnen Spass macht.

Das Wort fiel in guten Boden, und Johan warf sich auf die chinesische Sprache. Schon das seltsame Äussere der Bücher, der gelbe Umschlag, der so gelb wie ein südländischer Sonnenschein war, und die schönen grossen Charaktere, die er nicht verstand, die aber Gedanken von Menschen ausdrückten, lockten ihn. Das Wunderland in weiter Ferne, das Vaterland der Weisen, das farbenreiche Leben, die immer tragende Natur nahmen ihn gefangen; er ertränkte sich, seine Hoffnungen, seine Verzweiflung in dem ruhegebenden, nach Moschus duftenden Studium.

Nachdem er ein Jahr lang so gearbeitet hatte, dass ihm der Kopf zu zerspringen drohte, lieferte er den Katalog ab, nicht ohne eine gewisse Siegesfreude. Er war „Sinolog“ und besass das ausschliessliche Vorrecht auf die chinesiche Sprache.

Darauf entwickelte er das Thema und suchte es auf mancherlei Art mit Schweden in Beziehung zu bringen, indem er in der chinesischen Literatur nach Angaben über Schweden und die Schweden suchte und in der schwedischen Literatur nach Angaben über China und die Chinesen. Das Resultat war: eine Denkschrift, die im französischen Institut vorgetragen wurde, Korrespondenz mit Sinologen auf der ganzen Erde, Medaille und Mitgliedschaft gelehrter Gesellschaften.

So gelang es ihm, sich allmählich in einen heilsamen Idiotismus zu versenken, der alle Intelligenz ersticken konnte. Er kam so weit auf seiner neuen Strasse, dass er nach einem russischen Orden trachtete; er brauchte nur noch die Hand danach auszustrecken, als die Ereignisse seinen langen Schlaf unterbrachen und ihn in die Laufbahn warfen, welche die seine war. Die Zeit war reif geworden, die Verhältnisse hatten sich geändert, Gewitter zog herauf, und einige Donner in der Ferne verkündeten den Sturm, der nicht ausbleiben konnte.

Um das Unglück voll zu machen, hatte er seit seinem Eintritt in die Morgenzeitung eine Geliebte gehabt. Er hatte sie auf einer Orgie getroffen, welche die Kameraden und deren Geliebte feierten. Da Johan und sie die einzigen Unpaarigen waren, wurden sie zusammengeworfen. Sie wurde Frau genannt, sollte verheiratet sein, aber kinderlos, und ihr Mann liess sich nie sehen. Man behauptete, er treibe sich mit andern Mädchen herum. Es war also kein weiteres Hindernis für die Verbindung vorhanden, und sie wurde ohne die geringsten Schwierigkeiten abgeschlossen, besonders da der Widerstand beinahe gleich Null war. Es

begann ohne Sentimentalität und ohne allen Idealismus. Aber sie hatten wenig Berührungspunkte, da der Unterschied in Bildung und Ansichten zu gross war. Sie wollte sich jeden Tag amüsieren und kam so oft in Johans Wohnung, dass sie ihn von der Arbeit abhielt. Schliesslich wurde er ihrer müde, wollte aber nicht brechen. Er schickte einen Kameraden vor, der seine Rolle übernehmen und ihn befreien sollte. Das gelang beim ersten Angriff, und damit wäre die Sache klar gewesen. Als er aber hörte, dass der Kamerad seine Aufgabe ausgeführt habe, erwachte seine Eifersucht, oder was es nun sein mag, und er geriet ausser sich. Er fühlte sich mit diesem unbedeutenden Weib verwachsen und verzweifelte. Sucht sie wieder auf, flickt die Verbindung und tritt jetzt in eine schmachvolle Sklaverei ein, da sie jetzt sieht, dass sie unentbehrlich ist. Er schleppte seine Kette, die jetzt schwerer als vorher war, denn sie machte ihm Schande.

In einem Anfall der Raserei beschliesst er, sich zu rächen und sie empfinden zu lassen, was verstossen werden für ein Gefühl ist. Zu diesem Zweck dichtet er einen Brief, in dem er erklärt, er sei ihrer müde und habe sich schon einer andern zugewandt. Die Wirkung war unfehlbar. Sie kommt auf die Zeitungsredaktion, dringt in sein Zimmer, bleich wie eine Leiche, von Eifersucht entstellt, krank. Er wird von Mitleid erfasst und begleitet sie hinaus. Sie nehmen den Dampfer nach dem Tiergarten. Sie weint und erklärt, sie liebe ihn. Sie bitte ihn um Gnade, ihn wieder treffen zu dürfen; sie werde ihm treu sein und seine Sklavin werden. Sie küsst ihm die Hände und kriecht vor ihm. Ergebnis: neue Versöhnung.

Als er dann als Beamter in die Bibliothek ein-

trat, sah er eine neue Veränderung. Bei ihr erwachte jetzt die Furcht, sie könne ihn verlieren, da er zu steigen schien, und ihr Unterklasseninstinkt ermahnt sie, ihn unten zu halten. Jetzt aber sucht er sich von ihr frei zu machen, um sich nach einer grossen und reinen Neigung umsehen zu können. Damit meinte er ein Mädchen aus seinem Stande, von seiner Bildung, mit dem er sich verloben und später verheiraten könne. Trotz aller Skepsis steckte noch die Madonnenverehrung in ihm, und er sah in einer solchen Verbindung seine Rettung. Nicht als ob er eine Frau finden zu können glaubte, die seine Gedanken verstand, es gab ja kaum einen Mann, der es konnte, aber es musste jedenfalls eine Frau sein, die, die — was? Die gebildet war, unschuldig, unnahbar, wer weiss was alles. In der Liebe ist der Mann Aristokrat, jedoch nicht so sehr wie die Frau. Er kann sich mit einer Beliebigen vereinigen, aber nur eine aus derselben oder einer höheren Klasse lieben. Das beweist doch, dass ihm das Klassenvorurteil so in Fleisch und Blut übergegangen ist, dass es, ohne dass er es weiss, auch in seiner Zuchtwahl steckt, wenn er das Geschlecht fortsetzen will. Statt eine starke Mutter zu suchen, sucht er eine Frau, die gesellschaftlich höher steht. Darum werden nicht höher entwickelte Menschen geboren, sondern besser angepasste Mitglieder der Gesellschaft; dadurch gewinnt die Gesellschaft an Stärke, aber die Gattung verliert. Er konnte sich nicht in ein Weib mit groben Formen, hässlichen Nägeln, grossen Füssen verlieben. Er wollte zu der Frau, die er liebte, aufsehen. Was bedeutete das: aufsehen? An Intelligenz konnte kein Weib über ihm stehen. Also wollte er zu Schönheit, Geburt, Stellung, Vermögen, dem Unnahbaren auf-

sehen? Also sozial hinaufsehen. Aber zu seinen Begriffen von einer Frau, die wert war geliebt zu werden, gehörte auch: Weiblichkeit, Mütterlichkeit; gerade die Eigenschaften, zu denen der Mann aufsieht, weil er sie selber nicht besitzt und nicht erlangen kann; es war die Ergänzung, durch die das Weib dem Mann überlegen ist. Der geschlechtliche Unterschied soll heute von geschlechtslosen Individuen ausgeglichen werden; das bedeutet Verfall. Die Gattung wird sinken, wenn die Verschiedenheiten aufgehoben werden. Jeder Versuch, das Weib dem Mann gleich zu machen, wird nur die Geschlechter noch mehr von einander entfernen, und dann erst wird das Weib dem Mann unterlegen sein. Das müssten wenigstens Evolutionisten verstehen, die aber sind zuerst in dem Irrtum stecken geblieben.

Als seine Geliebte von neuem die Oberhand zu erhalten suchte, indem sie ihm untreu wurde, beschloss er, sich seiner grossen Leidenschaft hinzugeben. Er suchte nach langer Trennung seine Schwestern auf, die jetzt grosse Damen waren und mit erwachsenen Mädchen verkehrten.

Es war an einem Sonnabendnachmittag im August, als er sich umkleidete, um nach Drottningholm hinauszufahren, wo seine Schwestern auf Sommerfrische wohnten. Es klopft, und er öffnet der Geliebten, die in Gesellschaft eines männlichen Freundes eintritt.

— Wohin gehst du? fragt sie.

— Ich will zu meinen Schwestern nach Drottningholm fahren!

Bei dem Wort Schwestern horchte sie auf und ihre Augen blitzten.

— Du hast sie früher nie besucht, sagt sie.

— Nein, jetzt aber will ich es tun!

— Wo wohnen sie?
— In Drottningholm!
— Sind viel Sommergäste dort?
— Sehr viel!
— Und junge Mädchen auch?
— Gewiss!

Er sah im Spiegel, dass ihr Gesicht Schmerz ausdrückte, einen heftigen, wilden Schmerz, wie der eines verletzten Tieres.

— Kannst du nicht mit uns in der Stadt bleiben, fragte sie bittend.

— Nein, das kann ich nicht. Verzeih, aber jetzt muss ich zum Dampfer!

Sie bat und bettelte, und der Freund spielte den Edelmütigen und half ihr. Johan empfand Mitleid mit ihr. Es war die Verzweiflung der Unterklasse, dass es ein Gebiet gibt, das ihr unerreichbar ist. In diesem Punkt litt er mit ihr, und er vergass einen Augenblick, wie sie ihn geknechtet und getreten hatte. Aber er blieb tapfer und ging. Sie begleiteten ihn die Strasse hinunter und baten ihn, doch zu bleiben.

Schliesslich versuchte sie zu drohen.

— Jetzt gehen wir in den Tiergarten, sagte sie.

— Geht nur, antwortete Johan, und viel Vergnügen!

Sie trennten sich.

Als er nach Drottningholm kam und die Schwestern traf, fühlte er sich wie befreit. Park, Schloss, Seen, Haine hatte er seit seiner Kindheit nicht gesehen, und wie gewöhnlich wirkte dieses äussere Milieu so, dass alte Gedanken, Vorstellungen und Gefühle auftauchten. Der Glockenstuhl stand noch da, und jetzt läutete es Feierabend wie damals, als er zum erstenmal vom Klarakirchhof hierher zur Sommerfrische kam. Dort oben auf der Müh-

lenhöhe stand das weisse Haus; aber Mutter war nicht mehr da. Alles war noch ebenso schön, rein, luftig; aber er selber glaubte aus dem Schmutz zu kommen.

Was bedeutet das Wort Schmutz? Die geschlechtliche Liebe, die ausserhalb der gesellschaftlichen Gesetze steht, ist schmutzig geworden; Freiheit von Aberglauben und Vorurteilen hat das Aussehen von Schmutz angenommen. In was für Schmutz war er sonst gewesen? Es war ein grosser Rückfall in Kindheit und Vorurteile! War die Mutter rein gewesen? War die Glocke der Pagode, die zu Götzendienst und Fetischismus rief, heilig gewesen? Waren seine selbstsüchtigen, kleinlichen, geilen Jugendgedanken rein gewesen? Sicher nicht! Aber es kam ihm jetzt so vor.

Und als er seine Schwestern sah, von denen die älteste der Mutter glich, fühlte er ein so reines Gefühl für diese jungen Frauen, dass er alle Gefühle für andere Frauen für unrein hielt.

Er sprach mit ihnen von ihren Bekannten und erfuhr, dass ein Mädchen, für das er in der Jugend geschwärmt hatte, noch eine Neigung für ihn habe. Wirklich? Und jetzt tauchte ihr Bild auf, jung, schön und vor allem rein. Er fühlte sich wie ein Sünder, ein Elender, und er wollte sie anbeten, obwohl er sie lange Jahre nicht gesehen hatte.

— Wo sie sei?

— In Stockholm, und sie besuche jeden Dienstag die Vorlesungen der Musikalischen Akademie.

Dann werde er hinkommen.

— Ja, tue das, dann treffen wir uns!

Ruhig, stark und voll von hellen Gedanken kehrte Johan in die Stadt zurück. Alles Böse schien von

ihm gewichen zu sein. Mochte der böse Engel jetzt nur kommen: er würde ihn schon zurückschlagen. Er mietete ein Klavier, begann zu spielen und zu singen; kaufte sich Rosen und legte sich ein Fenstergärtchen an. Und darauf nahm er sein Drama „Der Abtrünnige (Meister Olof)" wieder vor, um es umzuarbeiten, dieses Mal in Versen.

Die frühere Geliebte hatte er mehrere Tage nicht gesehen, als er an einem Montagabend durch den Berzeliuspark ging. Er trifft eine Gesellschaft Damen und Herren, die berauscht sind und lärmen. Am Arm eines langen Artillerieoffiziers hängt sie, seine frühere Geliebte. Als sie Johan erblickt, dreht sie sich nach ihm um und bricht in lautes Lachen aus. Er hatte ein unangenehmes Gefühl, ging aber ziemlich ruhig seines Weges.

Am nächsten Nachmittag, als er sich anzog, um nach der musikalischen Akademie zu gehen, klopfte es zweimal kurz hinter einander an seine Tür; Johan öffnete ein wenig und rief: empfange nicht! Darauf riegelte er ab. Nun begann ein sonderbarer komplizierter Lärm im Flur. Zuerst wurde wieder geklopft. Dann ward es still. Dann wurde die äussere Tür zugeworfen, als sei jemand für immer gegangen. Dann wurde sie wieder geöffnet, und nun klopfte man wütend an die innere Tür. Die alten Fräulein, die nebenan wohnten, kamen heraus; die beiden Parteien wechselten Worte, und dann wurde es still.

— Sie wollte sehen, wie ich nach der gestrigen Begegnung aussehe, dachte Johan.

Er kleidete sich vollständig an und ging. Als er aber die Strasse ein Stück hinuntergegangen war, wurde er von zwei kurzen trippelnden Schritten erreicht.

— Wann kann ich dich treffen? fragte sie, halb triumphierend, halb bittend.

— Niemals! antwortete er und drehte ihr den Rücken.

Sie folgte ihm, erst mit erloschener Stimme bittend, schliesslich wie eine Dame von der Strasse scheltend. Jetzt war alles aus. Atemlos, aufgeregt kam er in den Saal der Akademie, wo er die Schwestern traf und die sah, die er schon verehrte.

Damit schloss diese Liebesgeschichte. Sie hatte viele Episoden gehabt, von denen einige nicht sehr ehrenvoll für den Liebhaber waren. Jetzt war sie jedenfalls zu Ende, und er freute sich, einer in jeder Hinsicht schmachvollen Verbindung entronnen zu sein. Hatte er doch die Rolle des Diebes gespielt, da er eine fremde Frucht nahm, wenn er auch nicht der Verführer gewesen. Um das Weib war es nicht schade, denn sie hatte von Anfang an die Liebe als ihre Laufbahn gewählt, fühlte sich wohl dabei und war eine genussüchtige „Mangeuse d'hommes". Eigentümlich war, aber wie es scheint nicht ungewöhnlich, dass er niemals auf ihren Mann eifersüchtig wurde, dagegen während der ganzen Zeit ihr die Treue hielt. Was ist denn Eifersucht? Ernest Feydeau hat in dem bekannten Roman „Fanny" einen Liebhaber geschildert, der auf den Mann eifersüchtig ist, aber auf dem Balkon als lächerliche Person sitzen bleibt.

Wenn er jetzt Anlage zum Frauenhasser gehabt hätte, würde er natürlich keine Frau mehr angesehen haben, sondern hätte das ganze Geschlecht verurteilt; aber er war Frauenverehrer, und darum suchte er sofort eine andere auf.

Die Folge der Vorlesungen über Musik wurde eine brennende Flamme. Er sah sie und liebte

sie. Tat er das wirklich? Oder dichtete er? Nachdem er sie mehrere Male gesehen hatte, sandte er einen langen Brief ab, in dem er sie bat, die Bekanntschaft mit ihm zu eröffnen. Der Brief war an einigen Stellen gekünstelt, klang aufrichtig an andern und war im übrigen charakteristisch für die teufelverehrende Verzweiflung der Nachromantik, die im Weib den Rettungsengel sah.

Es gibt eine ganze Gruppe von Liebhabern, um nicht zu behaupten, dass alle es getan haben, die das Herz eines Weibes zu gewinnen suchen, indem sie sich als vom Bösen besessen hinstellen und um Erlösung betteln. Dass es der nicht befriedigte Trieb sein sollte, der um Erhörung bettelt, ist sehr unwahrscheinlich, muss aber erst untersucht werden. Das jüngere Geschlecht, das den Glauben an Gott fallen gelassen, hat den Frauenkultus beibehalten. Es ist die Mutter, der Ursprung (= Gott), die sie verehren, oder sind sie Idealisten in diesem Punkt? Die Schwierigkeit für die jungen Leute der Oberklasse, eine Geliebte aus derselben Klasse zu finden, ist immer gross gewesen; darum ist die Geringschätzung für die Dirne und die Überschätzung des Familienmädchens immer im selben Verhältnis gestiegen. Er sucht ein ebenbürtiges Weib, um sich zu komplettieren, da aber taucht das wirtschaftliche Problem auf und zeigt sich als das Rätsel der Sphinx: antworte oder stirb! Als Kulturmensch, der bewusst ist und alles durchschaut, suchte er in ihr die Unbewusste, mit der er die „goldene" Kinderzeit noch einmal leben konnte. Das zerrissene Band zwischen sich und der Mutter wollte er wieder knüpfen, denn der Mann kann ohne Weib nicht leben, aber das Weib sehr wohl ohne Mann. Er suchte die Naturkraft bei

ihr und wollte ihr dafür seine Gedanken geben — wenn sie die haben wollte. Er wollte ihr Gefühlsleben und sein Gedankenleben vereinigen und damit einen vollständigen Menschen schaffen. Oder glaubte er vielleicht nur so? Genug, er schrieb seinen Brief, indem er ihn vorsichtigerweise in der Form eines Briefes an einen Freund abfasste, um nicht, falls sie den Brief zurücksandte, einen wirklichen Korb zu erhalten.

Etwas Kindliches lag in dem Brief, und es klang wie die Reue über den Zweifel, wie eine Sehnsucht nach dem Unbewussten. Wenn ein Kamerad aus dem Roten Zimmer ihn gelesen hätte, würde er gesagt haben: Was ist das für ein falscher Teufel, so dichten zu können! Ja, das ist die Frage: was war das Wahre und was war das Falsche? Seine Seele war wie die Jahresringe der Bäume: das alte Holz lag noch darin, aber es war nicht zu sehen, ehe man nicht das junge, das obenauf lag, abriss. Jeder Mensch, der sich zum klaren Sehen entwickelt hat, wird, obwohl er fühlt, dass das Bewusstsein ein Fortschritt war, das unbewusste Gefühlsleben als einen verlorenen Genuss vermissen; Bewusstsein ist Schmerz für den, der mit Halluzinationen angefangen hat. Die Sage der Bibel verlegt ja die Entstehung von Sünde, Tod und Schmerz darin, dass die Frucht vom Baum der Erkenntnis gegessen wurde. Das ist ja Hartmanns Philosophie in nuce. Junge Leute, die jetzt mit der klaren Einsicht geboren werden, dass das Leben verhältnismässig nichtig ist, leiden nicht, denn sie haben nichts zu vermissen. Johan dagegen, ein Halbblutromantiker, vermisste den seligen Rausch der Unkenntnis, in dem er aufgewachsen war. Darum konnte er das Bewusstsein lange abschliessen, wieder ein Kind wer-

den, spielen, toben, glauben, hoffen; und zuweilen erlosch seine Skepsis von selber, und er wurde immer wieder zeitweise kindlich; besonders war das der Fall, als er selber Kinder zum täglichen Verkehr bekam. Als Übergangsform behielt er sowohl den Artcharakter des Romantikers wie des Naturalisten, wie die Blindschleiche noch die rudimentären Füsse der Eidechse unter der Haut hat. Diese Doppelnatur war der Schlüssel zu seiner Persönlichkeit und zu seiner Dichtung.

Den Liebesbrief erhielt er zurück, aber die Ereignisse hatten sich so über ihn gestürzt, dass er nicht Zeit fand, den Schlag zu fühlen.

Eines Tages erhielt er eine Karte von einer unbekannten Dame, die sich als die Verlobte eines Jugendfreundes vorstellte und um seine Gesellschaft bat, da sie auf der Reise sei. Er fand sich ein und traf eine junge Dame von guter Familie: gebildet, gut gekleidet und von einer etwas ungewöhnlichen Art, geradeaus, ohne unweiblich zu sein. Sie wurden gleich mit einander bekannt; und um sie zu beruhigen, erzählte Johan von seiner beabsichtigten Werbung. Sie betrachteten einander also nicht als feuergefährlich und wurden vertraulich. Bald besuchten sie Theater, bald trafen sie sich in Familien, und alles war angenehm und aufrichtig.

Aber während ihres letzten Aufenthaltes in Stockholm hatte Johan seinen Brief von seinem Ideal zurückerhalten. Er war Mann genug, ihr das nicht zu erzählen; da er jetzt aber wieder bankrott war, warf er sich über die Nächste. Er wollte sie dem Freund nicht nehmen, aber er wollte sie hoch, rein, aus der Entfernung, hoffnungslos lieben. Er wollte und er musste ein Weib verehren. Das Verehren war jetzt seine Schwäche, nachdem

sich der Gottesbegriff verdunkelt hatte. Er selber war zu schwach, um an sich zu glauben; und sein Verehrungssinn, der keine Nahrung hatte, seit er die Ehrfurcht vor allem verloren, zeigte sich in dieser Anbetung. Freunde hatte er keine mehr, und darum musste er um jeden Preis verehren, anbeten, lieben.

Als sich der Augenblick des Abschieds näherte, konnte er nicht mehr schweigen, sondern sagte ihr kalt und ruhig ungefähr diese Worte:

— Wenn Sie noch dem russischen Zaren gehörten, aber jetzt gehören Sie einem Freund. Nehmen Sie ihn, meinen Freund, aber Sie können mir nicht verbieten, Sie zu lieben. Ich verlange weiter nichts, als Sie aus der Entfernung verehren zu dürfen. Muss ich ihn dazu um Erlaubnis bitten? Geht das ihn etwas an? Ich denke an Sie zu schreiben. Sie brauchen nicht zu antworten! Und er kann es lesen, wenn er will!

Das fand sie lustig und originell und antwortete nichts darauf.

Dann kam der vorletzte Tag. Er empfing am Morgen ein Billett, das ungefähr so lautete:

„Ich war gestern bei einer Familie in der X-strasse und las ihr Drama vor. (Sie sind mir darum doch nicht böse!) Da die Familie sich sehr für das Theater interessiert und mit Theaterleuten verkehrt, möchte sie den Dichter gern kennen lernen. Man hat mich gebeten, Sie vorzustellen, wenn Sie die Familie mit Ihrer Bekanntschaft beehren wollen. Da man glaubt, etwas für Ihr Stück und dessen Aufführung tun zu können, bitte ich Sie inständig, mit mir heute um drei Uhr dorthin zu gehen. Ihre

* * *

N.-S. Sie müssen kommen. Es sind einfache und herzliche Menschen, die Sie bereits gern haben."

Darauf antwortete Johan: nein! Er war schüchtern, stolz, und wollte Menschen nicht benutzen. Und zu unbekannten Menschen gehen und von etwas anderm sprechen, während man sie für seine Zwecke benutzen will, nein, das wollte er nicht.

Sie musste allein gehen.

Der letzte Tag war da. Sie gingen an dem sonnigen Maimittag die Königinstrasse hinunter, und er bekam gerade Schelte, dass er nicht gehorcht, als eine junge Dame plötzlich stehen bleibt und das Fräulein wie eine gute Bekannte begrüsst. Darauf wird der königliche Bibliothekar der Baronin Y vorgestellt.

— Warum wollen Sie nicht zu uns kommen? fragte sie frank und vorwurfsvoll.

Er antwortete nichts, denn er konnte nicht lügen.

— Jetzt aber müssen Sie es endlich versprechen? schloss sie fragend.

Er versprach es, und sie trennten sich. Seine Dame ging über die Strasse, um in einem Laden etwas einzukaufen, und er wartete draussen.

Als er sich umdrehte und die Strasse hinunter sah, bemerkte er noch die feine Gestalt der jungen Frau, und unter dem blauen Schleier auf dem kleinen japanischen Hut spielte ein mutwilliges goldgelbes Haar auf die weisse Halsrüsche nieder. Er sah ihr lange nach, bis sie im Volksstrom verschwand.

— Nun? fragte die Madonna, die aus dem Laden kam und ihm Pakete zum Tragen gab.

— Wie alt kann sie sein? fragte Johan.

— Dreiundzwanzig Jahre.

— Und sie sah aus wie sechzehn.

— Werden Sie jetzt sicher hingehen? Versprechen Sie mir das?

— Ich verspreche!

— Sehen Sie — ich bin eine Zauberin! Wissen Sie, dass alle Finnländerinnen das sind? Und jetzt vermache ich Sie meinen Freunden in der Xstrasse; Sie werden die Leute lieb gewinnen und die Leute werden Sie lieb gewinnen. Es ist schade um die kleine Baronin; sie hat eine unwiderstehliche Lust zum Theater, aber sie darf nicht, sehen Sie . . .

— Warum denn nicht?

— Wegen ihrer Stellung natürlich nicht; oh, da ist soviel Anstellerei und Vorurteile. Doch ich muss Ihnen jetzt adieu sagen. Treffen wir uns heute Abend am Dampfer?

— Natürlich!

Am Abend steht er an der Landungsbrücke, und als die Trossen rasseln und die Maschine stampft, werden die letzten Worte gewechselt.

— Leben Sie wohl! Und Dank für diesen herrlichen Mai!

— Leben Sie wohl! Versprechen Sie, hinzugehen?

— Ja, ja, ja, ich verspreche, ich gehorche Ihnen ja wie ein Sklave! Ich werde hingehen!

Der Dampfer fuhr ab, Taschentücher winkten, und er stand allein am Ufer.

9.

## Nach dem Sturm

(1877—78)

Der Sturm war vorüber, aber er hatte die beiden Jahre 75 und 76 gewütet wie noch nie in seinem bunten Leben. Er war aktiv in einem Familiendrama aufgetreten, hatte wieder eine verunglückte Zeitung herausgegeben und war eben von seiner ersten Reise ins Ausland heimgekehrt. Ein älterer Bekannter, der eine Erbschaft gemacht und die in guter Gesellschaft durchbringen wollte, hatte ihn eingeladen, nach Paris zu fahren.

Zuerst war er eingenommen von dem fremden Land, weil es fremd war und südländischer als sein eigenes; aber der Aufenthalt im Mittelpunkt der Welt, Paris, nahm ihm manche Illusion. Nachdem er das Louvre und die Theater gesehen, fragte er sich, was er dort zu tun habe; aber er

fühlte sich auch ruhiger, nachdem er gesehen, dass das Höchste in der Kunst und Literatur nicht so hoch war, wie er geglaubt hatte. Als er im Louvre Raphael gesehen hatte, war er sehr erregt: sollte er es wagen, seine Meinung über diese Porzellanmalereien zu sagen, die viel an Wert verloren, wenn man im selben Saal des Lehrers Perugino naive Vorbilder sah? Oft hatte er, ohne Raphael gesehen zu haben, sich gefragt, wie es möglich sei, dass ein Ölmaler kaum fünfzig Jahre, nachdem die Ölfarben in die Technik eingeführt waren, unerreichbar habe werden können. Das widersprach ja der Natur jeder Entwicklung; und wenn alles andere auf allen andern Gebieten Fortschritte gemacht hatte, wie hatte dann die Ölmalerei still stehen können? Abends im Café zu Paris, als er kühn geworden, richtete er seine vorsichtigen Fragen an die Künstler, um schliesslich die unter ihnen allgemeine Ansicht zu hören, die Technik habe seit Raphael solche Fortschritte gemacht, dass die Schüler an der Ecole des Beaux-Arts alle stärker in der Farbe seien als Raphael. Natürlich, da mindestens dreissig neue Farbstoffe auf die Palette gekommen und die Skala dadurch reicher geworden war. Einige bemerkten auch, das Sehvermögen sei durch die Studien der Jahrhunderte schärfer geworden. Einer versuchte einen lahmen Widerstand zu leisten und wandte ein, man müsse Raphael in Italien und nicht in Paris sehen; und da hatte er wohl recht, trotzdem die wirklich Gläubigen noch ins Louvre gehen, um La belle Jardinière anzubeten.

Die französische Schauspielerkunst gefiel ihm nicht; vielleicht weil diese Kunst die nationalste

von allen ist, da Gebärden und Mienen nicht dasselbe in allen Ländern ausdrücken.

Im übrigen war die Stadt eine grosse Stadt, zu gross, und jetzt im Oktober finster, feucht und schmutzig. So vieles war ihm gegen den Strich: neue Sitte, neue Sprache, neue Diät; und er fühlte lebhaft die Lage des Fremdlings als des friedlosen Eindringlings, der nichts in einem fremden Land zu fordern hat, kaum gewöhnliches einfaches Recht.

Er kehrte daher ebenso gern wieder heim, wie er fortgereist war, und war recht zufrieden mit seinem Land, als er nach Haus kam. Das Beste, was das Ausland zu geben hatte, war schon geholt und der Heimat einverleibt; was aber das Ausland nicht geben konnte, wenigstens nicht sofort, das war ein Milieu, das für seine organische und seelische Existenz passte.

Andere stärkere Bande zogen ihn auch zurück. Er war verlobt, obwohl er vorläufig noch keine Möglichkeit sah, sich zu verheiraten.

Als er wieder in Stockholm war, merkte er, dass die vielen neuen Eindrücke der Reise zum Teil die der letzten Jahre ausgetilgt hatten, und Erinnerungen an ältere Entwicklungsstadien tauchten auf. Es war, als sei sein Inneres so durchgerüttelt, dass das, was auf dem Boden lag, nach oben kam. Der Mangel an regelmässiger Arbeit, den eine Reise in den langen Stunden der Bahnfahrt mit sich bringt, hatte ihm Zeit zur Ruhe gegeben; die Gedanken ordneten sich jetzt, gruppierten sich, während gleichzeitig das ausgeruhte Gehirn nach produktiver Tätigkeit verlangte.

Jede Hoffnung, dass man sein grosses Drama spielen werde, war jetzt aus, nachdem er es zum letzten Mal vom Königlichen Theater zurücker-

halten. Da auch das Neue Theater 1875 mit Björnsons „Handelshaus" und „Redakteur" dem nordischen realistischen Drama zum Durchbruch verholfen, glaubte er, seine Zeit sei vorbei. Das gerade hatte er mit seinem Stück tun wollen; jetzt war es von einem andern getan worden, und er war überflüssig.

Nach der ersten Bitterkeit folgte eine stille Resignation, die beinahe fatalistisch wurde, als er auch vom Neuen Theater sein Drama zurückerhielt. Aus dem Fenster seiner Dachstube hatte er das Theater bauen sehen, und mit jedem Backsteingewölbe war seine Hoffnung gewachsen. Jetzt war das Haus fertig, die Bühne eingeweiht, und grosse Worte waren vom Begründer gesprochen worden: mit dem neuen Gebäude sollte eine neue schwedische Dramatik entstehen. Sie kam auch, die neue Dramatik, aber sie war norwegisch. Der Stärkere hatte gesiegt, wie es sich gebührt. Der Schwede schien seine Kulturperiode zu Ende gelebt zu haben, glänzend, aber schnell, und jetzt kam der neuerwachte Kraftvollere und wollte seine Epoche leben.

Auch der Versuch, ein schwedisches Lustspiel zu schreiben, schien misslungen zu sein, obwohl es ins Jahr 1848 verlegt und beinahe ganz tendenzlos war. Und da man ihm allgemein davon abriet, weiter fürs Theater zu schreiben, kam er jetzt, als sich die Lust zu dichten wieder zeigte, auf die Idee, sich in der Novelle zu versuchen. Er hatte das Genre schon in Zeitungen bebaut, aber es gefiel ihm nicht, eine Einzelheit aus seinen reichen Fonds in ein kleines Bild zusammenzudrängen; sich im kleinen auszugeben, hielt er für Verschwendung, denn er konnte vielleicht all diese Szenerien wenigstens einmal in einer unbe-

kannten Zukunft gebrauchen. Darum entschloss er sich jetzt, in vielen kleinen Bildern einen und denselben Stoff zu zeichnen. Ein solcher drängte sich ihm jetzt auf, er konnte nicht sagen wie, vielleicht weil er ihn aus den peinlichen Eindrücken der letzten Jahre in eine Vergangenheit versetzte, die keinen Zusammenhang mit der Gegenwart hatte. Ein Dichter wählt seine Stoffe nicht, aber er kann doch unter den Stoffen wählen, die ihn schon ergriffen haben. Er setzte sich also hin, um seine Erinnerungen an die Universität in einem Zyklus Studentengeschichten niederzuschreiben.

Er hatte nicht die Absicht, Missverhältnisse zu entlarven oder zu kritisieren oder sich zu rächen, denn jetzt hielt er alles für ein einziges grosses Missverhältniss: alles schien ihm in gleicher Weise Kritik nötig zu haben, ob es gross oder klein, hoch oder niedrig, oben oder unter war. Ein stiller leidenschaftsloser Pessimismus lag unter diesen leichten Skizzen. Kein parteiisches Interesse, keine Witterung nach Konjunkturen, kein Werben um die Ansicht der Mehrheit; und nicht am wenigsten merkwürdig war, dass seine alte demokratische Monomanie verdunstet war. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten ihn zu wirklicher Humanität erzogen, die ihre Sympathie auf alle Klassen der Gesellschaft ausdehnt, auch auf die höchsten; überall findet sie einen Unglücklichen, der seinen bitteren Kampf um die Stellung kämpft, mag sie nun hoch oder niedrig sein. Er hatte gesehen, dass es ein härteres Schicksal war, aus einer Stellung, in die Geburt und Erziehung einen ohne Zutun geworfen, herabzusteigen, als auf einem niedrigen Platz zu bleiben, auf dem man geboren war. Er hatte gesehen, wie

schwer der Traum von Gleichstellung zu verwirklichen war. Stieg oder fiel jemand von oben in eine niedrige Klasse, so wurde er von dieser noch tiefer gestossen, statt wenigstens als gleichgestellt begrüsst zu werden. Treten oder getreten werden schien zu gelten; unter mir oder über mir, aber nicht neben mir!

Ausser diesen Erfahrungen hatten auch seine eigenen persönlichen, nachdem er dem Gesetz der Gesellschaft gehorcht und sich ihr eingeordnet hatte, ihm ein gewisses Misstrauen eingeflösst, ob unter dem dürftigen Rock auch ein edles Herz klopft. Man warf ihm Hochmut vor, weil er seinen gesetzlichen Titel, wie sie den ihren, gebrauchte; man war unwillig, dass er sein Boot gerettet, ohne ihres retten zu können; man zeigte Schadenfreude, wenn es ihm schlecht ging. Die Wirkung war, dass er sich mit vollem Recht von einem Verkehr zurückzog, der zum grossen Teil sein Interesse darin besass, dass er den Bekannten Anerkennung und Menschenwert geschenkt hatte; von denen fielen auch einige wie zersprungene Kautschukblasen nieder, sobald er es müde wurde, sie aufzublasen. Warum sollte er mit Feinden verkehren, die es mit ihm übel meinten? fragte er sich, und mit Recht! Aber viele von diesen Zurückgebliebenen waren gefährliche Feinde, die zum grossen Teil noch in der Zeitungsredaktion sassen. Als er wieder demokratischer Monomane zu werden anfing, sich also unter sie stellte, hackten sie, es war lächerlich, auf ihn ein wegen seiner gefährlichen Sympathien für das „Pack“.

Das Buch wurde ohne Nebenabsichten geschrieben, ohne dass der Verfasser daran dachte, einen Erfolg zu erringen oder sich einen Namen zu

machen. Er liess es anonym erscheinen, und die Arbeit war ihm nur ein Vergnügen. Er schrieb es als durchgefallener Dichter, der seines Amtes entsetzt war, und eine gewisse Sympathie für die Zurückgebliebenen, sogar für die Alten verrät seine resignierte Stimmung, oder vielleicht eine Müdigkeit, die nach einem stürmischen Leben voll getäuschter Hoffnungen eingetreten war. Er las daher die Rezensionen mit grosser Ruhe; da er nun erfahren, wie sie zustande kamen, und die Kritiker selber kannte, wusste er, was sie wert waren. Es ist möglich, dass er den Eindruck, den das Buch machte, unterschätzte. Von einem Rezensenten wurde er als talentvoller Anfänger begrüsst, von einem andern als Meister in dem kleinen Genre, von einem dritten (das war ein zurückgebliebener Freund) als Anekdotenerzähler, von einem vierten wieder (einem persönlichen Freund) als ein genialer Absinthtrinker usw. Diese bunten Urteile bestätigten seine Ansicht, dass die Urteile vollständig subjektiv sind, und er liess die Sache durchgehen. Darauf kehrte er zu den Büchern und seinem Chinesisch zurück, um sich in dieser sichereren Laufbahn eine Zukunft zu schaffen und vielleicht auch um sich über oder ausser diesen selbsterwählten Gerichtshof zu stellen, der sich in der Literatur breit machte.

Sein Verkehr war im letzten Jahr ein anderer geworden als der des Roten Zimmers. Aus dem neutralen Gebiet der Künstler, wo man nur im Schattenreich der „sinnlichen Wahrnehmung" lebte, war er durch einen Zufall in einen Kreis Naturforscher und angehender Ärzte gekommen; auch einige Mitglieder der Verbindung Runa gehörten dazu, die jetzt alle von der Universität Upsala heimgekehrt waren, nachdem sie zum grösseren Teil ihr

Examen gemacht hatten. Auf dem Laboratorium eines jungen Doktors traf man zusammen. Dort wurden Wechsel ausgestellt und Anleihen eingeleitet. Dort entschloss man sich jetzt, Hartmanns Philosophie zu übersetzen; sie wurde in einzelnen Bogen zur Übersetzung verteilt, nachdem man mit grosser Mühe einen Verleger gefunden hatte.

Gegen Ende des Jahres eröffnen sich Aussichten: die Bibliothek wird neu organisiert, und Johan erhält einen ordentlichen Gehalt. Gleichzeitig darf er in der „Postzeitung" über Kunst schreiben und die monatliche Revue für die „Finnländische Zeitschrift" liefern. Alles ist also wohlbestellt, und er kann in ein neues Stadium seines Lebens eintreten, indem er mit seiner Verlobten die Ehe schliesst.

Es sollte nach dem damaligen Ideal eine moderne Ehe werden: Gleichstellung in Rechten und Pflichten, gegenseitige persönliche und wirtschaftliche Freiheit. Sie verdiente als Schauspielerin auf dem weiblichen Arbeitsmarkt und wollte sich selbst ernähren; er hatte sein Auskommen auf dem Arbeitsmarkt des Mannes und wollte für sich sorgen. Da er Schulden hatte, schlossen sie einen Ehevertrag. Dann wurden drei Zimmer gemietet. Er richtete sich ein Schlaf- und Arbeitszimmer ein, sie ebenfalls, und das dritte war neutrales Gebiet oder Salon und Esszimmer. Kinder wollten sie natürlich nicht haben. Ein Dienstbote sollte auch nicht angestellt werden, da sie nicht kochen wollten; ein Mädchen kam morgens und ging abends, und das Essen liessen sie holen. Es war beinahe ideal.

Wieder eine Häuslichkeit haben, nicht zum Essen fortgehen müssen, sondern beständig in der Nähe eines geliebten Weibes sein können, machte auf

Johan den Eindruck, als hätten sich alle seine alten Träume von Häuslichkeit und Mutter verwirklicht. Es war ein warmes und sicheres Gefühl, immer jemand zu haben, auf den man sich verlassen, dem man sich anvertrauen, auf dessen Teilnahme man stets rechnen konnte, wenn man sich beklagte. Kein Zank über Dienstboten oder Haushalt, und kein Streit miteinander. Es war beinahe Gleichgewicht, aber nicht ganz, denn er stand gewissermassen in Schuld bei ihr. Der Salon war nämlich aus Stücken ihres Elternhauses zusammengesetzt, die sie kurz vorher von ihrer verstorbenen Mutter geerbt hatte. Da waren altmodische Möbel; da hingen Porträts von ihren Vorfahren, die Kronen über den Rahmen trugen. Diese Kronen erregten bei seinen früheren Freunden viel Ärgernis; er wollte sie fortnehmen; da aber meinte sie, das sei noch kindlicher, als sie sitzen zu lassen. All das machte, dass er die Empfindung hatte, er sei auf ihren Stamm gepfropft; er trat in ihre Familie ein, aber sie nicht in seine, denn mit der hatte er jetzt vollständig gebrochen.

Ein Jahr verlebte er, ohne an die schöne Literatur zu denken. Da liest ein Freund eines Tages die letzte Umarbeitung seines grossen Dramas. Das war jetzt bald in Versen bald in Prosa gehalten und mit einem Nachspiel versehen, in dem er die pessimistische Weltanschauung formulierte. Er hatte sie in die altpersische Sage von Ormuz und Ahriman gekleidet: der Kampf zwischen Finsternis und Licht, welche beiden Mächte hier das Böse und das Gute bedeuteten. Während seines stürmischen Jahres, als er in grosser Seelennot war, hatte sein Kinderglaube an eine böse und eine gute Macht gespukt und ihn zu der quali-

stischen Erklärungsmethode geführt: Gott und Teufel, wie sie in der christlichen Lehre heissen. Wenn er aber sah, welche Finsternis in der Welt herrschte, konnte er nicht glauben, dass der Teufel schon besiegt sei. Anderseits war er zu weit vorgeschritten, um an einen Gott glauben zu können, der persönlich in die kleinen Angelegenheiten des Menschenlebens eingreift und zugleich Kampf zu bestehen hat. Er lässt daher über den Kämpfenden „Den Ewigen" stehen. Gott musste er noch behalten, wenn auch jetzt als eine unbegreifliche Macht, deren Wesen nicht zu ergründen ist. Obwohl er Darwins jetzt verbreitete Lehren, dass sich die Welt aus anorganischem zu organischem Leben bis zum Menschen entwickelt habe, teilte, konnte er darin doch durchaus keinen Beweis für den Atheismus finden; im Gegenteil fand er in der gesetzmässigen Entwicklung ein starkes Zeugnis für das Dasein eines weisen Gesetzgebers.

Das Drama wurde nun gedruckt, und er durfte selber die Notiz über dessen Entstehung schreiben, ohne natürlich ein Urteil zu fällen. Aber darauf wurde es ganz still. Die in den Zeitungen Zurückgebliebenen beeilten sich nicht, ihm als dramatischem Dichter zu huldigen. Schliesslich brach eine Zeitung das Schweigen und sagte, das Stück sei Humbug. Das war alles, was er für die Arbeit so vieler Jahre erhielt. Alle alten Gönner und Freunde, deren Interesse er am Leben erhalten, indem er immer wieder gerade auf dieses Drama hinwies, mussten jetzt lesen, dass es Humbug sei. Was für ein peinliches Gefühl für ihn! Und wie sich die beiden Theaterdirektionen erleichtert fühlten, als sie es jetzt schriftlich bekamen, dass sie ihm nicht unrecht getan hatten.

Jetzt war er allerdings tot. Vor zehn Jahren hatte er seine Versprechungen gemacht; dann war er als Zurückgesetzter herumgelaufen, hatte die traurige Rolle des Verkannten gespielt. Nun kam es an den Tag, dass er nie das Zeug zum Dichter gehabt habe, denn man glaubte noch an die ästhetische Gnadenwahl. Mit ungemischter Freude riefen die alten Zeitungsbrüder: „Alles tot!" Sie hatten ihn jetzt zu sich heruntergeholt, unter sich gekriegt, nachdem er von ihnen in die Höhe geklettert war. Da sie ihn nicht aus der Burg der Wissenschaft vertreiben konnten, solange er sich dort eingeschlossen hielt, war er jetzt dagegen leicht zu hetzen, als er sich auf die offenen Jagdgründe der Literatur begeben.

Um diese Zeit entdeckt er Dickens. In seiner Jugend hatte er „David Copperfield" gelesen, das Buch aber langweilig gefunden. Später hatte ihm jemand „Unsern gemeinsamen Freund" in die Hand gedrückt. Er versuchte ihn zu lesen, konnte aber nicht. Er war buchstäblich unfähig, zusammenzuhalten, was er las; und als schliesslich ein Bekannter geradezu sagte, Dickens sei verrückt, fühlte er sich erleichtert und legte das Buch fort. Jetzt trat Dickens wieder an ihn heran, indem ihm jemand förmlich ein Versprechen abnahm, „David Copperfield" zu lesen. Er las und wurde eingenommen. Eine stille Ruhe, wie nach einem durchkämpften Leben stellte sich ein. Sofort abonnierte er bei einer Leihbibliothek, um die ganze Reihe von Dickens Romanen durchzulesen. Bald sah er jedoch, dass der liebevolle Dichter, der das Los der Stiefkinder der Gesellschaft mit Lächeln unter Tränen betrachtete, recht heftig werden konnte, wenn er angriff, was er im so-

zialen Leben für verkehrt hielt; und dass er dann weder Personen noch Sachen schonte.

Während dieses Jahres, in dem er Dickens las, erwachte bei ihm das Verlangen, auf ähnliche Art einen wohlüberlegten Angriff auf diese ganze Gesellschaft zu richten, mit der er sich nie hatte versöhnen können, die aber doch seine Achtung, Bewunderung und Arbeit zu erzwingen suchte. Er dachte zuerst einen schwedischen Pick-wickklub zu gründen, dann aber tauchten seine eigenen Erinnerungen auf; er suchte sie zu gruppieren, sie in einen Rahmen zu bringen. Nachdem es lange in seinem Schmelzofen gekocht hatte, war es fertig zum giessen. Die Gesellschaft sollte vor einem modernen Menschen Revue passieren, und den fand er im Zeitungsreferenten. Aber äussere Umstände, die hinzukamen, liessen seinen Entschluss, die Maske fallen zu lassen, reifen. Die Gezeit, auf die er solange gewartet hatte, brauste über Brandungen, wo so viele schöne Schiffe gescheitert waren. Er brauchte nur den Anker zu lichten, dann ging auch sein Fahrzeug an Land — endlich.

## 10.

## Die Explosion

## (1879)

Das Jahr 1878 schloss mit einem Krach, an den sich fast jeder noch erinnern dürfte. Aktiengesellschaften brachen zusammen, alte Firmen lösten sich auf; Wechselfälschungen, Fluchtversuche, Selbstmorde, Wahnsinn verkündeten das Ende der guten Zeit, in der jedermann, mit allen gesetzlichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, so viel von dem Guten dieser Welt zu erwerben gesucht hatte, wie zu erwerben war. Die Idee der Aktiengesellschaft oder das Prinzip der Genossenschaft war in zu grosser und unsicherer Skala angewandt worden; trotzdem viele gemeinnützigeUnternehmungen zustande gekommen waren, hatte dieses Prinzip doch die Nichthaftbarkeit in die Verwaltung fremden Eigentums eingeführt und einen

Leichtsinn im Geldausgeben hervorgerufen, der zu wirklichen Schelmenstreichen ausartete. Aber nicht alle, die stürzten, waren unehrlich. Viele waren vom Schwindel ergriffen worden: eine allgemeine Leichtgläubigkeit hatte die Gemüter erfasst, man hatte die Schaffenskraft des Landes überschätzt, indem man fingierte Tauschbeträge mit wirklichem Ertrag verwechselte. Man tauschte und tauschte, und wenn dieselbe Summe an vielen Stellen erschienen war, so entstand ein scheinbarer Exponent von Besitz, der nicht vorhanden war.

Das Vertrauen war erschüttert, Kredit wurde nicht mehr gewährt, und Johan, der alte Schulden bezahlen musste, kam in Bedrängnis. Nachdem er sich verheiratet, hatten die Kameraden ihn ihre Anteile an gemeinsamen Anleihen einzahlen lassen, und schliesslich brach er durch eine Bürgschaft zusammen. Da sowohl er wie seine Frau die altmodische Auffassung hatten, dass man seine Verpflichtungen erfüllen muss, stellten sie, trotz dem Ehevertrage, den Gläubigern alle Mittel des Haushalts zur Verfügung und boten den grossen Gläubigern sechzig Prozent Akkord; die kleinen wurden unter der Hand mit hundert Prozent bezahlt. Die Freunde lachten über diesen Idealismus und wollten, dass er fünfundzwanzig Prozent biete; denn so viel boten ihm die grossen Bankiers, die zusammengebrochen waren, für die Wertpapiere, die er von ihnen besass. Johan aber wollte unbedingt seine Kraftprobe in dem alten grossen Stil ausführen, und schliesslich wurden alle Gläubiger vollständig (mit hundert Prozent) bezahlt.

Als die Sache erledigt war, und er nun Ruhe hatte, setzte er sich hin, um seinen Roman zu schreiben, sine ira et studio. Im Januar begann er

und im August war er fertig. Er hatte seiner Arbeit nur zwei Morgenstunden täglich widmen können; den Vormittag brachte er auf der Bibliothek zu, und nachmittags übersetzte er für Verleger.

So entstand das „Rote Zimmer".

Im Herbst erschien das Buch mit dem Motto von Voltaire: „Nichts ist so unangenehm wie heimlich gehängt zu werden." Was wollte er damit sagen? Das Zitat hatte er im „Candide" gefunden; man hat es aber in etwas veränderter Form Voltaire in den Mund legen wollen; der soll von Rousseau gesagt haben: „Der bescheidene Mann ist so eitel, dass er am Galgen enden möchte, wenn nur sein Name am Pfahl stände." War es nun der Verfasser des Roten Zimmers, der so arglos seine Eitelkeit preisgab? Wahrscheinlich nicht; denn er war damals nicht mehr naiv. Nein, es war wohl seine ganze Generation mit ihren getäuschten Hoffnungen, die man heimlich gehängt hatte; die wollte jetzt vom öffentlichen Galgen die Zunge gegen die Henker ausstrecken und vielleicht eine kleine Rede auf der Leiter halten, eine kleine Verteidigungsrede, die von Trommelwirbeln nicht überstimmt werden konnte.

Die Rede war gehalten und man hatte gelauscht. Das war der Erfolg. Die einfachste taktische Methode gebot jetzt dem Feinde, diesen Erfolg zu verringern, und so schritt man zur Verteidigung. Da der Feind die ästhetische Anlage des damaligen Publikums kannte, hatte er Verstand genug, das Unwesentliche anzugreifen: das Talent. Der Autor wurde also auf einmal für einen Nachahmer Zolas erklärt. Nun wollte das Unglück, dass er nichts von Zola gelesen hatte,

als er sein Buch schrieb, auch nichts von des Mannes Tätigkeit und Ideen wusste. Darum wollte er jetzt etwas von Zola lesen, und die „Falle“, die gerade in schwedischer Übersetzung erschien, fiel ihm in die Hände. Als er das Buch gelesen hatte, war er bestürzt über diese intensive Kraft in der Schilderung, über die Unerschrockenheit, mit der der Dichter das Motiv anpackte: dann war er selber ja überflüssig. Es war also schon getan, was er hatte tun wollen, auch auf dem Gebiet des Romans. Noch einmal abgesetzt, kehrte er zu der Vergangenheit zurück und vergrub sich in seine kartographischen und orientalischen Studien.

Währenddessen dauerten die Verteidigungsbewegungen fort in Form von Angriffen, von denen er zwar keine Notiz nahm, von denen ihn aber verschiedene Nadelstiche erreichten. Ein Rezensent, der sein Leben auf Bücherauktionen zugebracht hatte, erklärte ganz frank, das Buch sei ein Gedicht, solche Gestalten und solches Bohèmeleben gebe es in Schweden nicht. Ein anderer, der etwas vom Roten Zimmer wusste, erklärte, alles sei schamlose Wirklichkeit. Ein Professor der schönen Künste, der das Ganze durchschaute, fand die mittlere Proportionale und warf dem Dichter vor, er habe die Figuren dadurch verdorben, dass er ihnen falsche Masken aufgesetzt.

Dieser Tadel war richtig, aber Johan war ja human vorgegangen, um keine Privatpersonen blosszustellen. Der Dichter hatte also recht, als er einem Freund erklärte, er könne die Photographien der Gestalten zeigen, und ebenso recht, als er behauptete, er habe nicht photographiert. Es war Dichtung und es war Wirklichkeit, und also Wirklichkeitsdichtung oder Realismus. Wie-

viel er umgedichtet hatte, wusste nur er selbst, aber es war viel mehr, als man glauben wollte; denn er besass damals noch die Fähigkeit, mit der Phantasie Gestalten und Szenen hervorzuzaubern. So ist der Grosskaufmann Nikolaus Falk eine erfundene Figur; das viel besprochene Gelage bei ihm mit der Ausschmückung des Zimmers vollständig erdichtet. Von dem Begräbnis auf dem neuen Kirchhof hatte er einen kurzen Bericht gehört. Die weissen Berge hatte er nie gesehen, wusste kaum, wo sie lagen. Der Redakteur des Grauhäubchen war vielen ähnlich, kein bestimmter. Dass es einen Verleger wie Smith in Stockholm nicht gab, war leicht nachzuprüfen, da im ganzen dort nur etwa zehn Verleger existierten. Pastor Skore war ein Papiermachéskelett, aus allen möglichen Knochensammlungen zusammengelesen; deshalb hängt es auch kaum recht zusammen. Aber die nächste taktische Bewegung des Feindes war sehr richtig die: teils eigene Rache an den vermeintlichen Modellen zu üben, teils sie auf den Dichter zu hetzen. Das war ein guter Schachzug.

War das Buch gallig? Nein, auch hier liegt eine stille skeptische Ruhe über der Schilderung, und wo die Karikatur vortritt, wirkt sie nur mildernd. So ist die übertriebene Zeichnung des Amtes höchstens nur lustig, und darum konnte man in dem Amt, in dem der Autor täglich lebte, mit guter Laune darüber plaudern. Ja, man brachte ihm sogar noch schlimmere Einzelheiten; so erzählte ein Kollege, in seinem Amt halte man sich im Schrank des Registrators Branntwein. Hätte er solch eine an sich recht unschuldige Einzelheit aufgenommen, so hätte er ein hässliches und ungerechtes Licht auf eine ganze Beamtenschaft

geworfen; und doch sagte dieser Zug doch nur, dass die Beamten ihren Frühstücksschnaps im Amtszimmer tranken statt im Restaurant. Nun liess er diese Einzelheit aus und nahm dafür unschuldigere, die aber im Grunde nicht weniger stimmten. Hätte man gewusst, wieviele und wieviel stärkere Sachen er auslassen musste, wäre er dafür niemals bei den Ohren genommen worden.

Das Geheimnis der Wirkung, die das Buch hatte, lag darin, dass der Dichter auf die kleinen Verhältnisse des Lebens den grossen Gesichtspunkt angelegt hatte. Welcher Trost für die Kleinen, die Unglücklichen, die Gehetzten, als sie sahen, dass alles, was sie verehrt und vergeblich erstrebt hatten, nur Staub und Asche war. Das war ja ebensogut wie Christentum, mit dem Unterschied, dass der Pessimismus die Menschen nicht unglücklich machte, indem er neue illusorische Hoffnungen aufstellte, die wieder einstürzen mussten.

Johan war so frei von allen Illusionen, dass er sich nicht einmal von den Modefragen der Zeit hatte anführen lassen. Trotzdem er selber als Neuvermählter im höchsten erotischen Stadium lebte, durchschaut er doch die Natur der Ehe: die gibt der Frau, was sie verlangt hat, die Rolle der femme entretenue. Er selber hatte in seiner Ehe die Frage der selbständigen Stellung des Weibes gelöst, da seine Frau als Schauspielerin sich auf dem weiblichen Arbeitsmarkt versorgte, ohne in den Arbeitsmarkt des Mannes einzubrechen; weiter war er aber auf dem Weg der Erfahrung noch nicht gekommen, hatte also noch nicht gesehen, dass diese Stellung leicht unhaltbar werden kann und dass eine solche Verbindung keine

Ehe ist. Hier sagt er den Ehemännern sein erstes warnendes Wort gegen den tückischen Versuch, durch das Besitzrecht der Ehefrau den Familienversorger in vollständige wirtschaftliche Knechtschaft zu schlagen.

Über die wirkliche Natur der Liebe scheint er aber noch in einem seligen Selbstbetrug zu schweben. Das ist leicht zu erklären; hatte er doch eben durch ihren heftigen Ausbruch Stürme erlebt, in denen er beinahe gescheitert wäre. Die Liebe ist noch eine unerklärliche Naturmacht, die Bande zerreisst, den Feigen zum Helden und den Ehrlichen gewissenlos macht, den Tapfern zu Boden schlägt und den Schwachen aufrichtet. Als Nachromantiker und Kulturmensch konnte er einer rohen Naturkraft nicht eine solche Macht in der gebildeten Gesellschaft zuschreiben, darum steht er noch fragend und anbetend da.

Dagegen wird er nicht irregeführt von der krankhaften Sympathie, welche die Entarteten für das prostituierte Weib empfinden. In langer Erfahrung, die er auch zum Teil in des englischen Arztes (Lewis) eben erschienenem Buch „Grundzüge der Gesellschaftslehre" bestätigt fand, hatte er wohl eingesehen, dass die Prostituierten durch natürliche Auslese entstehen. Er hatte in vielen und langen Nächten mit diesen Frauen gesprochen, aber nie hatte er eine einzige getroffen, die sentimental gewesen wäre; eine einzige, die sich unglücklich genannt hätte. Aus den Berichten des Magdalenenheims hatte er auch gelernt, dass beinahe alle, die ihrem Gewerbe entzogen werden, mit Vergnügen wieder dahin zurückkehren. Und von diesen konnte keine einzige der Armut die Schuld geben, da das Heim sie unterhielt und schützte. Von denen, die er selber getroffen, wa-

ren die meisten ganz einfach Mägde, die Fräulein werden und nicht mehr arbeiten wollten. Viele legten Geld zurück und traten dann als verheiratet auf, andere verkneipten ihr Einkommen.

Dass er nun seine Erfahrungen wahrheitsgetreu niederschrieb, nannte man herzlos. Er hatte kein Mitleid mit denen, die mit ihrem Los nicht unzufrieden waren. Er behandelte die Frage der Prostitution auch deshalb so vorurteilsfrei, weil die „Föderation“ damals ein solches Wesen von sich machte. Keine Gesellschaft, von Frauen gebildet, hat ein so zerfahrenes Programm gehabt, und keine hat ihre wirklichen Absichten so schlecht verborgen. Die Prostitution abschaffen? Was sollte das heissen? Eine ganze Klasse Frauen hindern, ihre Gunst zu verkaufen. Durch welche Mittel? Die Besichtigung aufheben? Dadurch würde ja das Gewerbe erleichtert werden; und das Gewerbe wollte man ja doch aufheben! Was wollte man, was meinte man? Vermutlich erwachte in dieser Bewegung die Frau zum Bewusstsein, dass sie den schlechteren Teil erwählt, und jetzt wollte sie ihre Scham verbergen und die Schuld auf den Mann werfen. Damit beginnt diese Verfolgung von Männern, die auf den Strassen nach alter Sitte verdächtige Damen fragen, ob sie ihnen Gesellschaft leisten dürfen. Manchem ehrlichen Mann wurde durch dieses tückische Vorgehen die Karriere verdorben, und der Missbrauch artete, wie in England, zu reiner Spekulation aus; und nicht am wenigsten litten darunter die Prostituierten selber.

In der Arbeiterfrage nahm der Dichter eine reservierte Haltung ein, die von den wirklich Freisinnigen verdächtig genannt wurde. Als Unzufriedene besassen die Arbeiter seine Sympathie;

aber als Arme, als die einzig Armen, konnte er sie nicht ganz behandeln, denn es gibt in anderen Gesellschaftsklassen viel Ärmere. Er hatte auch gesehen, wie die leitenden Männer des Arbeitervereins, sobald sie in die Höhe kamen, sofort zufrieden wurden; sie hatten sogar dem konservativen Lager eine hilfreiche Hand gereicht; ja, sie hatten sogar königlichen Personen den Hof gemacht; anderseits hatten sie sich als Wahlkorporation benutzen lassen, und in religiösen Fragen waren sie mehr als reaktionär. Da er damals die Arbeiterfrage noch nicht studiert hatte, gab er kein bestimmtes Urteil ab, schliesst aber das Buch mit dem Versprechen, sie zu untersuchen.

In dem Roman macht er unter anderm eine Entdeckung auf dem schwer zu erforschenden Gebiet des Seelenlebens. Er hatte beobachtet, dass Menschen vom selben Bildungsgrad dasselbe Urteil über dieselben Sachen haben, und dass sich diese Urteile mit der Epoche oder der Generation verändern. Er lässt seinen Helden daher fremde Gedanken lesen und presst Äusserungen, Urteile, Kritiken aus ihren Gehirnen heraus, als arbeite er mit einem Lufttelegraphen. Den Automatismus, die willenlose Gehirntätigkeit des Dutzendmenschen hatte er wahrgenommen, wenn er auch noch nicht die Formel dafür geben konnte.

Da er aber damit die relative Ungültigkeit des Urteils erkannte, hörte er auf, Kritiken über seine Arbeiten zu lesen.

— Was kümmert es mich, was Herr X über meine Schriften denkt, sagte er. Ich weiss vorher, was er auf seinem Standpunkt denken muss, und wüsste ich es nicht, könnte ich es ausrechnen. Übrigens, er kommt noch mit dem alten Ellenmass, während wir schon das neue Metermass benutzen.

Er schloss sich jetzt mit seinen Studien in seiner Häuslichkeit ein und dachte weder an Erfolg noch daran, seine Schriftstellerei fortzusetzen.

— Ich habe mein Wort gesagt, jetzt habe ich nichts mehr hinzuzufügen.

Dazu kam, dass er sich ganz überflüssig fand, nachdem er Zola gelesen hatte.

— Es ist ja schon gedruckt, sagte er, warum sollte ich es denn noch schreiben!

Gleichzeitig tritt ein Ereignis ein, das einen Wendepunkt in seinem Leben bildet und es im Leben jedes gesunden Menschen tun muss: er stand im Begriff, nach zweijähriger Ehe Vater zu werden. Die erste Gewissheit davon nahm er mit Furcht auf. Wie sollte er ein Kind hinnehmen und versorgen können, und wie sollte jetzt seine erträumte Idealehe verwirklicht werden? Bald aber gewöhnte er sich an den Gedanken, und das ungeborene Kind wurde ihm eine persönliche Bekanntschaft, ein lieber Gast, den man erwartete, und für dessen Zukunft er kämpfen wollte. Seine Frau, die ihm bisher eine Kameradin gewesen war, bekam als Mutter einen anderen Wert, und das Unschöne des Verhältnisses, das sich bereits bemerkbar machte, verschwand. Ein grosses und gemeinsames Interesse veredelte ihr Verhältnis, machte es intimer, und weckte schlummernde Kräfte zur Tätigkeit. Die Zeit des Wartens war schöner als die Zeit der Verlobung und der Flitterwochen, und die, als das Kind gekommen war, die schönste seines Lebens.

Als er die neugeborene Tochter in seine Arme nahm, fühlte er, dass die Seele nur dadurch unsterblich werden kann, dass sie in einen jüngeren Körper übergeht; und dass ohne Kinder das Leben

ein Raubtier ist, das nur fremde Leben frisst, ohne sich fressen zu lassen. Aber er hatte auch das seltsame Gefühl, er sei verblüht und habe Samen angesetzt. Er war in seinem Kind aufs neue Kind geworden, doch selber glaubte er alt geworden zu sein. Er war abgesetzt und hatte schon den Nachfolger im Haus.

Dieses Gefühl, alt zu sein, fand bald seinen Ausdruck in seiner dichterischen Tätigkeit; gleichzeitig wollte er geben, verschenken, sich opfern, das ganze Innere seiner Seele in andere Häuslichkeiten versetzen. Um der Mutter, die sich jetzt sowohl über ihre Laufbahn als Schauspielerin, wie über die Zukunft des Kindes beunruhigte, eine Freude zu machen, schrieb er ein Stück, das eine Rolle für sie enthielt. Der Stoff hatte lange gelegen und handelte von nichts. Es war ein Idyll, das jedoch von Erinnerungen an seine Vergangenheit gefärbt, auch etwas von den Gedanken der Zeit durchsäuert wurde. Im „Geheimnis der Gilde" verherrlicht er den Glauben als die treibende Kraft im Leben, und er symbolisiert ihn unter dem alten Zeichen des Kreuzes, der Kreuzform der gotischen Kirche. Mit der Geburt des Kindes war ihm nämlich das Gefühl zurückgekehrt, dass das Leben für das Individuum einen relativen Wert besitzt, wenn es dem Menschen nämlich gut geht; und die Zukunft des Kindes ermahnte ihn, für die Zukunft zu arbeiten, damit seine Kinder und deren Zeitgenossen es einmal besser hätten, als er und seine Zeitgenossen es gehabt.

Seine Auffassung von der Frau hatte eine merkbare und wohltuende Veränderung durchgemacht. Er sieht jetzt sehr richtig ein, dass ihr einziger und hoher Wert der ist, Mutter zu sein. Auf allen anderen Gebieten ist sie überflüssig, da der Mann

alles andere besser kann als sie und auch Kraft genug dafür besitzt; und sein Typus einer wahren Frau, wie er ihn im „Geheimnis der Gilde“ gezeichnet, ist mustergültig. Das garstige Amazonenideal, das eine krankhafte Zeit ihm aufgeschwatzt, hat er verlassen, um es später zu Experimenten wieder aufzunehmen und die Konsequenzen daraus zu ziehen, die ins Absurde führen.

Das Stück enthielt ausserdem einen neuen Gedanken (von Darwins Marke), dass das Individuum in die Gattung übergeht und darin ein selbständiges Leben führt; sowie einige Andeutungen von Degeneration: der Sohn erbt die Stellung des Vaters, ohne seine gestohlenen Verdienste zu erben usw.

Da man nicht ins Theater geht, um Philosophie zu hören, so fiel das Stück, leise und still, wie es gekommen war; wurde aber unter dem Loblied einiger Alten begraben, die darin etwas sehr Schönes sahen und glaubten, der schreckliche Verfasser des „Roten Zimmers“ lege hier ein Versprechen ab, sich zu bessern; hatte er doch in der Rolle des Narren um Entschuldigung gebeten, falls er zu hart geschlagen. Die wirklich Freisinnigen brummten und sprachen von der Schwedischen Akademie. Unerklärlich war ihnen, dass er den Zweifel angriff und den Glauben empfahl. Sie wussten eben nicht, dass er den Zweifel aus sich herausdichten wollte, indem er dieses Stück verfasste; denn der Zweifel schadete ihm, wenn er in der Welt weiterkommen wollte, und die Not zwang ihn, bei einem Programm zu bleiben, wie man es nennt, bei einer augenblicklichen Ansicht, die doch, wie er wusste, morgen als die absolut vernünftige begrüsst werden würde.

Indessen hatte das Stück eine durchaus nicht

beabsichtigte Wirkung; es legte Balsam auf die Wunden, die das „Rote Zimmer" geschlagen, und man verwandelte den Roman in einen literarischen Erfolg. Oder das „Rote Zimmer" war wirklich ein solcher gewesen, obwohl es dem Verfasser nicht klar geworden, da sein Verkehr von der Natur war, dass man einander kaum Höflichkeiten sagte.

Während der Lärm sich legte, ordnete er ein grosses kulturhistorisches Material, das sich während der Jahre seiner Bibliotheksarbeit angesammelt, und entwarf unter dem Eindruck, den die Beschreibungen des Lebens, das früher in den Hauptstädten Europas geführt wurde, auf ihn gemacht, den Plan zu „Alt-Stockholm". Es schläferte ihn ein, in die alten Zeiten zurückzugehen, und das schon erwähnte Gefühl des Alters brach hier hervor: er glaubte seinem Kind von der guten alten Zeit zu erzählen. Und wenn er über seine harte Vergangenheit zurückblickte, kam ihm diese optische Täuschung, dass es so fern lag, all das dunkle Vergangene, während der Vordergrund des Gegenwärtigen lauter Licht, Hoffnung und Liebe war. Diese Illusion, dass er im Alter von dreissig Jahren alt sei, trat so scharf auf, dass er für die Arbeit, die er unter den Händen hatte, Gegenstände aus seiner Kindheit als Antiquitäten abzeichnen liess; als er dann Korrektur las, musste er sie wieder verwerfen, weil sie zu neu waren.

Als er die Arbeit skizziert und das halbe erste Heft geschrieben hatte, wurde er aus Überanstrengung müde und krank und musste einen Mitarbeiter engagieren. So erschien denn „Alt-Stockholm" langsam in Heften im Lauf zweier Jahre. (Johan schrieb allein davon die Kapitel: „Ein Spaziergang in Stockholm um 1730; Die Feste

Weihnachten und Ostern; Strassenmusik und Volksbelustigungen; Kinder und Jugend; Gilden, Zünfte, Gesellschaften; Slang und Jargon; Sagen und Aberglauben; Flora und Fauna.“ Mitgearbeitet hat er an den Kapiteln: „Gratisvergnügungen; Seuchen; Berühmtheiten der Strasse; Ordensgesellschaften und Klubs; Verkehrswesen; Polizei. Von den 222 Illustrationen hat Johan 193 herbeigeschafft.) Ehe aber das letzte Heft erschienen war, hatte er sich bereits in einen neuen Kampf geworfen.

Während er sich in das Leben der alten Zeiten vertiefte, waren die Bewegungen der Gegenwart etwas an ihm vorübergegangen. Er hörte allerdings Lärm, aber er lauschte nicht genau darauf. So hörte er, dass ein Student in Upsala aufgetreten sei und verkündigt habe, die ärmere Klasse müsse die Volksvermehrung freiwillig einschränken. Dieselbe Frage war aber schon vor einigen Jahren in der „Gegenwart“ (von Bergstedt) behandelt worden und hatte eine Polemik zur Folge gehabt, in der man den feinen Mann schamlos behandelte. Auch hatte Johan eben die „Grundzüge der Gesellschaftslehre“ gelesen, in denen das Thema erschöpft wurde. So legte er diesen Streit zu den Akten.

Der Lärm um das „Rote Zimmer“ war kaum verstummt, als ein neuer um das „Puppenheim“ entstand. Johan ging nicht ins Theater und wollte das Stück auch nicht lesen, weil er starke Eindrücke von Literatur fürchtete, denn er wusste, dass ein Dichter leicht Gelesenes und Erlebtes durcheinander mengt. So viel erfuhr er, dass das Stück die Scheidung verteidigte, und damit war er natürlich einverstanden. Wenn er aber gewusst, unter welchen Bedingungen, hätte er sofort wi-

dersprochen. Nun kam er erst zwei Jahre später dazu, „Ein Puppenheim“ zu lesen. Was war das „Puppenheim“? Vielleicht ganz einfach die Entdeckung, dass die Frau dem Mann moralisch und geistig unterlegen ist. Das war gut und richtig, aber die Schuld wurde auf den Mann geschoben, weil man auf dem damaligen Standpunkt der Forschung glaubte, das Weib sei vom Mann unterdrückt worden; was sich später als falsch herausstellte. Die Folge der Entdeckung war ein neuer Irrtum, nämlich dass man sich einbildete, die Frau zum Mann erheben zu können, indem man ihr dieselbe Erziehung gab. Die richtige Reform der weiblichen Erziehung wäre die: das Mädchen müsste zur Frau und Mutter, Kinderpflegerin und Wirtschafterin erzogen werden; dann brauchten die Männer ihren Haushalt, ihre wirtschaftliche Existenz, die Erziehung ihrer Kinder nicht halbgebildeten Puppen mit oder ohne Studentenexamen zu überlassen. Jetzt aber war die Bewegung im Gang und das Weib, das für die Gewissenlosigkeit, mit der es seine häuslichen Pflichten vernachlässigte, gezüchtigt werden sollte, wurde Märtyrerin, und alle junge Herren weinten über Noras trauriges Los.

Das Stück ist krank wie sein Dichter und wurde zuerst mit Schweigen aufgenommen, bis die Damen und die jungen Herren Sturm bliesen. In dem starken, realistischen, unsentimentalen Berlin wurde es ausgelacht. Aber im Norden gewann es durch geschickte und eifrige Bearbeitungen Terrain; sogar ein so klarblickender Mann wie Georg Brandes liess sich blenden. Unbewusste oder bewusste Geschlechtsimpulse wirkten so allmählich, dass Nora, die Haustyrannin und Fälscherin, freigesprochen, und Helmer, der liebende und ehrliche

Mann, verurteilt wurde. Der klaren Logik wurden beide Augen vom Rampenlicht und von der Schauspielerin geblendet. Und dann kam der lange Schwarm der Blaustrümpfe und las Bouillonknochen auf nach dem grossen Männerschlachten. (Wir kommen später auf das Thema zurück.)

Gleichzeitig mit dem „Roten Zimmer" war die Revolverpresse in Schweden eingeführt worden. Die Zukunft wird vielleicht eine Studie darüber schreiben, welchen Einfluss die aus Amerika heimkehrenden Auswanderer auf das schwedische Kulturleben gehabt haben. Die Freiheit, die in Amerika eine anarchistische Tyrannei geworden war, mit der Alleinherrscher abwechselten, hatte den schwedischen Auswanderern nicht gepasst. Die hatten eine andere historische Entwicklung durchgemacht, durch europäisches Mittelalter und Rittertum, und die Begriffe vom Recht des Schwächeren waren ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Der Kampf um die Stellung war ihnen in Amerika sauer geworden, aber sie hatten die Methode gelernt: Lang zu, hier ladet dich niemand ein; und die Devise: Darauf los, dann kriegen die andern Angst, hatten sie zu ihrer gemacht.

Als sie zu ihren verzagten Landsleuten zurückkehrten, mussten sie natürlich siegen. Einem solchen Heimgekehrten gelang es jetzt, das Publikum eine Zeitlang durch Schreckensherrschaft zu tyrannisieren. Der Mann sollte seine Laufbahn als Erpresser an einer gewissen Zeitung begonnen haben. Diese Befassung bestand darin, von Sündern, die wegen Unfug oder Trunkenheit mit der Polizei in Konflikt geraten waren, eine Summe Geld für Unterdrückung der Zeitungsnotiz zu verlangen; ein Versprechen, das nicht immer gehalten wurde. An seiner Seite hatte er als Chroniken-

schreiber einen Menschen, der Johan von seiner Journalistenzeit bekannt und von den Kameraden offen „der Schurke" genannt wurde. Die Zeitung war eine Verbindung von französischer Sensation und zeitgemässer Frömmelei, Künstlerklatsch und Schauspieler-Kabalen, und stand im Solde eines Geldgeschäfts. Um berühmt zu werden, musste man den Revolvermann entweder bezahlen oder seinen persönlichen Verkehr suchen; das letzte war nicht verlockend, zumal er seine Schreckensherrschaft auf Gastwirte und Restauratricen ausübte, bei denen die unbezahlte Rechnung liegen blieb.

Das Publikum war zuerst über die unglaubliche Kühnheit seines Auftretens verdutzt; begann damit, dass es lachte, und hörte damit auf, dass es sich beugte: es bezahlte und benutzte den, der sich zum allgemeinen Gebrauch hergab.

Das Beispiel war gegeben, und als die achtziger Jahre anfingen, war die schwedische Zeitungspresse in eine neue Epoche eingetreten. Die Konservativen eigneten sich die Methode an, und damit hatte die Revolverpresse die Reptilpresse hervorgerufen.

## 11.

## Wieder oben und unten

## (1881)

Man muss nicht glauben, dass die Geschichte, die geschriebene, eine Darstellung der Vergangenheit ist, wie sie wirklich vergangen ist, denn wie die Vergangenheit aussah, weiss niemand genau. Die objektiven Forscher, wie sie genannt werden, nehmen die Dokumente und erstatten Bericht; aber die fortgekommenen Dokumente (Papier und Pergament sind vergänglich), die fortgeschafften Dokumente, die der Sache vielleicht eine andere Beleuchtung gegeben hätten, die können natürlich nicht referiert werden. Zu den zuverlässigsten Dokumenten hat man zu allen Zeiten, und eigentümlich genug nicht am wenigsten heute, eigenhändige Briefe gerechnet. So hat er selbst geschrieben, sagt man und damit ist die Sache bewiesen; aber nur, wenn der Brief nach des Rich-

ters vorgefasster Ansicht ein Urteil fällt; spricht er dagegen frei, so wird er fortgelegt oder für lügnerisch angesehen. Nun liegt im Zusammenleben der menschlichen Seelen eine notwendige Neigung, sich anzupassen; ohne die wäre ein Zusammenleben unmöglich. Wenn man zu diesem Menschen spricht, bequemt man sich etwas seiner Art an; wenn man mit einem andern spricht, macht man ihm ein Zugeständnis. Würde man das nicht tun, sondern die ganze Wahrheit sagen, so würde das Gespräch damit enden, dass man einander ins Gesicht spuckt und auseinandergeht, um einander nie wieder zu treffen. Die notwendigen Anpassungen haben den Menschen in den Ruf gebracht, falsch zu sein; und man braucht nur einem Bruch zwischen Freunden beizuwohnen, der durch den Klatsch eines dritten veranlasst ist, um zu hören, wie verschiedene Urteile derselbe Mensch über dieselbe Sache haben kann. Beim Schreiben von Briefen, bei dem man vorsichtiger sein muss, ist diese Anpassungstendenz noch grösser. Was man dem einen sagen kann, sagt man einem andern nicht; zu einem dritten muss man sich herablassen, um verstanden zu werden; bei einem vierten muss man sich auf die Zehen stellen, um zu zeigen, dass man zu ihm hinaufreicht; vor einem fünften muss man auf den Knien liegen, um um Gnade zu betteln. Ein neuerer Psycholog hat sogar entdeckt, dass die Handschrift des Briefschreibers sich unbewusst der des Korrespondenten anpasst, besonders wenn der Briefwechsel fleissig ist.

Briefe sind also mässige historische Dokumente. Andere Dokumente von grösserer Autorität sind Gesetze und Bekanntmachungen. Aber Gesetze haben den Fehler, dass sie entweder erst durch Her-

kommen entstehen, oder daß sie sich überleben und nicht mehr anzuwenden sind, wenn ein neues Herkommen aufkommt. Das Gesetz gibt daher nicht genau das Niveau des Volksgeistes der Epoche an, sondern liegt oft darüber, oft darunter. Regierungsakten gelten für die zuverlässigsten aller Dokumente, aber sie drücken entweder nur den Willen der regierenden Person aus, oder betreffen die äusseren Verhältnisse, in denen der Staat zu fremden Mächten steht, oder die Geschichte des Staatsgebietes, berühren aber selten das innere und tiefere Leben eines Volkes und sind nur Quellen zur Geschichte des Staates. Objektive Geschichtsschreibung kann es daher nicht geben, besonders da es ein objektives Subjekt nicht gibt, durch dessen Auffassung die äusseren Ereignisse hindurchgehen könnten, ohne von der Anschauungsweise des Individuums und der Epoche gefärbt zu werden. Die Geschichte ist daher nur die Geschichte der Zeitperiode, während der sie geschrieben wurde. Jetzt aber nennt man die Historiker objektiv, die nach der allgemeinen Auffassung ihrer Epoche schreiben, also nicht von der normalen Ansicht abweichen, welche die Mehrheit über eine vorhergehende Epoche hat.

Ende der siebziger Jahre hatte eine neue Geschichte Schwedens zu erscheinen begonnen, die unter dem Namen Linnströms Geschichte bekannt ist. Dass sie den Namen des Verlegers trug und noch trägt, ist recht eigentümlich. Dass die Initiative von einem Verleger ausging, war weder ungewöhnlich noch schädigend, hatte auch keinen Einfluss auf die Beschaffenheit des Werkes; höchstens eine günstige, da auf die Illustrationen so viel Arbeit und Kosten gewandt wurden, wie sie Autoren niemals aufbringen können.

Damals kam ein anderes Unternehmen auf demselben Gebiet zustande, auch auf die Initiative eines Verlegers. Der Verfasser von „Alt-Stockholm", der sich als kulturhistorischer Forscher dokumentiert hatte, wurde gefragt, ob er nach dem Muster von Scherrs „Germania" eine populäre schwedische Kulturgeschichte schreiben wollte. Die Idee sagte dem Verfasser zu, aber er behielt sich volle Freiheit vor, von Scherrs Salonbuch, das durch das vom französischen Krieg gesteigerte deutsche Nationalgefühl zustande gekommen war, abzuweichen. Diese Freiheit wurde bewilligt und das Unternehmen begonnen. Nun ist zu beachten, dass der Verfasser alle vorbereitenden Studien selber in den Sammlungen der Bibliothek gemacht, auch Archive durchsucht und dabei aufgenommen, was andere fallen gelassen, nicht weil es wertlos war, sondern weil sie es von ihrem Standpunkt nicht anwenden konnten. Er war also dem Unternehmen mehr als gewachsen, da er nur ein populäres Buch schreiben wollte; eine Aufgabe, an die man gewöhnlich keine anderen Ansprüche stellt, als dass das von andern gesammelte Material benutzt wird.

Einige Monate verwandte er nun darauf, das Material zu überblicken und in seinem Zimmer alle Quellenschriften zu sammeln, die er nötig hatte. Darauf sollte das Material nach einem Prinzip geordnet, in zeitgemässe Beleuchtung gerückt, in einen einzigen Zusammenhang als Glieder einer Entwicklungskette gebracht werden. Die Schwierigkeiten, einen vernünftigen Zusammenhang zu finden, drängen sich auf, und der Zweifel, ob wirklich ein vernünftiger Zusammenhang vorhanden ist, taucht auf, auflösend, verwirrend. Gab es, und gibt es in der Geschichte einen solchen

Zusammenhang, obwohl er ihn nicht sehen konnte? So fragte er sich. Vielleicht war es nur ein „Nacheinander“ und nicht ein „Infolgevon“. War die Geschichte nicht ein launenhaftes Sammelsurium, ein Kreislauf? Waren nicht Kulturen entstanden und vergangen, Gesellschaftsformen aufgetreten und verschwunden, hatten nicht die Religionen gewechselt und waren nicht die Menschen doch ebenso unklug und unglücklich geblieben? Sicher hatten die, welche früher einen Zusammenhang zu sehen glaubten, nur das Ordnen ihres Gedankenapparats wahrgenommen, der die Dinge in ursächlichen Zusammenhang stellen wollte; und wo die Erscheinungen nicht passten, wurden sie ausgelassen. Die Welt wurde wohl von Zufällen regiert, mochten es auch notwendige Zufälle sein, die nicht eingetreten wären, wenn die Notwendigkeit sie nicht bedingt hätte.

Er dachte die ganze Arbeit aufzugeben, aber im letzten Augenblick entschloss er sich, den „tellurischen Gesichtspunkt“ zu lassen und einen kleineren anzulegen. Bisher sollte die Geschichte von mehr oder weniger starken Persönlichkeiten hervorgebracht und von Interessen unterstützt worden sein; die Vorsehung sollte die Schicksale durch auserwählte Menschen gelenkt haben, und Auserwählte hatten die Geschichte geschrieben. Jetzt wollte ein Mann aus den unteren Klassen Abrechnung halten, jetzt wollte ein Nichtprivilegierter die Geschichte schreiben, wie sie sich von unten ausnahm; man sollte sehen, wie die Unterbeleuchtung auf die monumental gewordenen historischen Persönlichkeiten wirkte. Dass das einmal geschah, war durchaus nicht schlecht, und Übertreibungen mussten durch Uebertreibungen geheilt werden, aber der Wahrheit kam er viel-

leicht kaum näher als die andern. Der Hauptfehler seiner Methode wurde notwendig der, dass er die herrschenden Gesetze überschätzte und die Persönlichkeiten unterschätzte. Da aber die Vorgänger einseitig betont hatten, die Persönlichkeit sei die wirkende Ursache der Weltereignisse, musste er sie unterschätzen. Ferner musste er etwas schwankend sein, an keinem Gesichtspunkt festhalten, weil er mehrere hatte, unter denen er wählen konnte; und im Fieber der Arbeit tauchte der eine oder der andere Revenant von Christentum, Romantik, Erziehung auf. Am meisten drückte ihn sein Reichtum an Material nieder, und sein Kopf, der noch warm war von der Bibliotheks- und Entdeckungswärme, konnte nicht gnügend unterscheiden, was an sich von Wichtigkeit war und was nur als Fund. Hierdurch wurde die Arbeit mit unwesentlichen Einzelheiten belastet, und Kleinigkeiten wird oft eine zu grosse Bedeutung beigemessen.

Auch äussere Umstände wirkten ungünstig auf die Arbeit, wie die gehässige Aufnahme; dadurch wurden die Verleger eingeschüchtert, denn ihre wirtschaftliche Existenz hing von dem Ausgang eines Unternehmens ab, in das sie grosse Summen gesteckt hatten. Die Aufnahme war eigentlich wider Erwarten, denn Johan war ganz ruhig zu Werke gegangen und hatte mit unbewusster Naivität die schlimmsten Angriffe auf das Bestehende niedergeschrieben. Diese Ruhe hatte er sich in den letzten Jahren erworben, als er mit der herrschenden Partei verkehrte, die in Gesprächen mit ihm alles alte Ehrwürdige kritisierte. Solche Zweifler fand er in den höchsten Kreisen, und er glaubte nur die Ansicht der Gebildeten auszusprechen, als er sein erstes Heft erscheinen liess. Die Inter-

essen waren noch nicht bedroht und die Parteien noch nicht gebildet, man lebte gut zusammen und wagte zu sagen, was man dachte. So hatte er das „Rote Zimmer“ der konservativen „Postzeitung“ als Feuilleton angeboten und es vom Redakteur ohne Bosheit zurückerhalten, nur mit der Erklärung, es passe nicht für die Zeitung. Welch unerhörte Unbewusstheit lag doch darin! Ferner hatte seine Anmeldung des „Schwedischen Volkes“, die den berüchtigten Angriff auf Geijer enthielt, dem älteren Beamten einer der gelehrtesten Institute vorgelegen. Der hatte den Angriff nur etwas zu larmoyant gefunden, die Stilisierung getadelt, sonst aber nichts zu streichen gehabt.

Als das Buch erschien, wurde es sogar vom konservativen „Allerlei“ gut aufgenommen, gelobt sogar, weil es eine Lücke ausfülle usw. Man hatte dort auch nicht gesehen, wo die Gefahr lag. Die Angriffe, die folgten, waren unerwartet, denn wie konnte man so zornig auf ein unschuldiges Buch werden, das sich nur für eine Sittengeschichte ausgab, und obendrein noch für eine unwissenschaftliche. Er hatte es ja weder Geschichte des schwedischen Volkes noch Schwedische Kulturgeschichte genannt, sondern einfach „Das schwedische Volk“; dazu gaben die leicht und frei behandelten Illustrationen an, dass es sich hier um eine populäre Arbeit handle. Es war also nicht ehrlich, einen strengeren Massstab anzulegen und die Arbeit vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt zu beurteilen. Aber auch als man von dieser Seite kam, hieben die Feinde in Stein, denn sie waren in der Kulturgeschichte unwissend, durchaus unwissend, hatten sie nie studiert, und sie mussten ihr veraltetes geringes Wissen in der politischen Geschichte auf seine Kulturgeschichte

anwenden. Aufrichtig gesprochen, es gab im ganzen schwedischen Reich nicht mehr als drei Personen, die seine Arbeit beurteilen konnten; die aber schwiegen.

Als er nun allein im Sturm dastand, von so viel Lärm betäubt, war er zuerst erstaunt, dass niemand zu seiner Verteidigung auftrat; so kindlich war er wirklich, dass er glaubte, die Menschen würden sich für eine Ansicht blossstellen. Aber bestürzt wurde er, als er unter den Verfolgern Männer erblickte, die im täglichen Gespräch ungefähr dieselben Ansichten wie er ausgesprochen hatten. So naiv war er von all dem Geschwätz geworden, das er nach dem „Roten Zimmer" hatte hören müssen: wie freundlich und ehrlich die Menschen seien, und wie ungerecht und gehässig er sie geschildert habe. Du musst mit Liebe von uns schreiben, wenn wir dich schlagen; du musst den Rücken hergeben, wenn wir mit dem Stock kommen: so ungefähr hatte man die bescheidenen Ansprüche an seine Person dargestellt. Jetzt sah er, wie die Liebevollen ihn angeführt hatten, und er rüstete sich zur Revanche, um zu zeigen, zu welch widriger Heuchelei das Zusammenleben die Menschen zwingt, nachdem das Faustrecht aufgehört hat.

Mit einer Ansicht allein stehen, ohne eine Partei oder Gesinnungsgenossen hinter sich zu haben, bringt Sensationen hervor, die einen an der Existenz des individuellen Charakters zweifeln lassen. Es war ihm, als sei seine Person ausgetilgt, sein Ich annulliert, als sei er tot. Nur als Glied einer Kette konnte er sein Ich wahrnehmen; ohne die war es nicht vorhanden. Ist es da seltsam, dass die Macht der allgemeinen Meinung so stark ist, wie dumm sie auch sein mag. Sie geht dahin wie

ein Sturmwind, die Stärksten beugen sich zuerst zur Seite, folgen dann aber, willenlos. Darum ist der Kampf der Geister, eine Meinung zu bilden, oder eine Suggestion auszuüben, vielleicht unheimlicher als der Kampf der Körper um entsprechende Vorteile. Es ist viel Ähnlichkeit zwischen diesem Kampf und dem ums Weibchen: es handelt sich darum, wer den Samen zu einem Zukünftigen niederlegen soll. Es liegt auch etwas vom Kampf um die Macht darin, denn wer eine Meinung gebildet hat, besitzt auch Macht. Er war geschlagen; daran war nichts zu ändern.

Da kommt wie das Signal, Entsatz rücke an, die Neuigkeit, dass sein berüchtigtes Jugenddrama „Meister Olof" bei der ersten Aufführung einen starken Eindruck gemacht; dass man an bestimmten Stellen, die sich auf seinen eben zurückgeschlagenen Angriff beziehen konnten, gejubelt habe. Er war selber krank und konnte der Aufführung nicht beiwohnen; aber der Erfolg wurde für so entschieden gehalten, dass sich Glückwünsche und Frontveränderungen sofort merken liessen. War es ihm nun gelungen, diese Meinung zu bilden, oder war sie schon vorher vorhanden gewesen? Sie war bei den Jungen vorhanden, die er nicht kannte; und dass sie während des Sturms geschwiegen, kam daher, dass sie noch nicht das Wort führen durften. Er erwacht wieder zum Leben und fühlt, dass er jemand ist; die Seele bekommt ihre Schwungkraft wieder, dehnt sich aus und nimmt sich mit Behagen wahr.

Gleichzeitig kamen in seinen engeren Verkehrskreis einige junge Männer, die später mehr oder weniger bekannt wurden unter dem Namen „Jungschweden". Für ihn vertraten sie die künftige Meinung, die einmal die der Mehrheit werden

würde, und hinter ihnen ahnte er ein anderes Geschlecht als das, aus dem er hervorgegangen war. Aber sie hatten Ansichten, die ihm zum Teil fremd waren. In gewisser Hinsicht waren sie zurückgeblieben, in anderer so weit zur Seite (er glaubte nicht, dass sie wirklich voraus waren), dass sie einander nicht verstanden. So hatten sie noch Nationalheilige wie Bellman, und seinen Angriff auf Geijer billigten sie nicht. Auf Ibsen, den konservativen Dichter des „Bundes der Jugend", schwuren sie, ohne Kritik zu üben; und für die russischen Nihilisten schwärmten sie.

Von ihnen hört er jetzt auch von der künftigen Gesellschaft, dem sozialistischen Staat. Der gefiel ihm nicht, weil er dem Gesetz der Differenzierung widerspricht, das gerade die Grundlage der Entwicklung ist. Als sie antworteten, gerade die Differenzierung werde durch den Sozialismus zu ihrem Recht kommen, wurde die Frage aufgeschoben, da sie zu weit in der Zukunft lag.

Sie waren alle Atheisten. Wie kann man leben ohne Gott, und wie kann man an Gesetze glauben, ohne einen Gesetzgeber anzunehmen? war Johans Einwendung. Und wie kann man ein so elendes Leben ertragen, wenn man nicht die Hoffnung auf ein besseres hat? Wie kann man an Entwicklung glauben und doch meinen, es sei mit der Persönlichkeit auf einmal zu Ende, wenn der Körper stirbt? Darauf antworteten sie, das Leben selber sei der Zweck des Lebens, die Persönlichkeit sei nur ein Glied in der Kette, und die Unsterblichkeit existiere nur im Fortleben der Gattung. — Das war für Johan als Romantiker und Individualist eine harte Rede, denn sein eigenes Leben war ihm so ungenügend vorgekommen, und seine Kinder waren noch zu klein, als

dass er hätte merken können, wie seine Seele in ihnen fortlebte.

Die Freunde waren auch Anhänger der freien Liebe; sie glaubten, ein Ehemann habe nicht das Recht, eifersüchtig auf seine Frau zu sein oder überhaupt Treue von ihr zu verlangen. Sie übersahen nämlich, dass sich die Frau durch Vertrag verpflichtet hat, dem Mann treu zu sein, als er die Kinder übernahm, die sie gebar; aber es war damals so liberal, das unterdrückte Weib zu predigen, dass die dümmsten logischen Fehler gemacht wurden. Wahrscheinlich sind jetzt die von den jungen Leuten, die sich verheiratet haben, etwas konservativer in dieser Frage geworden.

Was Johan bei ihnen vermisste, war das Gefühl für menschliches Leiden; sie besassen überhaupt keine Sentimentalität. Lauter Gesetze sollten die Welt lenken und die Epoche der Vernunft sollte jetzt gekommen sein. Die Gefühle seien Rudimente von Tier und Kind und müssten abgelegt werden, da sie für das reine Denken hinderlich seien. Sie liebten nicht Musik und Tanz, konnten nicht mit Worten und Gedanken spielen, nicht scherzen. Dagegen schätzten sie die Genüsse Speise und Trank und versagten dem Fleisch nicht das Seine. Johan war das ja nicht fremd, aber er fühlte, dass sie die Kinder einer anderen Zeit waren. Darum sagte er oft prophetisch: in fünf Jahren ist meine Zeit aus, und meine Rolle ist, zwischen der alten und der neuen Zeit zermahlen zu werden. Ich bin der Übergangsmensch und gewinne als solcher niemals die allgemeine Meinung!

Wenn er über diese jungen Leute nachdachte, in denen er die Männer der Zukunft sah, fragte er sich oft, ob sie wirklich so weit voraus seien.

Waren sie nicht auch direkte Sprösslinge der reaktionären und idealistischen Epoche, die ihn geboren hatte? Hatten sie in einem Zwischenraum von zehn Jahren sich von den Seelenkrankheiten der Epoche freimachen können? Konnte der neue Mensch so schnell geschaffen werden? Waren sie nicht demselben Gesetz wie er unterworfen, in der Jugend alle die verschiedenen Luftströmungen einzuatmen, die hierhin und dorthin wehen? Waren nicht viele von diesen Luftströmungen stossweise aus älteren Anschauungen gekommen? Hatten nicht Dünste aus alten Gräbern sie auch angesteckt? Modelehren, Versuchsansichten, Konjunkturmeinungen sausten einem ja um die Ohren, und junger Sinn, heisses Blut, ungeordnetes Geschlechtsleben konnten wohl schärfere Köpfe als ihre umnebeln.

So beobachtete er bei ihnen auch einen kleinen Zug, der zeigte, dass sie entweder ein krankhaftes Gefühl hatten oder in einem Modeliberalismus befangen waren. Sie waren übertrieben besorgt um Tiere, während sie für menschliche Leiden weniger gefühlvoll waren. Johan quälte Tiere nie, widmete ihnen aber auch keine besondere Fürsorge. Sie hielten Jagd für ein Verbrechen. Diese Empfindsamkeit, die heute sehr hervortritt, ist verschieden gedeutet worden. Einige haben darin eine Krankheitserscheinung gesehen und ein berühmter französischer Irrenarzt fasst sie als ein Zeichen von Degeneration, Neuropathie auf. Andere haben sie als ein Gefühl der Verwandtschaft mit den niedrigen Organismen gedeutet, das von der transformistischen Weltanschauung geweckt wurde. Jedenfalls haben sich Tierfreunde oft als boshafte Menschen und starke Egoisten erwiesen, und wenn ein Mensch andere

Mitmenschen flieht, um einen tückischen Bund mit einem früheren Wolf einzugehen, so ist er bestimmt nicht gut.

In einem Punkt dagegen war man einig: überlegter Angriff auf die alte Form der Gesellschaft. Die künftige kannte man nicht, und von der sprach man nicht. Soweit ging es gut, besonders da man verkündete, man forsche nur, und unaufhörlich davor warnte, sich an ein Programm zu binden, denn man wusste ja vorher, dass die Wahrheit von heute die Lüge von morgen wird. Johan neigte jedoch am ehesten dazu, wie die russischen Nihilisten niederzureissen, um dann die Natur selber wirken zu lassen.

Nach dem Erfolg, den „Meister Olof" gehabt hatte, streckten sich ihm wieder versöhnliche Hände entgegen, beugten sich wieder Rücken vor ihm, und man winkte ihm von oben zum Tempel der Ehre und des Goldes, wenn er sich bloss in die weisse Tracht der Unschuld kleiden wolle. Als er sah, wie sich alle diese Erzfeinde vor der Macht, die er mit der allgemeinen Meinung zur Verfügung hatte, beugten, liess er sich einen Augenblick wieder anführen und glaubte, sie seien so edel in ihrem Herzen, die jetzt kamen, um zu huldigen oder zu werben, dass er im Ernst dachte, sie besässen die Liebe. Der Erfolg machte ihn weich, und dichterische Erinnerungen aus seiner eben aufgegrabenen Jugend tauchten auf. Er säubert seinen Schreibtisch von den Büchern und schreibt in vierzehn Tagen ein Märchenspiel, dessen Philosophie die ist: das Leben ist gut und das Leben ist böse, die Menschen sind mehr unverständig als fehlerhaft, und die Liebe in das Höchste. Aber

das Stück wurde beiseite gelegt, um später gespielt zu werden; es kam zwei Jahre später zur Aufführung, als ein Anachronismus und eine Konjunktur auf einmal.

## 12.

## Die Rache

## (1882)

Warum benutzte er nun nicht seinen Erfolg und liess die Vergangenheit vergessen sein? Warum schloss er jetzt nicht seinen Kompromiss und trat wieder in die Gesellschaft ein, die ihm so edelmütig die Hand reichte? Vor einigen Jahren, als er noch nicht die Mechanik der menschlichen Seele kannte, hätte er mit der Hand auf dem Herzen geantwortet: weil er die Sache der Unterdrückten nicht verlassen, seiner Fahne nicht untreu werden wolle, und mehr dergleichen. Jetzt kann er es wahrer sagen, wenn es auch nicht so schön klingt: er tat es, weil seine Leidenschaft, Irrtümer zu entdecken, stärker war als sein Verstand; weil ihm sein Rassenhass in Blut und Nerven lag; weil die Rache für das Unrecht, das

man ihm und seiner Klasse zugefügt, ihm für den Augenblick ein grösserer Genuss war als eine Vermittlung, die ihn bald zu einem verachteten Herrendiener gemacht hätte; weil sein Gehirn nun einmal monoman darauf eingestellt war, die Fehler der Gesellschaft zu erforschen; am einfachsten, weil er nicht anders konnte. Seine Bahn war mit Notwendigkeit abgesteckt durch Vererbung, Temperament, Stellung; kurz und gut: es war keine Tugend, es war eine Naturnotwendigkeit.

Hätte er jetzt hoffen können, dass er „die andern" dazu bringen werde, die Hand aufs Herz zu legen und dasselbe Bekenntnis abzugeben; alle diese, die für das allgemeine Wohl zu arbeiten glauben, dann wäre das Spiel gleich gewesen. Aber dazu bringt er die andern nicht, nicht weil sie nicht wahrheitsliebend sein können, sondern weil sie ihre Selbstbetrügerei nicht entdeckt haben; und dafür können sie nicht. Hier antwortet man: nach sich selber beurteilt man andere! — Jawohl, er war am strengsten gegen sich selbst. Er machte die Erfahrung erst an sich; dann aber erprobte er sie an hundert andern, die er kannte, und fand, dass sie im Innersten ebenso beschaffen sind; dann las er, was aufrichtige und scharfsinnige Forscher über die Natur der Seele geschrieben, und fand, dass sie zu demselben Schluss kommen.

Er wollte die Gesellschaft angreifen, aber nach der Sitte der Zeit durfte er es nicht weinerlich oder philosophisch tun, denn dann konnte er fallen, wie er durch das „Schwedische Volk" fiel, als er sich auf das offene Feld begeben, auf das eine neuere und aufgeklärtere Kriegskunst niemals ein Treffen verlegt. Er wählte daher die Satire,

die persönliche, die zu allen Zeiten eine anerkannte und dankbare Dichtungsart gewesen ist und nicht am wenigsten von den gebildeten Klassen angewandt wurde, um das Pack zu verspotten und auszuschelten. Als Vorbild wählte er Grenville Murrays „Hommes du Seconde Empire".

Sobald er aufs Land kam, setzte er sich an die Arbeit. Von Meeresluft, Bädern und Sport erfrischt, vom letzten Erfolg ermutigt, von der Zustimmung der Freunde übermütig gemacht, war es ihm eine leichte Sache, Dinge, Einrichtungen und Personen anzugreifen; aber wohlgemerkt, öffentliche Personen, deren öffentliche Tätigkeit der Öffentlichkeit angehört. Doch jetzt wollte er ihre private Tätigkeit zeigen: wie sich ihr Privatleben in Gegensatz zu ihrem öffentlichen Leben stellte. Das war notwendig, aber nicht klug. Ungerechter als die Kritik, die andere an seinem Privatleben geübt, war es nicht, aber ebenso ungerecht. Nachdem er schon an anderm Ort dies zugegeben, kann er auch zu seinem Ruhm sagen, dass er viel schonender als sie vorging, und dass das Persönliche für ihn Nebensache war. Das Buch enthielt so viele Zeitbilder, so viele Überblicke über das innere Leben der Gesellschaft, so viele Entdeckungen auf dem sozialen Gebiet, dass es nicht unter die Rubrik zu fallen brauchte, unter die es in Schweden fiel. Und dass die Satiren nicht von der Persönlichkeit lebten, geht daraus hervor, dass sie in Finnland, wo man die Personen nicht kannte, von der gebildetsten Kritik zu der „besten satirischen Literatur Schwedens" gezählt wurden.

Einen Tag, bevor die Satiren erschienen, sass der Verfasser mit seinen Freunden in einem Segelboot. Sie hatten die Druckbogen bei sich und lasen.

— Aber dass du das zu drucken wagst? rief einer aus, der sonst nicht ängstlich war. Das kriegst du wieder!

— Natürlich, antwortete der Verfasser, lasse ich hiermit jedem die Freiheit, mir alle Verbrechen und Laster anzudichten; aber ich habe auch die Wirkung ihrer Gedichte annulliert.

— Bist du sicher?

— Sicher? antwortete er, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte; nein, das ist wahr, das kann ich nicht sein! Aber ich möchte es doch nicht ungeschehen haben!

In diesem Augenblick dachte er nicht an Weib und Kind, und er sah den „Engel mit dem Kelch", er sah aber auch den Revolvermann, den „Schurken", und alle andern früheren Freunde, die sein glücklicher Aufstieg unten gelassen hatte: die würden die Hände ausstrecken, um ihn zu empfangen, wenn er zu ihnen hinuntergestossen würde.

Der Schuss ging los und hatte die bekannte Wirkung und die vorausgesehene Folge. Aber es dauerte lange, ehe man sich darüber klar wurde, ob es ein Erfolg gewesen oder nicht. Man lachte, und das war ja günstig für den Autor. Dann aber krochen alle Heiligen hervor und wuschen sich die Hände; sogar die berufsmässigen Possenreisser, die jahrelang Personen von vorn und von hinten karikiert, um ein kleinliches Gelächter zu erregen, die wehrlose Privatmenschen verfolgt hatten, um einen verdächtigen Witz herauszuschlagen, bekreuzten sich und nahmen die Mönchskutte. Das war kläglich!

Schlusswort: Satire ist berechtigt, woher sie auch kommt; und als Johan seine Satire schrieb, sprach er andern nicht das Recht ab, ihre zu

schreiben. Er hat seinen Hut gezogen vor den Versuchen, die andere in diesem Genre gemacht haben, und er tut es noch einmal.

Nachdem er sich mit der Wirklichkeit und den Zeitgenossen befasst hatte, wurde er von einer unbegreiflichen Sehnsucht ergriffen, seine eigene Zeit zu vergessen und sich in eine gedichtete und vergangene Welt zu versenken, um zugleich der Romantik lebwohl zu sagen. In dem Stück „Frau Margit“ verspottet er mit leichter Hand die grillenhaften Vorstellungen, die das Weib von der Ehe als der absoluten Seligkeit hat, und sucht die übermässigen Forderungen, die Ibsen im „Puppenheim“ an den Ehemann gestellt, herabzusetzen. Gegen besseres Wissen wird Johan jetzt von romantischen Rezensenten als Romantikus verhöhnt; für den hatte er sich doch nicht ausgegeben, als er die Romantik belächelte; und wenn er es gewesen, hätte man ihm das ja zum Verdienst anrechnen müssen. Das Stück fiel — das war die Rache. Rache gegen Rache, das war richtig; statt aber zurückzuschlagen, hätte man nach idealen Lehren die andere Backe hinhalten sollen; das tat man jedoch nicht, und so wurde der Dichter überzeugt, es sei nur ein Scherz, diese Methode der Liebe und diese Nachnahme christlicher Ohrfeigen.

Aber die Rache (die objektive) nahm andere, rohere Formen an, und war durchaus nicht edel. Um ganz aus der Wirklichkeit herauszukommen, die jetzt trist war, nachdem er die Niederlage auf der Bühne erlitten, auf alles soziale Ansehen verzichtet hatte, verlegte er das Schlachtfeld in vergangene Zeiten; auch um zu zeigen, dass er nicht nur Personen angreifen wollte. In den „Schwe-

dischen Schicksalen" behandelt er alle Fragen der Gesellschaft, die er in den Satiren gestreift hatte, aber natürlich ohne die beabsichtigte Wirkung zu erzielen. Das bunte Papier nahm man, aber das Fliegengift nahm man nicht. Es wurde zu Poesie.

Das war also die Folge des Versuches, schön und edel zu schreiben. Die Schelme hatten ihn also noch einmal in den Sack gelockt; den gedachten sie zuzuknüpfen, um ihn stumm zu hämmern. Er sah bald ein, dass er sich hatte überlisten lassen, und er sehnte sich wieder nach einem Treffen. Die Luft in der Heimat begann drückend zu werden, und trotzdem er zu alt zu sein glaubte, um noch einmal umgepflanzt werden zu können, grub er die Wurzeln, die tief sassen, aus und reiste ins Ausland.

Vorher aber hatte er die falschen Engel noch gründlich bei den Ohren genommen; und um sich dieses Mal über dem Niveau der Pamphletisten zu halten, wählte er die Versform und schrieb seine Gedichte. Während die Korrektur noch gelesen wurde, war er über die Grenze.

## 13.

## Paris

## (1883)

Die Versuche erwachsener Menschen, ein Milieu durch Reisen zu vertauschen, sind nicht gelungen. Auch wenn man nichts Liebes zurücklässt, keinen Stein zu einem von den Vätern ererbten Haus besitzt, keine Scholle auf einem Acker sein eigen nennt; auch wenn man froh ist, aus einer Umgebung zu kommen, die unerträglich war; auch wenn man wie der Weise all seine Habe bei sich trägt, so hat der Körper doch sein Heimweh. Die feinsten Wurzeln werden beim Umpflanzen beschädigt, ein anderer Boden gibt fremde Nahrung, neue Gegenstände geben neue Gedanken, die in die alten geworfen werden, und es kommt zu Reibungen, unter denen Leib und Seele leiden.

Johan hatte Paris zum Ziel der Reise gewählt. Die alte Anziehungskraft, die alle zu diesem Mittelpunkt der Erde zieht, hatte auch auf ihn gewirkt. Es war schliesslich ja gleichgültig, wohin er reiste, denn seine Reise hatte nur den Zweck, den Aufenthaltsort zu ändern. In Paris besass er Freunde aus früherer Zeit, konnte sich also mit ihnen an gemeinsamen Erinnerungen laben.

In dem stillen tristen Passy brachte er den Herbst zu; der kam ihm vor wie ein Zahnweh, das einige Monate anhält. Er wohnte hinter dem Trocadero und ging in den öden Arkaden des leeren Palastes spazieren. Von dort hatte er Aussicht über die grosse Stadt, die ihn erschreckte und bedrückte. Nicht ein ehrgeiziger Gedanke überfiel ihn, dass er als Rad in diesen grossen Elektromotor eintreten könne, der mit tausend Zinkdrähten alle Maschinen der Welt in Bewegung setzte. Er wusste wohl, welche Stellung er einnahm, hatte er doch gesehen, dass seine Landsleute, die Künstler, als Ausländer nur unter der Bedingung hier zugelassen waren, dass sie alles Nationale und Originelle zu Haus liessen und sich hier als treue Schüler der herrschenden Richtung zeigten. Er hatte eben Björnsons „Fischermädchen", das zu Hause ein Meisterwerk war, spurlos vorbeigehen sehen; Cristina Nilssons kurze und glänzende Laufbahn schloss damit, dass man sich weigerte sie wieder zu engagieren und dass schliesslich die Zeitungen die unpopulär gewordene Künstlerin mit Grobheiten bedachten. Diese Spuren vertrieben ihm jede Lust, in die Höhle des Löwen zu kriechen. Wenn er aber in die Stadt hinunterging, um sich die Herrlichkeiten der Industrie und Künste anzusehen, legten sich seine Achtung und seine Furcht, und

die alte Geringschätzung der ganzen Kultur schlich sich wieder bei ihm ein. Im Théâtre Français sah er den grossen Erfolg des Tages, „Die Gesellschaft, in der man sich langweilt", und er war verdutzt, dass eine undramatische Bagatelle mit verbrauchten Szenen, einer fadenscheinigen Intrige, uralten Theaterkniffen auf der ersten Bühne der Welt gespielt werden konnte. Er sah die Triennalausstellung der Kunstwerke im Industriepalast. Das war die Creme von der Creme dreier Jahresausstellungen, und er fand nicht ein Kunstwerk von Bedeutung darunter. Nur Arme, Beine, Brüste, Kleider, Bäume, Boote: tote Dinge; und das Schlimmste war, dass sie zum grossen Teil nicht einmal gut gemalt waren. Was blieb denn von der Kunst, wenn sowohl Inhalt wie Form fehlten? Er sah die Manetausstellung und wagte zu sagen, er glaube, dieser Mann habe einen Fehler an den Augen oder sei verrückt. Aber Manet hatte schon durch die Erfolge des Freundes Zola Samen in die Gehirne einer Mehrheit säen können, und Johans Urteil wurde zurückgewiesen, bis schliesslich Zola selber im „Oeuvre" das vollständige Bekenntnis abgibt, dass Manet verrückt sei.

Er las die Zeitungen und fand kaum einen Bericht über das, was draussen in der Welt vorging, nur Klatsch über Nichtigkeiten, Ehrfurcht vor recht Veraltetem, vor dem er längst die Achtung verloren hatte. Jetzt kommt er auf die Idee, dass die Grossstadt nicht das Herz des Körpers ist, das die Pulse treibt, sondern dass sie ein Geschwür ist, das das Blut verdirbt und den Körper vergiftet.

Er sollte zu Weihnachten durch das Erscheinen seiner Gedichte Poet werden, also wieder hin-

aufklettern, nachdem seine Freunde, die Literaten, ihn heruntergerissen hatten, nicht zu sich hinunter, sondern wie gewöhnlich, unter sich. Natürlich hatte er die Poeten über sich, die ihm auf die Finger traten, und die Literaten unter sich, die ihm an den Rockschössen zogen. Es war eine leichte Arbeit, ihn herunterzuziehen, und Kritiker, die nie eine Verslehre gesehen hatten, entdeckten sofort, dass er die Versgesetze nicht kannte, trotzdem er klassische Bildung besass, schon an tausend Verse geschrieben hatte und, was schlimmer war, von der Schwedischen Akademie für ein dramatisches Gedicht in Versen „ehrenvoll erwähnt" worden war. Er wurde also nicht Poet zu dieser Weihnacht.

Nun hätte er, der die ganze Spielerei mit Versen verachtete, nicht nach einer so zweideutigen Ehre, Verse schreiben zu können, gestrebt; solange aber die „andern" diesen Sport hochschätzten, musste er ihnen zeigen, dass er ihn auch könne, wenn er nur wollte. So setzte er sich hin und schrieb weiter an den Nächten des „Schlafwandlers", die er in jenen „Gedichten" begonnen.

Während er mit seinen dichterischen Angriffen auf die Kultur beschäftigt ist, erscheinen Max Nordaus „Konventionelle Lügen". Als er sie gelesen, hatte er zuerst einen wirklich fröhlichen Augenblick. Er stand nicht allein; er war kein „Sonderling" mehr, der von „Originalitätssucht" getrieben wurde; er war kein Neidhammel, der alles und alle kritisierte; er war kein Ignorant, der vom Geist des Widerspruchs besessen war. Zu allem, was er im „Roten Zimmer" und den Satiren durch Kopfrechnen und auf Richtwegen gelöst hatte, dazu hatte Nordau die Gleichungen

gegeben. Die beiden Untersuchungen hatten beinahe dasselbe Ergebnis gehabt: die Degeneration wurde mit Kultur verwechselt; die Überbefruchtung des Industrialismus war kein Fortschritt in gesunder sondern in kranker Richtung; die Emanzipation der Frau war nur eine Folge des Idealismus; die Grossstadt frass das Land auf und wirkte schädlich auf das Bedürfnis, langsam zur Vereinfachung übergehen zu können.

Da stand alles geschrieben und gedruckt. Scherzend schrieb er nach der Lektüre an einen Freund: Herr, jetzt lässest du deinen Diener in Frieden fahren. . . Gott sei Dank, dass ich nicht der Tor war sondern die andern!

Gleichzeitig macht er Björnsons Bekanntschaft, die in seiner Entwicklung nicht ohne Bedeutung blieb, wenn sie auch nur vorübergehend war. Er hatte Björnson nie gesehen. Als dieser Stockholm und Upsala besuchte, war Johan bange vor ihm gewesen, und er war ihm ausgewichen. Er hörte einen Lärm, als sei ein Gewitter über Stadt und Land gegangen, und er hatte ein Gefühl, als sei ein Zauberer vorbeigezogen. Aus Björnsons Vorlesungen kamen die Leute so vernichtet, als hätten sie einem Zeugungsakt oder einem Todeskampf beigewohnt. Johan fühlte, hier war ein starkes Ich, das stärker als sein Ich war und Lebenssamen in seine Seele legen würde. Er ging ihm aus dem Wege, als ahne er einen Besieger im Kampf, und verbarg sich. Aus demselben Grunde hatte er weder den „Redakteur" noch das „Handelshaus" zu sehen oder zu lesen gewagt.

Als Johan nach Paris kam, liess Björnson ihm direkt sagen, er möge ihn besuchen, da er ein

Gesinnungsgenosse von ihm sei. Johan wurde bange und er wich ihm aus. In gleicher Weise hatte er in Stockholm nach dem Erscheinen des „Roten Zimmers" eine Einladung abgeschlagen, bei der er die besten Vertreter von Jung-Dänemark treffen sollte. Er fürchtete, Freunde zu bekommen und in Parteistreitigkeiten und Programmkämpfe gezogen zu werden.

Als er aber eines Tages nach Haus kam, er wohnte jetzt in Neuilly, findet er Björnson in seinem Zimmer: er hat auf ihn gewartet. Er hatte zwei Porträts von Björnson gesehen, eins aus seiner Jugendzeit, als er „Synnöve" schrieb, eins aus seiner späteren Zeit. Das erste hatte einen grossen aufrechten Mann gezeigt, der einen dunklen Vollbart trug und einen milzsüchtigen norwegischen Zug um den Mund hatte. Das zweite bestand aus einem kolossalen Kopf mit Löwenmähne, zwei Blicken, die unter einer grossen Brille schussbereit waren, und Augenbrauen so gross wie der Schnurrbart eines Jünglings. Der Mund hatte einen festen, starken Zug, der auf eine ungewöhnliche Manneskraft wies. Jetzt sah er in der Dämmerung des Nachmittags auf seinem Sofa einen allerdings stark gebauten Mann sitzen, aber von einem Äussern, das nicht so ungewöhnlich war; eher ein Typus der Mittelklasse, ohne die Feinheit, die er sich bei dem Genie und dem Dichter gedacht hatte.

Björnson sprach mit einer freundlichen, gesenkten Stimme, etwas zaghaft, als spreche er mit einem Kranken, und Johan war auch augenblicklich äussert nerven- und magenkrank. Nachdem sie sich gegenseitig gemustert, öffneten sie einander ihre Herzen und fanden, dass ihre Gedanken verwandt seien und ähnliche Schicksale

sie verbanden. Björnson hatte durch sein Draufgängertum es mit der liberalen Partei in Norwegen verdorben; durch den „König" hatte er seine Popularität eingebüsst und damit seine Macht verloren, denn das Stück wurde zum Skandal und Majestätsverbrechen gestempelt; und jetzt zuletzt war sein „Handschuh" in Hamburg durchgefallen. Johan fühlte sich daher auf gleichem Niveau mit dem gestürzten Gott, und seine Furcht legte sich sofort, zumal er nach einigen Gesprächen merkte, dass er mehr Kenntnisse besass und einen schärferen Verstand sein eigen nannte. Da aber Sympathie und das tragische Mitleid, das eine gestürzte Grösse einem einflösst, Johan erfüllten, legte er jede Kritik ab, leistete keinen Widerstand und gab sich hin. Er empfand eine ungewöhnliche Sicherheit an der Seite des gewaltigen Mannes und konnte ein Gefühl sohnlicher Liebe nicht unterdrücken. Das machte den Älteren von selbst zu einem väterlichen Freund, vor dem Johan sich gern beugte, da sich diese Freundschaft in Wohlwollen und zuweilen in Fürsorge äusserte.

Damit aber stellte sich Johan unter ihn, und Björnson, zum Teil naiv wie ein Mensch, der nie genau über sein Ich nachgedacht hat, fühlte sich wohl in der ihm zugeteilten Rolle, und er wird nun der Beichtvater und bald das Gewissen. So predigt er Johan unter der Form freundlicher Vorstellungen, er müsse mit Liebe schreiben und Personen in Ruhe lassen, während er im selben Atemzug seinen grossen Hass gegen den König verrät und selber erzählt, welche Personen hinter den Gestalten seines Schauspiels „Über unsere Kraft" stehen. Aber er war so liebenswürdig in seiner Kindlichkeit, dass Johan ihn nicht

durch eine Gegenrechnung verdriesslich machen wollte, und von dem, dem er seine Ergebenheit einmal geschenkt hatte, konnte sich Johan treten lassen.

Freundschaft soll in letztem Grunde, behauptet man, auf Interessen begründet sein. Möglich; oft aber kann das Interesse der Freundschaft nur darin bestehen, dass man ein Bedürfnis hat, geliebt zu werden oder zu lieben; oft kann sie von einem gemeinsamen Interesse kommen, das zwei besser fördern als einer allein, und dann ist das Verhältnis richtig, wenn der eine ebenso viel gibt, wie der andere nimmt.

Johan fühlte, wie sehr man ihn daheim in Schweden hasste, und sehnte sich nach dem Schutz, den Freundschaft gewährt. Er grübelte daher nicht über sein Verhältnis zu Björnson und dachte nicht über dessen Persönlichkeit nach. Er bot ihm seine Dienste an, um ihm seine Popularität wieder zu verschaffen, und er liess es sich Zeit und Arbeit kosten, um ihm nach seinen geringen Kräften in dem scharfen Kampfe beizustehen, der Norwegen bevorstand.

Björnson war als Dichter und Mensch ein Komplex von Persönlichkeiten. Da war der Priester (das väterliche Erbe), der zur Gemeinde spricht, ohne einen Widerspruch zu dulden; da war der Bauer mit einem kleinen Zug von Schlauheit; da war der Theaterdirektor, der den Effekt sucht; der Volkstribun, der aufwecken, erschüttern, fortreissen will. Aber hinter allem war ein gutes Kind. Johan erinnerte sich später, wenn Björnson lächelte, zeigte er zwei Reihen abgenutzter kurzer ungefährlicher Zähne, die an die Milchzähne eines Kindes erinnerten. Er vergass nicht, wie Björnson bei einem kleinen Diner den Theater-

donner und die grossen Worte zu unrechter Zeit hervorholte. Er wusste, wie schwer es ihm fiel, einen Scherz zu verstehen: zuerst hörte er immer misstrauisch zu, um dann rückhaltlos zu lachen.

Er fand bei ihm zuweilen den Norweger gegen den Schweden, die eroberte Provinz gegen das feindliche Land. Er sah zuweilen die stärkere aber weniger zivilisierte Rasse durchblicken, die auf eine im Niedergang begriffene Rasse mit Neid aufblickt und mit Verachtung herabsieht. Aber er wurde von Wehmut erfüllt, wenn er den aus dem frischen Bergland Verbannten in einer Pariser Wohnung sitzen sah, fern von Heimat und Herd. Und oft wenn sie zusammen die Strassen hinuntergingen, durch all diesen falschen Luxus hindurch, ergriff es ihn, wie da der Sohn der Berge, der einst von einem ganzen Volk verehrt wurde, unbekannt, unbeachtet, stumm daherging. Das war ihm ebenso disharmonisch wie das Schauspiel, das er täglich hatte: die gewaltigen Gestalten der Sioux-Indianer im Jardin d'Acclimatation von Pariserinnen begafft.

Doch Björnsons Stellung in der norwegischen Sache war halb. Er wollte Politik üben, wollte aber die Frage nicht studieren, und er benutzte seine Dichtkunst, um sich Macht zu verschaffen. Aber Politik kann man nicht mit Machtsprüchen machen, und der unmoderne Prophetenton und die grossen Schlagworte aus den Zeiten des Skandinavismus und der Studentenkongresse waren archaistisch geworden. Ausserdem war Björnson zu gut und zu leichtgläubig, um Intrigen auszuführen und verschwiegen zu sein, was so nötig ist; und seine redliche Natur verstand sich schlecht zu den Kniffen, zu denen die Not die

Parteimänner zwingt. Niemals zeigt sich Ehrlichkeit und guter Glaube weniger genügend, als wenn eine Gruppe Menschen das Interesse einer grossen Mehrheit fördern soll. Ohne Bedenken greift da der Redlichste zu Lug und Trug, hält alle Mittel erlaubt für das „allgemeine Wohl“, das nur das Wohl der Gruppe ist. Warum hat man so wenig Glauben an den Sieg einer gerechten Sache? Vielleicht weil man im Innersten glaubt, dass ehrlich nicht am längsten währt, und dass nichts ohne List siegt. Das alles war Björnson zuwider und er tröstete sich damit, dass er es so bald wie möglich erzählte, wenn er zu einer kleinen Sünde verlockt worden war, für welche die Feinde sich selber leicht Absolution gegeben hätten.

Indessen entdeckte Johan eines Tages, dass er unfrei war. Der ältere Mann mit dem Gewicht des grossen Namens, mit dem Ansehen seiner Stellung, mit dem Mandat der Jungen in den Händen, legte seine Hand freundlich auf ihn, aber darum desto schwerer. Johan begann auch Differenzen zu entdecken, die nicht durch Kompromisse auszugleichen waren; er sah voraus: wenn der politische Kampf, der so viel Ungleichartiges zusammenhielt, vorüber war, musste der Bruch kommen. Bei Björnson sass das Christentum tief und zeigte sich unter vielen Namen und Formen: er forderte sittliche Reinheit, gebrauchte oft Bibelaussprüche u. s. w. Das waren Worte ohne Taten und klangen gerade darum nach dem Priester.

Björnsons Ergänzung war Jonas Lie. Er war das Evangelium auf das Gesetz des ersten. Mit einem lebhaft phosphoreszierenden Geist, einer milden, versöhnlichen Gemütsart wirkte Lie mehr verfüh-

rend als überzeugend und hatte dadurch vielleicht einen grösseren Einfluss als Björnson. Lie war ein Magnetiseur, und wenn er und Johan zusammen kamen, handelte es sich darum, wer den andern hypnotisieren und ihm während des hypnotischen Schlafes die Suggestion geben könne. Es waren Stahl und Feuerstein, die sich trafen, und wie das funkelte und sprühte!

Aber diese Ausschweifungen der Seele rieben auf. Man ging matt auseinander und wusste nicht, was mein und dein war von diesen Phantasiekindern, die man zusammen erzeugt hatte, von diesen Gedanken, die zwei Väter hatten. Es war Verschwendung, Ausschweifung, und manches Talent hat sein Material verschwatzt.

Auf Freundschaft, die des Lebens lieblichste Würze ist, muss der öffentliche Mann verzichten, denn sie macht die freie Tätigkeit seines Gedankens schlaff, und seines Willens notgedrungener Weg wird krumm.

Johan sehnte sich nach der Einsamkeit, um sein von starken Geistern verwirrtes Ich wieder zu entwirren. Zunehmende Kränklichkeit kam hinzu, und eine dunkle Sehnsucht, aus der Luxusstadt in eine grosse herrliche Natur zu kommen, machte, dass er im letzten Augenblick, auch vom Arzt veranlasst, nach der Schweiz zog.

Sein Märchenspiel („Glückspeter") war in Stockholm zur Aufführung gekommen und hatte Erfolg gehabt, weil es liebevoll gegen eine Partei war, wenn auch boshaft gegen eine andere. Noch einmal hatte er die öffentliche Meinung für sich gewonnen und sich dazu Freunde gemacht. Das Leben lächelte ihn noch einmal an, und er fühlte sich edelmütig gestimmt, wie nur der Sieger es sein kann, wenn der Feind zertreten ihm zu

Füssen liegt. Und mit des Stärkeren Menschenliebe zu den Schwächeren, die ihm nicht mehr schaden konnten, reiste er nach der Schweiz, um sich der Zukunft der leidenden Menschheit zu widmen.

## 14.

## Rousseau

## (1884)

Seine Reise nach der Schweiz wurde von grosser Bedeutung für die Entwicklung seiner Seele. Es war im Januar, als er in Lausanne ankam, und während dieser Jahreszeit ist es dort sehr still, da der Touristenstrom dann aufgehört hat. Der Anblick der Alpen packte ihn gewaltig, die gesunde scharfe Luft wirkte erfrischend: er war in ein Milieu gekommen, das die Vorstellungen, die er sich von der Schweiz gemacht hatte, weit übertraf. In einem kleinen Chalet am Seeufer ausserhalb von Lausanne gab er sich in Familienpension; er bekam ein grosses helles Balkonzimmer, von dem er Aussicht auf den See und die Savoyer Alpen der andern Seite, den fran-

zösischen Jura im Westen und die Walliser Alpen im Osten hatte. Aus dem geräuschvollen Paris und einem reichen Verkehr kommend, fühlte er jetzt die beruhigende Wirkung der Einsamkeit und des Schweigens. Kein Lärm war von der chaussierten Landstrasse zu hören, auf der selten ein Wanderer zu sehen war und vielleicht nur zwei Fuhrwerke täglich vorbeifuhren; die wenigen Bewohner des Hauses waren stille und ruhige Menschen, und bei Tisch wurde mit den wenigen Fremdlingen nur über gleichgültige Dinge gesprochen. Es lag eine feiertägliche Ruhe auf der ganzen Umgebung, und die Tage waren alle einander gleich, und alle glichen einem einzigen langen Sonntag. Zeitungen las er nicht, und seine Gedanken konnte er jetzt ungestört von fremden Einfluss besitzen. Am Ufer des Genfer Sees machte er seine Morgen- und Abendspaziergänge auf einem Fussweg, auf dem er fast nie einen Menschen traf. Kein Gegenstand, der ihn an die Kultur oder die organisierte Gesellschaft erinnerte, wurde von seinen Blicken getroffen; die schauten nur auf die blaue Fläche des grossen Sees und die Schneefelder der hohen Berge. Von seinem Zimmer aus, das sich mit grossen breiten Fenstern öffnete, sah er nichts ausser See und Alpen. Vom Balkon, auf dem er spazieren ging, wenn er vom Schreibtisch aufstand, hatte er dieselbe Aussicht. Gehirn und Nerven, die er überanstrengt, ruhten sich aus; langer Nächte guter Schlaf, einfache Kost ohne starke Getränke, hygienisches Regime, Mangel an Verkehr und Gesprächen riefen eine Ruhe hervor, die zuerst seine Kräfte scheinbar herabsetzte oder wenigstens der Energie des Willens etwas nahm und nur den Gedanken ihren stillen Lauf liess. Er hatte das

Gefühl, alles, was er erlebt und gedacht, liege in schmelzender Form in einem Tiegel und warte nur auf die Form, damit der Guss stattfinden könne.

Da er noch glaubte, das durch Zufälle zusammengeworfene Chaos der Wirklichkeit sei zu ordnen, weil die Wahrnehmungen in ein System gebracht werden können, suchte er den Zusammenhang in dieser Unordnung zu entdecken, welche das soziale Gebäude bot. Die Gesellschaft war tatsächlich verkehrt, das hatte Nordau gezeigt, das hatte Johan selber zur Genüge dargetan; jetzt aber wollte er die Pflicht erfüllen, welche die Angegriffenen ihm auferlegt hatten: er wollte die Ursachen und die Entstehung der Unordnung zeigen, und er wollte sagen, wie er es haben wolle und wie es werden würde. Er hatte sich vom Feinde wieder auf ein anderes Feld locken lassen, wo sie ihn von besseren Posititonen aus beschiessen konnten. Er als Dichter hatte nicht die Pflicht, die Gründe auszudenken, das mussten die Philosophen tun; und er hatte keine Schuldigkeit, Reformvorschläge vorzubringen, das war Sache der Politiker. Als er jetzt aber diesen Mangel bei sich bemerkte, dass er weder zum Philosophen noch Politiker noch Volkswirt erzogen war, und einsah, dass die Forderungen, die man an ihn stellte, von einem einzigen Mitglied der Gesellschaft nicht erfüllt werden konnten, weil das Wissen auf zu viel Personen verteilt war, wurde es ihm klar, der erste Fehler ist, dass man zu einem Maschinenteil erzogen wird und nicht zu einem Individuum. Der Philosoph versteht nicht den Volkswirt, der Volkswirt nicht den Philosophen, und keiner von beiden den Staatsmann. Darum herrscht eine allgemeine

Verwirrung, und einen Augenblick dachte er daran, seiner Ansicht poetische Form zu geben und das Symbol der alten Legende vom Turmbau zu Babel zu entlehnen. Die Menschen wollten den Himmel stürmen, um das Rätsel des Lebens zu lösen, Gott aber berührte ihre Zungen und rief eine allgemeine Verwirrung hervor, so dass der eine nicht verstand, was der andere sagte. Ja, so war es in der Gesellschaft, und jetzt merkte er erst, dass die Menschen unschuldige Toren sind, die nichts dafür können, dass sie es sind, und es reute ihn, dass er sie geschlagen, statt sie aufzuklären. Jetzt wollte er sie aufklären und ihnen sagen, dass sie unschuldige — Toren seien. Ob sie aber auch mit dieser Aufklärung zufrieden sein und ihn nicht vielmehr für die schmähliche Beschuldigung schlagen würden, darüber dachte er nicht nach. Da sie an ihrem Unglück keine Schuld hatten, waren sie im Innern gut, und Bosheit war nicht vorhanden, nur Unwissenheit. Und damit war er gleich bei Rousseaus Fundamentalsatz angelangt, dem grossen Irrtum, dass der Mensch ursprünglich gut sei, das heisst, seinem Nächsten nicht schaden wolle. Nun liegt eine Unze Wahrheit darin, denn der Schaden, den ein Mensch dem andern zufügt, geschieht meist in der Notwehr, und wer vorwärts will, muss andere niedertreten, wo es keine gebahnten Wege gibt. Aber dieser ideale Glaube, dass die Menschen Engel seien, bewirkte, dass die Männer der französischen Revolution, die mit Rousseaus neuer Lehre ans Werk gingen, sich verrechneten und schneller, als sie es geahnt hatten, das wilde Tier mit bluttriefendem Mund erblickten, statt des Engels in weissen Kleidern.

Wie er weiter in diese gefährliche Engellehre hineinkam, ist jetzt schwer zu rekonstruieren, aber da waren viele Motive, wie immer. Er war nervenkrank und schwach und hatte zuweilen das Gefühl, als stände er am Ende seines Lebens. Die Ewigkeit fürchtete er nicht, denn die lächelte ihn an wie ein schönes besseres Land; aber beim wirklichen oder eingebildeten Ende des Lebens nimmt sich alles anders aus. Man ist bald ausser Schussweite der Menschen; man hat den Kampf aufgegeben, also gibt es keine Feinde mehr. Man denkt über den Schaden nach, den man andern zugefügt hat, und wenn man sieht, wie wenig er genützt, bereut man; dieses Mal jedoch nicht aus Furcht, dass sie zurückschlagen werden, sondern aus einem reflexartigen Gefühl, das ihr Leiden unserm Sinnesorgan mitteilt, so dass man ihr Leiden an sich empfindet.

Ferner war das Glück ihm geneigt gewesen, und der Wind hatte sich wieder so gedreht, dass er ihm günstig war. Er konnte ja ein Sonntagsleben leben, in einem schönen Lande, fern von allem Getriebe; sah seine Kinder gesund, gut und liebevoll; hatte für den Augenblick keine Geldsorgen, nicht die Last eines Haushalts zu tragen. Feinde, die er verwundet, hatten sein Talent anerkannt, wenn es auch nicht ganz sicher war, ob sie nicht dem augenblicklich populären Mann huldigen mussten. Auch trug seine hochgetriebene Empfindlichkeit dazu bei, die Leiden, die vielleicht nur in ihm vorhanden waren, ausser sich zu suchen, und hatte er auch Schläge ausgeteilt, so hatte er auch Schläge zurückbekommen: es war also wohl ausgeglichen.

Von Nationalität und Vaterland isoliert; fern von den bindenden Erinnerungen der Kindheit und

Erziehung, die in der Stadt, wo er gelebt, verkörpert waren; ohne irgendeinem Gesellschaftskörper eingeordnet zu sein, fühlte er sich von allem befreit, was seinen Hass gegen die Gesellschaft erregen konnte, und gegen deren Mitglieder, mit denen er um Stellung und Brot gekämpft hatte. Mit heimlichem Heimweh verbunden, rief all das eine milde versöhnliche Stimmung hervor.

Er ging jetzt daran, die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit zu studieren, ohne die Schuld auf die Menschen zu schieben. Nachdem er viel Volkswirtschaft, Philosophie und Gesellschaftslehre studiert hatte, blieb er bei der Ansicht stehen, nichts könne geheilt werden, so lange sich die Arbeitsteilung auf allen Gebieten so ausdehnt, wie sie es tut; so lange jedes Mitglied nur ein Teil der Maschine ist, also kein Maschinist über und ausser der Maschine steht, um das Ganze zu überschauen und zu lenken. Allerdings hatte die Arbeitsteilung gerade alle Entwicklung hervorgebracht, alles organische Leben, Natur, Kultur, Gesellschaft; und das einzige vollkommene Individuum war die Zelle, die nicht einmal die Arbeit an Organe verteilt; und die Arbeitsteilung war ja weiter nichts als die Folge des Gesetzes, das unter dem Namen Differenzierung die Entstehung der Arten zustande gebracht hatte. Darum setzte er vorsichtig „zu weit getriebene Arbeitsteilung" als Ursache und nicht die Arbeitsteilung selber.

Konnte übrigens der Mensch, wie man behauptete, die anderen Naturgesetze beherrschen, so musste er doch auch dieses Gesetz der Differenzierung sich untertan machen können, und zwar durch eine gleichartige Erziehung. Das war ver-

nünftig gedacht, weil das wenigstens die Überbildung des Heterogenen vermindert, und die Gesellschaft leichter zu behandeln ist, wenn sie gleichartige Elemente enthält; aber damit war er auch, ohne es zu wissen, auf den Sozialismus gekommen, der zuletzt darauf ausgeht, Individualisierung zu unterdrücken; oder, mit einer Variante, allen Gelegenheit geben will, sich zu differenzieren, frei aber gesetzmässig (!).

Er hatte vor einiger Zeit in dem modernen Gesellschaftsmenschen einen Krüppel gesehen und im antiken Griechenland den Idealmenschen zu finden geglaubt, der alle seine körperlichen und geistigen Funktionen harmonisch ausbildete, so dass er in einer Person Bürger, Philosoph, Künstler, Handwerker, Staatsmann, Krieger und Familienvater sein konnte; und die Frage ist, ob nicht der Mensch der Zukunft der Bürger der antiken Welt sein wird, minus Sklavenbesitzer.

Darauf begann er einen Angriff auf die Überschätzung der Kulturarbeit, und das war gefährlich. Man brauchte ihn nur ein wenig zu stossen, und man hatte ihn bei einem Angriff auf die Kultur, während er die Überkultur befehdete. Und in seiner überfliessenden Liebe zu den guten Menschen hatte er ihre Ehre im Kampf für ihre Ansicht überschätzt. Glaubte wirklich jemand, er habe geleugnet, dass Pulver, Dampf und Elektrizität der Menschheit von Nutzen gewesen sind? Ist es möglich, dass man das im Ernst glaubte? Im Ernst?

Stuart Mill soll Rousseau entlarvt haben. Der hatte nämlich Natur und Kultur einander gegenübergestellt. Warum nicht? Das Selbstbewusste tritt ja erst beim Menschen auf (nein, sagen die Philosophen jetzt) und Kultur würde also des

Menschen bewusstes Umschaffen der Natur sein; das kann man also sehr wohl der unbewussten, an gesetzmässige Zufälle gebundenen Natur gegenüberstellen. Meinetwegen mag ja der haarspaltende Mill Kultur auch Natur nennen, der Unterschied bleibt jedenfalls so scharf, dass er noch von einem Spencer beobachtet werden kann. Kultur könnte man also auch die vom selbstbewussten Menschen sich selber auferlegte Anpassung an veränderte Milieus nennen. Da aber in der heutigen Kultur das Milieu so schnell und oft geändert wird, ist die Anpassung schlecht gemacht, und darum strebt sie zum Rückschritt stärker als zum Fortschritt. Und das ist gerade diese Sehnsucht nach der Natur, die Ursache zu dieser so übel angeschriebenen Naturschwärmerei, welche die Sozialisten so altmodisch finden, an der sie aber selber arbeiten, wenn sie den Naturgesetzen (unter andern dem Differenzierungsgesetz) mehr Gelegenheiten geben wollen, frei gegen die Überkultur zu wirken.

Es gibt so viel Modelaunen in der Welt der Gedanken, und wenn nur ein Gedanke in den Ruf gekommen ist, altmodisch zu sein, so ist er sofort unangenehm. Dabei ist der Sozialismus so alt wie der Reifrock und die Falbel und wurde von keinem andern als dem alten Rousseau selbst über die Taufe gehalten; aber seine undankbaren unehelichen Kinder wollen den Vater nicht mehr anerkennen, obwohl sie an die Gesetze der Entwicklung glauben sollen.

Als Johan seinen Essay niedergeschrieben hatte (und warum sollte er nicht Essays schreiben), fiel ihm ein Buch in die Hände, das ihm durch Mark und Bein ging. Das war des Arbeiters

Nils Nissons „Abrechnung mit dem Gesetz Schwedens" in vier Bänden. Während er es las, hörte er Gesang in der Luft, und Engelsstimmen sangen Friede und Seligkeit auf Erden. Da wurde Kritik geübt an der alten Gesellschaft, ebenso scharf wie Nordaus, aber da wurde auch neu aufgebaut. Jetzt erinnerte sich Johan, den roten Umschlag des merkwürdigen Buches auf der Universität bei einem Kameraden gesehen zu haben, der es lobte, es aber toll fand. Später war ihm der Name des Autors flüchtig vorbeigehuscht, aber er hatte nicht darauf geachtet.

Es war das Aufbauende, was ihn am meisten ansprach. Da stand also ein positiver Vorschlag zum Umbau, der schon zwanzig Jahre alt war, in schwedischer Sprache erschienen, und doch schrien die Schelme daheim, man könne nur niederreissen, aber nichts neues an die Stelle setzen. So machen die Schelme es immer, und so haben sie es immer gemacht. Hier war der Neubau, von einem gebildeten Juristen geschrieben, in allen Einzelheiten, mit Liebe und Glaube und Hoffnung.

Johan schrieb, nachdem er gelesen, nach Haus: dass Schweden solch ein Genie besitze wie Nils Nilsson, habe er nicht gewusst. Er wusste nämlich damals nicht, dass der Verfasser nur ganz einfach Sozialist oder Saint-Simonist war, und dass sein Buch im grossen und ganzen eine Darstellung von Fouriers und Simons System war. Da waren die Vereinigten Staaten von Europa und da war auch das Familienhaus; da war die freie Liebe und das Kinderheim, Kooperation und gemeinsame Erziehung. Da war Platos Idealstaat, aber umgestaltet nach den Forderungen der Zukunft.

Als sich das erste Entzücken gelegt hatte, stiess sich Johans individualistisches Gefühl am Kasernierungssystem; er dachte an Bismarcks Äusserung, die sozialistische Gesellschaft sei ein künftiges Zuchthaus; und er konnte sich nicht denken, dass andere Menschen anders fühlen würden als seine Zeitgenossen. Er warf daher eine Note in seinen Essay, in der er gegen Nils Nilsson für die „Freiheit des Geistes“ sprach.

Indessen, da er jetzt sah, dass sie den Moses Nordau und den Propheten Nils Nilsson hatten, kehrte er zur Dichtung zurück.

Die erste Frucht seiner Bekanntschaft mit dem Sozialismus wurde eine Novelle, in der er unter der Deckung einer preussischen Leutnantsuniform die Gewissensqualen schildert, die er darüber empfunden, dass er Feinde niedergehauen hatte. Er bereute nämlich als Mensch die Schläge, die er austeilte; er bereute seine Tat, schöne Irrtümer niedergerissen zu haben; aber ungeschehen wünschte er sie nicht. Die Novelle war schön und liebevoll geschrieben. Das schmeckte dem Feind; und ergraute Sünder verdrehten die Augen und betrachteten sich als Märtyrer und Gerechte, da er sie ja selber um Verzeihung gebeten und gesagt, sie seien so gut und reines Herzens. So muss man schreiben, meinten sie, so muss man über uns schreiben, die wir freundlich gegen ihn sind. Sie hatten nämlich eben seine grosse Dichtung („Schlafwandler“) gemeuchelt, da sie ihm in offenem Kampf nicht beikommen konnten; aber auch das verzieh er ihnen.

In derselben Novelle kriegte Voltaire einen Hieb ab, weil er nicht die Liebe hatte. Ausserdem verherrlichte er den ewigen Frieden, das Stimmrecht der Frau und die Vereinigten Staaten von Europa.

Als der Frühling kam, ergriff ihn eine heftige Sehnsucht nach Italien, das ja nicht so weit entfernt war. Er lichtet seinen Anker und reist nach dem Mittelmeer. Aber Italien, das Land der Touristenfreuden, spricht ihn aus mehreren Gründen nicht an. Das war das Hotel der Oberklasse, in dem er nichts zu schaffen hatte. Seine Gedanken waren jetzt so einseitig auf die Leiden der Menschheit gerichtet, dass es ihn genierte, dort unter Orangen und Marmorpalästen geniessen zu wollen, und er sah nur Hütten und Arme, nur Not und Elend.

Er kehrt nach der Schweiz zurück als dem Idealland, wo die Verschiedenheit in Bildung und Vermögen am geringsten ist und sich ein guter Anfang zu wahrer Demokratie findet.

Jetzt tritt ein störendes Element in sein Leben ein, das ihn zwei Jahre nutzloser Arbeit kostet und ihn beinahe ums Leben gebracht hätte. Von dem Vorsteher einer internationalen Sprachanstalt in Paris war er aufgefordert worden, einen Vortrag über die schwedische Literatur der letzten Jahre zu halten. Er antwortete ein entschiedenes nein, denn er wollte sich über literarische Gegner nicht äussern; auch fürchtete er sich, in den Apfel des Ehrgeizes zu beissen. Man winkte nämlich mit den Namen der anderen Professoren, die seine künftigen Kollegen sein würden, und auf dem Vorlesungsverzeichnis stand kein geringerer als François Coppée für die französische Literatur. Aber der Vorsteher war eigensinnig, wollte Johan mit der genannten und andern Grössen zusammenbringen; erklärte, Johan könne dadurch Vorteile haben, seine Stücke könnten übersetzt und gespielt werden. Einen Augenblick

lauschte er darauf und elektrische Funken sprühten vor seinen Augen; Macht, Stellung, Gold schwebten ihm vor, und der Versucher flüsterte eine ganze Nacht Worte der Verlockung in sein Ohr, aber am Morgen kam Björnsons und Lies haugianes Gewissen und sein eigenes altes Ideal des Leidens, und er siegte.

Er musste dem Institut jedoch erlauben, seinen Namen auf die Liste zu setzen, da er erst in einem Jahr den Vortrag halten sollte. Er war mit sich selber zufrieden, als er jetzt nach Paris reiste, wenn er daran dachte, dass er den Vortrag hätte halten können, wenn er gewollt. Und als er die Kuppel des Institut de France sah, dachte er: unter diesem Gewölbe sind einmal meine Worte erklungen, meine eigenen Worte, in der Sprache dieses Landes verfasst. Aber es fiel ihm nicht ein, dem Marquis-Professor, der seine Abhandlung gelesen und mit dem er zwei Jahre lang korrespondiert hatte, seinen Besuch zu machen. Er sah dessen und der Marquise Namen oft in Notizen über Feste und Bälle im Figaro und er glaubte allerdings, es sei vorteilhaft, mit ihm persönlich bekannt zu werden, aber er verzichtete: das war zu viel für ihn. War es Schüchternheit oder Stolz; oder das Bewusstsein, dass seine Bildung ihre Wurzeln in diesem französischen Original habe; oder fürchtete er eine glänzende Niederlage, die schlimmer sein würde als die gemütlicheren in der Heimat; oder was war es?

Ein Wort, das er sehr fürchtete, hiess Glücksritter. Da alle Menschen sich so glücklich wie möglich zu machen suchen, brauchte das Wort nichts Verletzendes zu enthalten, aber es wurde so listig angewandt sowohl von denen, die das Glück bereits gesucht und gefunden, um andere

abzuschrecken, wie von denen, die es gesucht aber nicht gefunden, um andere zu veranlassen, nicht an ihnen vorbeizugehen. Er würde schon gewollt haben, wenn er nicht die traurige Figur gefürchtet hätte, die ein entlarvter Glücksritter bietet; und er hätte sich wohl zu dem Versuch verstanden, wenn er nämlich die Eigenschaften besessen hätte, die erforderlich waren: Gewandtheit, Unbescheidenheit, Herrschaft über seinen Körper, sein Gespräch, seine Gedanken. Diese Eigenschaften besass er jedoch nicht, und daher wurde er aus Notwendigkeit und nicht aus Tugend damals nicht Glücksritter. Was ihn nicht abhielt, sich dann einzubilden, er sei ein Mann des Leidens und der Entsagung, der einer Pflicht folge, wo doch nur Zwang herrschte.

Jetzt aber kam die Versuchung wieder, und dieses Mal war sie mit Waffen gerüstet, die ihn zu Fall bringen sollten. Er erhielt die Einladung, Mitarbeiter an einer internationalen Revue für die schöne Literatur zu werden. Unter den Redakteuren waren mehrere berühmte Namen; darunter auch einige aus der französischen Akademie. Aber da waren auch andere Köder. Es war ein Versuch, unter den Gebildeten aller Nationen einen literarischen Bund zustande zu bringen, der von Nationalität und politischem Hass unabhängig sein und für bessere Beziehungen der Völker arbeiten sollte. Johan schwärmte damals für Internationalität, weil er in der Schweiz unter Fremdlingen einer Unterklassennation anzugehören geglaubt hatte und übrigens in der Schweiz umrauscht gewesen war von internationalen Arbeiter-, Revolutions-, Post- und Telegraph-, Friedens-, Literatur-, Krankenpflegevereinigungen. Er sah also in dem neuen Unternehmen eine grosse Aufgabe

und eine ehrenvolle. Auch winkte die Macht, die mit der Stellung verbunden war: er sollte über die ganze Literatur des Nordens vor dem Ausland zu Gericht sitzen, vor Europa, vor der Welt, denn die Zeitschrift hatte Redakteure auch in Amerika, China, Indien.

Nachdem er sich gelobt hatte, edelmütig und liebevoll gegen seine Feinde zu sein, nahm er das Anerbieten an und rüstet sich, um würdig zu debutieren und in französischer Sprache all die Farbe, die sein eigener Stil besass, aufzubieten. Er verschafft sich zwei Lehrer und schreibt französisch, spricht französisch und träumt auch die Träume des Ehrgeizes französisch.

Jetzt hatte er wirklich eine Machtstellung; doch musste er sie infolge von Umständen wieder aufgeben, oder aus Gründen des Temperaments, oder aus Mangel an Kraft.

Kurz darauf bietet ein Freund eine seiner besten Novellen der damals sehr angesehenen Nouvelle Revue an. Er bekommt sie unter Höflichkeiten und Ausstellungen zurück, aber mit dem Ersuchen, etwas Neues für die Revue zu schreiben und das einzureichen, ehe es irgendwo anders gedruckt sei. Jetzt wuchs der Mut zu Leichtgläubigkeit, er hat einen hohen Trumpf in der Hand und — spielt ihn nicht aus, sondern lässt ihn fallen. Warum? Warum schrieb er damals nicht seine Novelle und rettete sich aus der Falle, die man ihm in der Heimat stellte. Darauf kann er heute nicht antworten, aber er kann es bereuen. Er hatte sich wieder anführen lassen und glaubte, seine liebevolle Methode sei ihm gelungen und alle seine Feinde hätten ihm verziehen und liebten ihn.

Ferner findet er einen französischen Übersetzer für sein in Stockholm durchgefallenes Drama, und

man macht ihm Hoffnungen, dass ein Theater in Paris das Stück spielen wird. Es ist möglich, dass alles, von dem er jetzt träumte, Wirklichkeit hätte werden können, wenn auch die Ergebnisse nicht so ganz glänzend ausgefallen wären, wie seine Phantasie sie sich ausmalte; aber jedenfalls hatte er gute Karten in der Hand — wenn er nur verstanden hätte, sie zu benutzen.

Doch gewöhnte er sich daran, sich als Europäer zu betrachten, und ein neues, grösseres Heimatland winkte. Das gab ihm Zuversicht und Selbstgefühl. Man hatte ihn aufgesucht als ein Talent, das man nötig hatte; das Glück war ihm nachgelaufen, er war kein Glücksritter gewesen; das beruhigte sein patriotisches und religiöses Gewissen. Aber während all dem arbeitete sein exaltierter Kopf an einem kolossalen Plan, an etwas Welterschütterndem, über das er jetzt nur mit Erröten sprechen würde, wenn er hinterher nicht darüber lächeln könnte. Zuerst wollte er in Paris eindringen, sich einen Namen machen, und dann mit der Macht des Namens das ganze Kulturschloss in die Luft sprengen, indem er eine Satire auf diese Stadt schrieb, die den Anspruch machte, der Mittelpunkt der Erde zu sein. Das war Grössenwahn, das waren Atlantica-Phantasien, das ist nicht zu leugnen; doch es ist nicht sicher, ob er sie nicht unter andern günstigen Verhältnissen hätte verwirklichen können. Das Vorhaben, Europa über den spöttischen Pariser zum Lachen zu bringen, war nicht gefährlicher als Max Orells, die ganze Welt über England lachen zu lassen; und die englische Antwort auf „John Bull et son île“ war weder witzig noch scharfsinnig.

Aber dieser Plan variierte mit einem ernsteren

und grossartigeren, der aber auch schwerer war, nämlich, den Bauern von Europa zu entdecken und zu erwecken, um mit ihm die Kultur zu bedrohen. Eine neue Variante dieses Planes wurde dann, in einer einzigen grossen Rundreise das Land und die Landbevölkerung von ganz Europa zu schildern; denn die waren beinahe unbekannt, während jährlich hundert Beschreibungen von Städten mit Hotels, Theatern und Museen erschienen. Der Plan kam schliesslich zur Ausführung, und während dies niedergeschrieben wird, hat er den ersten Teil seines Buches über den französischen Bauern vollendet.

Er debutiert mit seinem französischen Stil und benutzt die Gelegenheit, sich Björnson als Waffenträger anzubieten; der stand damals in vollem Kampf und musste mit allem Glanz und aller Popularität umgeben werden, die man aufbringen konnte. Es wurde eine Lobpreisung und eine „politische“ Tendenzschrift, nicht eine literarische Analyse, aber einige Pariser Zeitungen gaben sie wieder, und er war stolz darauf, seinen Helden feiern zu können; dessen mannhaftes Auftreten hatte etwas von der norwegischen Königssage, wenn auch manche wünschten, dass der Held auf dem Kampfplatz sei und nicht so weit davon. Aber das hatte seine Gründe, seine guten Gründe.

In Ouchy näherte sich der Sommer, und die Touristen strömten in Scharen herbei. Die Winterwohnung wurde schwül und das Heimweh zeigte sich, nagend, zehrend. Man musste den Aufenthalt wechseln und vor der Hitze fliehen; man zog daher in die Berge hinauf.

Das war die Kur, und er wird gleich wieder wohl, lebenslustig und mutig. Nun setzt er sich hin, um ein Buch über die Frau zu schreiben, über die er bisher nicht hat nachdenken wollen, da er selber in dem glücklichen erotischen Stadium lebte, das die verjüngende und alles versöhnende Ankunft dreier Kinder adelte und verschönte; die Wirklichkeit seiner Ehe war so angenehm, dass er nicht dazu gekommen war, über die Natur des Verhältnisses zu grübeln.

## 15.

## Die Frau

## (1884/85)

Als er daran ging über die Ehe zu schreiben, empfand er eine sehr altmodische abergläubische Ehrfurcht vor der Mutter, hatte die Ohren voll von Reden über die unterdrückte Stellung der Frau, und, selbst ein Unterdrückter, wollte er Mittel ausdenken und anwenden, um sie wie alle andern Unterdrückten zu befreien. Um zur Klarheit zu kommen, wählte er von den Ehen, die er gesehen, eine möglichst grosse Anzahl Fälle; und er hatte viel Ehen gesehen, denn die meisten seiner gleichalterigen Freunde waren verheiratet. Von diesen suchte er sich zwölf aus, die charakteristischesten, und dann begann er.

Als er ungefähr die Hälfte geschrieben hatte, hielt er an und übersah die Sammlung. Das Re-

sultat war anders ausgefallen, als er erwartet hatte. Dazu trug ein Zufall bei, der in der Pension, in der er jetzt wohnte, dreissig Frauen zusammengebracht hatte. Er sah sie bei allen Mahlzeiten, zwischen den Mahlzeiten, immer und überall, beschäftigungslos, schwatzend, anspruchsvoll, genusssüchtig. Da waren gelehrte Damen, welche die Saturday Review auf den Stühlen liegen liessen; da waren schreibende Damen, kranke Damen, faule Damen, junge Damen, schöne Damen. Wenn er deren Müssiggang sah, der keine Sorgen, keine Arbeit zu kennen schien, so fragte er sich: wovon leben diese Parasiten mit diesen Scharen von Kindern? Und als er nur immer Damen sah, fragte er sich: wo ist der Mann? Da entdeckte er den Familienversorger. Der Mann sass auf einem finsteren Kontor in der City von London; der Mann war nach Tonkin abkommandiert; der Mann arbeitete auf seinem Bureau in Paris und wartete auf Ferien; der Mann hatte eine Geschäftsreise nach Australien gemacht, um seiner Tochter eine Mitgift geben zu können.

Die drei Männer, die da waren, veranlassten ihn, über die angebliche Sklavin nachzudenken. Ein Mann war in eine heisse Dachkammer hinaufgeschickt, während Mutter und Tochter im ersten Stockwerk ein Zimmer mit Balkon hatten: Da ging ein älterer Mann, selber ein tüchtiger und leidenschaftlicher Fussgänger, und führte seine kränkliche Frau Schritt vor Schritt, mit der Hand sie hinter dem Rücken stützend, wenn sie eine Steigung hinauf mussten; er trug ihre Schals, ihre Stühle, ihre Kleinigkeiten, ehrfurchtsvoll, liebevoll, als sei er ihr Sohn geworden, als sie aufhörte seine Gattin zu sein.

Da sass König Lear mit seiner Tochter; das war unheimlich. Er war über sechzig Jahre alt, hatte acht Kinder gehabt; davon waren sechs Töchter, von denen er in den Tagen seines Reichtums sein Haus und vermutlich sein Vermögen verwalten liess. Jetzt war er arm, hatte nichts, und alle hatten ihn verlassen; alle ausser einer Tochter, die ein kleines Vermögen von einer Tante geerbt hatte. Nun war der frühere Riese, der für einen Haushalt von zwölf Personen hatte arbeiten können, gebrochen durch die Demütigungen des Bankrotts, gezwungen, das Gnadenbrot bei seiner Tochter zu essen; und er musste es fühlen, was das heisst. Sie, die über zwanzig Jahre das nie gezählte, freigebige Brot der Liebe gegessen hatte, sie ging jetzt zu ihren neunundzwanzig Freundinnen, bald über ihr Schicksal weinend, bald ihrem Vater geradezu den Tod wünschend. Und sie wurde getröstet, und sie wurde beklagt. Dadurch aufgemuntert, beginnt sie ihren Vater anzuklagen, dass er sie nichts habe lernen lassen, und sie schilt über die Männer, die ihre Töchter in Sklaverei halten.

Johan sagte eines Tages zu ihr:

— Sie haben eine so gute Erziehung genossen, dass Sie drei Sprachen sprechen und schreiben können: Sie könnten bestimmt von Sprachstunden leben, bis Sie sich verheiraten. Ausserdem hatte Ihr alter Vater wahrscheinlich keine Ahnung davon, dass Sie als Unverheiratete zu leben wünschten, und Sie auch nicht, als Sie jung waren. (Johan hatte als einziger junger Mann sich das Recht herausgenommen, unhöflich gegen die Damen zu sein.) Und Ihr Vater hat das Beste zu tun geglaubt, als er Sie zu einer künftigen Mutter erzog und Ihnen eine Bildung gab, die Sie befähigt,

eine passende Gesellschaft für einen gebildeten Mann zu werden.

Nein, sie habe sich nie verheiraten wollen, denn sie wolle ihr Brot selbst verdienen und nicht von einem Mann leben.

Das war das beständige Thema und scheint den Kernpunkt der Frauenfrage zu bilden. Die Frau ist zum Bewußtsein erwacht, daß ihre Stellung schief ist, um nicht zu sagen, erniedrigend; und so weit hat sie recht. Aber es gibt nur einen Weg, vorläufig wenigstens, aus dieser Stellung herauszukommen: sich wirklich nützlich in ihrer Häuslichkeit machen, den Haushalt führen und die Kinder pflegen. Damit hat sie sich emanzipiert und verdient ihr Brot selber.

Wenn er aber täglich von der unterdrückten Frau sprechen hörte, wurden seine Gedanken wieder auf die Stellung des Mannes gelenkt, und er sah, hier war ein Garn so verfitzt, daß nur eine Frau es durcheinander gebracht haben konnte.

Als er seine zwölf Ehen geschildert und die sechzig durchging, die er aufgezeichnet, fand er nicht eine darunter, in welcher der Mann nicht gequält, nicht unterdrückt und geschlagen wurde. Es handelte sich also nicht darum, für Unterdrückte zu sprechen, sondern es blieb ihm nur übrig, Intriganten zu entlarven.

— Sie wissen jetzt, sagte er eines Tages zu König Lears Tochter, was es für eine Last ist, einen einzigen Menschen zu ernähren, obwohl Sie das Geld dafür geschenkt erhalten; bedenken Sie, was für eine Last ein Familienvater zu tragen hat, wenn er für zwölf arbeiten soll! Können Sie sich da hineindenken, ohne einräumen zu müssen, daß sein Los härter ist als Ihres?

Nein, das konnte sie natürlich nicht, und der Alte musste so schlechte Kleider tragen, dass er sich vor der Gesellschaft schämte; er kriegte Schelte wie ein Schuljunge, wurde sogar bei Tisch zurechtgewiesen. Und dieser Mann war einst Leiter einer Werft, Konsul und Reichstagsabgeordneter gewesen, hatte acht Kinder gezeugt und erzogen. Er war ein intelligenter Mann, besass Kenntnisse, hatte viel gereist, war scharfsinnig, und seine einfältige unnütze Tochter behandelte ihn so schlecht. Als sie an ihrer Monatskrankheit darniederlag und wütete, weil sie daran erinnert wurde, dass sie eine Frau war, da gingen die neunundzwanzig Freundinnen auf Zehen in ihren Korridor und brachten ihr Tee und Medikamente, als solle die Welt einen grossen Bürger verlieren. Als aber der Alte nach einem Schlaganfall zu Bett lag, fragten die Weichherzigen jede halbe Stunde, ob es noch nicht aus sei. Und als er wieder aufstand, wurde er von den Feinfühlenden empfangen, als habe er etwas Böses getan. Er, der Held, der seinen starken, harten Kampf gekämpft hatte und jetzt alle Bitterkeit und Qual des Alters litt, er beklagte sich nie, hätte nur oft gern alle Menschen geflohen und ein Loch im Hinterhof aufgesucht, um sich zu verstecken wie die alte Hauskatze.

Dann kam ein Arzt, der so unglücklich gewesen war, eine begabte Frau zu heiraten. Er musste die kleinen Kinder spazieren führen. Warum sollte der Mann nicht auch für die Kinder sorgen, wenn die Frau es tut? fragte die Begabte ganz offen! Und niemand antwortete, natürlich nicht, sondern die Damen fanden es ganz richtig, dass der Mann die kleine Ruhezeit, die ihm vergönnt war, um sich von der Arbeit für den Unterhalt der Fa-

milie zu erholen, dazu benutzte, um die Arbeit zu tun, die der Magd seiner Frau oblag; denn seine Frau führte die Kinder nie spazieren, sondern zeigte ihre Begabung, indem sie sich Gefängnisse ansah und dumme Priester anhörte. (Die Ehe dieses Paares hat Johan später in der berüchtigten Geschichte „Der Familienversorger“ in „Heiraten“ ausgemalt.)

Johan fragte sich zuweilen, ob er dreissig ausgesuchte Exemplare des weiblichen Geschlechts gefunden habe und ob er verallgemeinern dürfe. Wenn er aber alle hundert, die er gesehen hatte, zusammenzählte, und wenn er „die Besten“ nahm, die er in Paris kennen gelernt, und wenn er sie später mit den Allerbesten, den Bahnbrecherinnen und Reformatorinnen in Stockholm, verglich, so fand er, dass es durch das ganze Gewebe dasselbe Garn sei, und dass die einzig wertvollen die Frauen sind, die den Spottnamen „Wahre Frauen“ tragen; die unbedeutenden Frauen sind die einzigen, die einen Wert besitzen, gerade weil sie das leisten, was der Mann nicht leisten kann.

Er fühlte sich unter diesen Frauen zuweilen wie ein Bandit, der eines Tages all diese Märtyrerinnen niederstossen würde, und nur mit Mühe konnte die Freundschaft aufrecht erhalten werden.

Als das Buch fertig ist, liest Johan zufällig Tschernyschewskijs „Was tun?“. Edelmütig und dumm, leiht er das Buch den Damen. Damit hatte er eine Waffe ausgeliefert. Die Feinfühligsten fanden jedoch, es sei schade um den Mann, und für diesen Nihilisten, der sich nicht verheiraten wollte, sondern auf Nägeln lag, mussten sie sich entflammen.

Johan entdeckte jedoch sofort den Fehler in „Was tun?“ Es war kein Kind in der Ehe, und es war keine Ehe. Und da war noch eins. Das Buch handelt von Geschlechtslosen, und deren Zusammenwohnen ist abnorm; aber diese Abnormität ist eine Erscheinung, die früher oder später in die Berechnungen aufgenommen werden muss, wenn die Lösung des Problems nicht falsch werden soll.

Dagegen gingen Johan die Augen auf über die grosse Evolution, die darin liegt, dass die Frau zum Bewusstsein ihrer Geschlechtsschuld erwacht und, als sie ihre selbstverschuldete Erniedrigung einsieht, in Wut gerät, die in ein einziges, schlimmes, oft wirklich rührendes Bemühen ausmündet, die Schuld auf den Mann zu schieben. Sie fühlt jetzt die Missetaten der Mütter bis auf die Kinder und sie will um jeden Preis und mit allen Mitteln über den Mann hinauskommen; an der Seite will sie nicht stehen, weil sie den Mann dafür verachtet, dass er sich durch geschlechtliche Impulse zu einem solchen Vertrag, wie es die Ehe ist, hat verleiten lassen.

Nach der Lektüre wird er von einem tiefen Mitleid mit der Frau ergriffen, und in seinem Aufsatz suchte er nun herauszufinden, wo der Saldo lag, wie der Bilanz zu helfen sei, ohne dass ein Teil darunter litt, nicht einmal der Mann. Er findet bei der Untersuchung: da die heutige Gesellschaft auf dem Patriarchat beruht, so kann natürlich nicht dieselbe alte Gesellschaft bestehen bleiben, wenn man sie auf das Matriarchat aufbaut. Eine Republik kann nicht eingeführt werden, wenn man die Monarchie beibehält. Als er aber zu der Frage kommt, ob die Frau in den Arbeitsmarkt eintreten soll, stolpert er, denn er vergisst, dass

die Frau *ihren* Arbeitsmarkt hat; doch fühlt er, es kann nicht richtig sein, dass die Frau konkurriert, oder richtiger, den Mann verdrängt, bevor dieser zum Teil von den Pflichten des Familienversorgers befreit ist, da er den grossen Arbeitsmarkt ja nur infolge seiner Pflichten allein beherrscht. Es ist also keine Konkurrenz, wenn die Frau jetzt einbricht, es ist vielmehr das Suchen nach Vorrechten; es ist ein Wettlauf, bei dem der eine hundert Kilo trägt und der andere nichts; es ist kein freier Wettstreit oder Konkurrenz; es ist Galanterie.

Ferner hat er noch nicht den Betrug mit dem Ehevertrag entdeckt, wenn er auch erstaunt ein solches Gesetz anstarrt, das einen armen Mann zum Versorger einer reichen Frau machen kann.

Für eine wirkliche Befreiung der Frau sah er in der alten Gesellschaft keine Möglichkeit. Denn er vermutete, so vieler Frauen offener Ausspruch, dass sie keine Kinder haben wollen, sei entweder ein Ausdruck von Rassenverschlechterung oder Furcht vor den Kosten und dem ehelichen Zwang. Er ging daher von der sehr vernünftigen Annahme aus, dass die Geschlechter unter gesunden Verhältnissen einander suchen sollen wie bisher und auch Kinder zusammen zeugen sollen. Aber gerade diese Annahme wurde zurückgewiesen und umgestossen: keine Kinder! kein geschlechtliches Verhältnis mehr. Da bleibt er stehen und ist verdutzt über eine Erscheinung, deren letzte Ursachen er nicht aufspüren kann, ohne lange und ernst in der Vergangenheit zu forschen. Aber herausgefunden hatte er bereits, dass im Lauf der Zeiten, durch erzwungene Unterdrückung des Triebes, durch die Weltverachtung des Christentums, ein neuer Same der Entwicklung nieder-

gelegt war, der jetzt in dem Verborgenen gekeimt hatte; dass sich das weibliche Geschlecht in zwei Varietäten geteilt, die sich als Arten fixieren wollen, die Sterilen und die Fruchtbaren; und dass jede Lösung der Frauenfrage durch Generalisierung unmöglich ist. Es war die Sache der Geschlechtslosen, die jetzt durchgesetzt werden sollte, und darin lag der Fehler, dass man unter deren Forderungen auch die der Mütter bringen wollte.

Johan hatte viel zu überwinden gehabt, ehe er die Ehrfurcht vor Mutter und Frau hatte ablegen können, und er hatte auch eine schöne Apologie der von den modernen Amazonen verschmähten Mutter in einer Erzählung gegeben, die er „Vogel Phönix" nannte. Als das Buch erscheinen sollte, fühlte er sich unruhig und ging zu seiner Frau, um sein Gewissen zu erleichtern. Seine Frau, die meist wie eine Mutter für ihn gewesen war, sah, dass er Schelte haben wollte.

— Was hast du denn gemacht, fragte sie, da du so unglücklich aussiehst?

— Ich habe ein Buch geschrieben!

— So? Wovon handelt es denn?

— Es handelt von den Frauen!

— Hast du denn hübsch über sie geschrieben?

— Nein, das habe ich eben nicht, aber du darfst es nicht lesen! Ich bereue es sehr.

— Aber warum schreibst du denn, was du nachher bereust, mein Kind?

— Ich konnte nicht anders, ich musste diese verwünschte Frage lösen. Aber siehst du, das ist nur theoretisch, und du musst dich nicht daran kehren. Du weisst, dass ich euer Freund bin, aber Ungerechtigkeiten kann ich nicht vertragen und . . . versprich mir, mein Buch nicht zu lesen!

Sie versprach es, und damit war es gut.

Es war theoretisch, wie er sagte, und er hatte in dem Aufsatz seinen damals noch populären Namen der Frauenfrage geliehen; verlangt, dass die Frau dem Manne vollständig gleich gestellt werde, nachdem nämlich die nötigen Reformen durchgeführt seien, damit niemand Schaden leide.

Dass es sich aber nicht um Gleichstellung, sondern um Unterdrückung handelte, das sah er bald.

Nachdem er aus dem grossen Frauenhaus aufgebrochen war, erhielt er ein Telegramm, er sei wegen Verletzung der Religion angeklagt.

Der Religion? Das konnte er nicht begreifen. Er hatte ja über die Frau geschrieben.

Die wirkliche Absicht, die hinter dem berüchtigten Religionsprozess lag, ist jetzt wohl bekannt. Es war eine Farce, die von einer Frau in Szene gesetzt wurde, natürlich indem man einen Mann vorschob. Die Einzelheiten gehören den Memoiren an, fallen also nicht in den Plan dieses Buches. Es war eine Komödie, von einer Frau schlecht verfasst, und die Rolle, die Johan gegeben wurde, passte ihm nicht. Die war falsch von Anfang bis zu Ende. Er wies sie zurück, aber man steckte sie ihm zu, und dazu einige andere, die er noch weniger liebte. Er sollte Volkstribun, Reformator, Parteiführer werden; álles, nur das nicht, was er war — Dichter. Und während der Prozess sich abspielte, sah er nur Falschheit und schlecht verborgene Mienen; und er wusste: wenn man jetzt von Religion sprach, so meinte man die Frauen. Das war eine schlimme Zeit für ihn.

Einen Augenblick, als der Feind zu mächtig zu werden drohte, wurde er von dem Gedanken ergriffen, wirklich die Rolle des Demagogen zu übernehmen, in den Haufen einzubrechen, die Liga zu sprengen und sie auf ihrem eigenen Gebiet zu schlagen. Dazu war ein Opfer nötig, und er war bereit, es zu bringen. Die am besten organisierte Partei, die es gab, war der Orden der Guttempler, der von Reaktionären beherrscht wurde. Johan war ein ganzes Jahr lang gewesen, was man nüchtern nennt, und seit das Telegramm angekommen war, trank er nichts Starkes mehr. Er glaubte also die Probe bestehen zu können, und gab ein halbes Versprechen ab. Ein Opfer! Das war in dem alten christlichen Stil, und er hatte während des Sommers davon geträumt, die Menschheit durch Enthaltsamkeit, Vereinfachung zu heilen, und war schliesslich auf den Vegetarianismus gekommen. Askese also! Dann aber fragte er sich, ob diese Forderung, welche die Unteren stellten, nicht eine Spitzbüberei sei. Wer fragte den Staatschef oder das Kirchenoberhaupt, ob sie starke Getränke trinken? Der Erzbischof prahlte ja damit, dass er so vorurteilsfrei sei, Karten zu spielen und zu tanzen. Wer verwarf den Führer der agrarischen Partei, weil er feine Diners liebte? Warum sollte denn der Chef der Radikalen Wasser trinken?

Die Enthaltsamkeit nahm ihm die Kraft, und er fiel zusammen wie ein Lappen. Um ihn vor Krankheit zu bewahren, musste der Arzt ihm verordnen, seine Gewohnheiten wieder aufzunehmen; und um nicht für einen Heuchler gehalten zu werden, trat er den Rückzug auf einem öffentlichen Essen an, wo auch Temperenzler waren. Er spielte also niemals Komödie, aber auch wenn

er es getan hätte, wäre es ein einfaches Manöver gewesen, das sich alle geachteten Parteimänner erlauben; das hätte er also ruhig tun können, denn allzu aufrichtig gegen Feinde sein, ist nur dumm.

Der Prozess war vorüber und war in der Hauptsache gelungen. Er war zerrissen, zur Arbeit unfähig und wirtschaftlich untergraben. Als Folge kamen einige misslungene Attentate, seine Familie zu sprechen; alles erwartet vorhergesehen und abgewendet.

Das war des weichherzigen Weibes Art, den Kampf zu führen, und aus den Erfahrungen dieser Zeiten, wie aus der modischen Frauenliteratur, lernte Johan manche Geheimnisse des liebenden, opferwilligen und verzeihenden Frauenherzens kennen.

Der Kampf, den er ausserdem mit der Dummheit zu kämpfen hatte, machte ihm weniger zu schaffen, denn damit befasste er sich nicht erst, sondern liess die schmutzigen Handschuhe liegen.

Aber der Prozess hatte auch andere Folgen, und darunter war die Sonderung zwischen den jungen Männern, die hätten zusammenhalten sollen, um die grossen Fragen durchzusetzen: religiöse, politische und soziale Reform, mit der die Damen nichts zu tun haben, weil ihre Interessen andere und geringere sind und darum vorläufig beiseite geschoben werden sollten.

Jetzt beginnt man von dem „jungen Schweden" zu sprechen. Als Johan zuerst in Berührung mit der jüngeren Generation kam, war diese noch mit ihren Studien beschäftigt. Kurz nach dem Erscheinen des „Schwedischen Volkes" versuchte sie einen Anschluss herbeizuführen, und es wur-

den Sitzungen abgehalten, um eine Zeitung, später eine Zeitschrift zustande zu bringen. Bei diesen Zusammenkünften wurde immer als Grundsatz aufgestellt: kein Programm! Man wusste nämlich, es waren so viel Fragen zu lösen, so viel Wahrheit erst aufzusuchen, dass man auf bedrucktem Papier keine Forderungen fixieren konnte. Die Publikationsvorschläge hatten einen rein sozialpolitischen Zweck, keinen literarischen. Sie fielen zu Boden und wurden für die Zukunft zurückgestellt.

Als Johan seine Satiren herausgegeben hatte, wurde ihm eines Tages ein kleines Blatt vorgelegt, das eine Theaterzeitung war. Johan sah es sich an, fand es schwach, da es meist von Schauspielern und Schauspielerinnen handelte und die Frauenfrage auf eine idealistische Art besprach. Ein Witzblatt lachte die neue Zeitung aus und machte die jungen Redakteure lächerlich. Unter diesen befand sich auch ein Bekannter Johans, und der bat ihn um seine Mitwirkung. Johan antwortete nein. Er interessiere sich nicht fürs Theater und sei zu alt, um sich auf diese Weise schlagen zu lassen. Er habe als Schriftsteller eine Schule von fünfzehn Jahren durchgemacht und nicht die Pflicht, wieder von vorn anzufangen.

Diese Antwort erregte damals Unzufriedenheit und man brummte schon davon, dass er die Partei verlassen habe. Welche Partei? fragte er. Die Theaterpartei? Ich kann in eurer Zeitung kein Parteiziel noch eine Arbeit für den Fortschritt sehen, zumal in einer Novelle der Realismus in der Literatur etwas verspottet wird.

Die Zeitung ging bald ein. Darauf wurde Johan aufgefordert, eine Anthologie junger, moder-

ner Dichter herauszugeben, damit die zu zeigen vermochten, was sie konnten. Unter den Jungen, die natürlich die Opposition bilden sollten, waren auch einige Damen.

Anstalten wurden getroffen, aber ohne Energie, und dann reiste Johan von allem fort. Er fühlte, für diesen Schafstall war er zu sehr Wolf, um darin bleiben zu können, ohne dass es zum Beissen kam. Die ästhetischen Bestrebungen der literarischen Partei waren ihm fremd, und die Dichtung war ihm nur eine Waffe oder ein Vergnügen.

Als er ein halbes Jahr im Ausland gewesen war, hörte er, dass eine radikale Zeitung zustande gekommen sei, und er wurde aufgefordert, als Freiwilliger einzutreten. Wieder war man losgestürmt, und nun sollte er nachkommen und helfen. Jetzt hatte er sich allerdings der schönen Literatur gewidmet, da er aber eine zwölfjährige Erfahrung in Zeitungsdingen besass, hätte man ihn wohl von vorneherein in das Geheimnis einweihen können. Aber er kehrte sich an die Kleinigkeit nicht weiter, sondern trat als gewöhnlicher Soldat unter den Oberbefehl der Jüngeren. Die hatten jetzt ein Programm aufgestellt. Aus einem Programm entstehen alle Möglichkeiten zum Streit, und auf das Programm folgen Losung, Ordre, unterhandeln und vergleichen, oder blind gehorchen. Johan hatte sich also nie zum Chef gemacht, sondern sich der Sache wegen eingeordnet, und das war nicht so schwer, da sich das Programm noch in der Entwicklung befand. Man hatte allerdings seine sogenannte Naturverehrung desavouiert, mehr aus Mangel an Einsicht oder unter dem Einfluss von Mill, aber er respektierte ihre Ansicht und liess sie gewähren, um keinen Streit zu erregen.

Bei dieser Gelegenheit tritt das junge Schweden als Chef auf und erteilt Johan Ordre, wie er sich dem Prozess gegenüber verhalten solle. Als er aber nicht sofort gehorcht, schicken sie Björnson als Stock vor. Es kommt aus dieser Veranlassung zu einem plötzlichen Bruch zwischen Johan und ihm. Darüber trauerte Johan, obwohl die Zeit schon für eine Trennung reif war, da die Ansichten zu weit auseinander gingen. Johan aber, ein Wolf gegen Feinde, war ein Lamm gegen Freunde, und als er einsah, dass Wohlwollen und eigenes Interesse den Jüngeren ihr autoritatives Benehmen diktiert hatten, liess er fünf gerade sein.

Auf den Prozess folgte ein mannhafter gemeinsamer Anlauf gegen die Unterdrückung in religiösen Fragen; darin mischten sich die Damen nicht ein, weil sie kein Interesse für solche Kleinigkeiten besassen. So lange ging es gut. Als aber der Prozess zu Ende war, brachen die Damen ein und suchten zu entzweien, denn jetzt war Johan ihnen gefährlich; und es gelang ihnen, die Männer, die den grossen Kampf für die grossen Fragen so gut angefangen hatten, durch die einzige kleine, die Frauenfrage, zu trennen.

Noch nimmt Johan keinen Anstoss an den Bestrebungen der Jungen, äussert sich auch im Druck nicht anders als billigend, denn auf Einzelheiten sah er nicht, und er war toleranter als sie, trotzdem nicht fraglich war, wer zuerst das Recht gehabt hätte, sich von oben herab über die Tätigkeit des andern zu äussern.

Noch einmal muss er erfahren, dass er Parteimitglied ist, obwohl er sich niemals hat anwerben lassen, und dass er Chefs hat, die sich die Frei-

heit erlauben, aus seinem Manuskript die unangenehmen Ansichten zu streichen, trotzdem die weder Moral und Religion verletzen, noch irgendwie gerichtlich verfolgt werden können; nur weil sie nicht zu ihren Ansichten über die Frauen stimmen. Alle grossen Fragen werden jetzt beiseite geschoben, alle gemeinsamen Interessen aufgehoben — nur der Damen wegen.

Und sonderbar: die Sozialisten, denen er ein so gutes Werkzeug in die Hand gegeben hatte, da alle die ersten Novellen von „Heiraten" die Missvergnügten zum Sozialismus bekehren wollen und für die Frau eine einzige Alternative aufstellen: entweder Sozialismus oder keine Freiheit — die Sozialisten fielen ihm in den Rücken, desavouierten ihn, verwarfen einen damals recht starken Kämpen, nur weil er unhöflich gegen die Damen war.

Ein Versuch, Punkt für Punkt seinen Aufsatz über die Gleichstellung oder Tyrannei der Frauen zu widerlegen, misslang und beschränkte sich auf einige matte Einwendungen im einzelnen und auf einige Schimpfworte. Da wird er erst wütend und sieht in den Frauen nur eine reaktionäre, selbstsüchtige, kleinliche Partei, die sondern möchte, um zu herrschen; aber er unterdrückt seine Leidenschaften und erobert sich Ruhe, um zu untersuchen, ehe er richtet.

Ohne Hass, ohne Bitterkeit, trotz aller Quälerei, trotz kleinlicher Rache, setzt er sich hin, um wieder mit Anwendung der liebevollen Methode die soziale Frage und die Frauenfrage zu ergründen. So entsteht das liebenswürdige Buch, das er „Utopien in der Wirklichkeit oder Schweizer Novellen" nannte. Aber ehe er es schrieb, hatte er alles gesammelt und gelesen, was die

schärfsten Köpfe über die Fragen gedacht hatten. Er steckt nun tief im Sozialismus, jedoch ohne sich vom Industrialismusprogramm der Berliner umstricken zu lassen. Für die Befreiung der Frau, der Frau, die auch künftig als Geschlechtswesen leben will, sieht er keinen andern Ausweg als die Familiengenossenschaft, in der vereinigte Kräfte die Kinder leicht erziehen können. Also keine Befreiung unter Beibehaltung der alten Gesellschaft. Das aber gefiel nicht. So sollte es sein, so sollte das Programm lauten! Die Partei war gebildet, und das Programm fertig. Ausserdem wurde die liebevolle Methode für Idealismus gehalten, was sie wahrscheinlich auch ist, und sie gefiel sonderbarer Weise am wenigsten den liebevollen Frauen.

In der vollen Überzeugung, gewonnen auf dem Weg der Erfahrung, dass nur die rohe, brutal ausgesprochene Wahrheit eine Wirkung ausüben kann, und zornig, dass er sich wieder hatte anführen lassen, reist er nach Paris, um das Erscheinen der französischen Ausgabe von „Heiraten" zu überwachen und, mit dem Zorn des tödlich Verletzten und Dupierten, Rache zu nehmen, nicht an seinen jüngern Widersachern, sondern noch, trotz allem, an deren und seinen Feinden: an den Reaktionären und ausserdem an den Frauen. Die Reaktion hatte nämlich alle ihre hundert Köpfe erhoben und, unterstützt von der Sonderung, welche die Damen zustande gebracht, einen leichten Sieg errungen, nachdem sie bei den Wahlen einige unbedeutende Niederlagen erlitten. Den Frauen wollte er die ganze Wahrheit sagen, und zwar in der rücksichtslosesten Form in einem zweiten Teil von „Heiraten", und dann sollte der Kompromiss zustande kommen. Um dieses

gefährliche Experiment machen zu können, nimmt er seiner Frau das bestimmte Versprechen ab, seine Schriften nicht mehr zu lesen. Das war übrigens nicht so notwendig, da sie schon den ersten Teil von „Heiraten“ gelesen hatte und Gerechtigkeit genug besass, um einzusehen, was er zuerst eingesehen hatte, dass die Ehe nicht erniedrigend für die Frau ist. Dass es ihr nicht angenehm war, dass er die kleinen Schwächen der Frau gegeisselt, war ja klar, aber das war bald verziehen.

So war er zum drittenmal in Paris. Was er dort zu tun hatte, ist schon angedeutet, und was er tat, gehört zu den Memoiren, denn das hatte keinen Einfluss auf die Entwicklung seiner Seele. Nachdem er schliesslich seine Sache über Erwarten gut ausgerichtet hatte, fuhr er nach der normannischen Küste, um zu baden und für eine künftige Arbeit, Landschaft wie Bauern zu studieren.

Jetzt hört er in Briefen, die er aus Schweden bekam, das famose Wort „Absetzung“. — Abgesetzt? fragte er sich, bin ich denn je eingesetzt? Und wie verhielt es sich mit der Sache? Er legte sie zu den Akten, als ginge sie ihn nichts an, zumal die Ehre, mit jungen Leuten, die kein anderes Streben kannten, als schöne Literatur zu machen, Schläge zu kriegen, ihn durchaus nicht gelockt hatte. Dann aber kamen Nachrichten, ein neuer Chef sei für die literarische Linke ausersehen und eine Frau werde den Forderungen der Jungen besser entsprechen. Wieder die Damen! Jetzt erinnerte er sich, dass er im Herbst als erster unter den Gebildeten offen gesagt hatte:

Ich bin Sozialist, und dass er das Sozialistenprogramm im Auszug gegeben hatte. Das aber hatte ihnen nicht gefallen, dass er der erste sein sollte, darum schickten die Frauen nach einem richtigen Sozialisten, der der Mann einer gewissen Frau war, Uniform und Holzbein hatte und zugleich das Weib verehrte. So sollte es lauten, und nicht so! Abgesetzt!

Wie ist denn die jüngere Generation dazu gekommen, von dem Verstand der Frau und ihrem Interesse für soziale Fragen so hoch zu denken? Wenn sie nachsieht, so behandeln die Schriftstellerinnen nur ein Thema, das von direktem Nutzen für sie ist: die Frauenfrage; und wenn sie recht grossmütig sein wollen, die Armenfrage; jedoch nicht die des armen ausgebeuteten Familienversorgers; und treten sie einmal für den unterdrückten Arbeiter ein, so rechnen sie nicht aus, dass er es besser hätte, wenn er nicht von Weib und Kind bedrückt würde, sondern sie sehen nur zu, wie die Frau es auf Kosten des Mannes noch besser haben kann.

Das ist der Madonnenkultus in seiner letzten Entwicklung. Johan fragte einmal einen jungen Schriftsteller, der Atheist war, wie er ohne Gott auskommen könne. — Der junge Mann antwortete: wir haben ja dafür das Weib. — Ist denn der Mutterkultus mit der Evolutionslehre wieder gekommen? Hat die neue Generation Gott durch das Weib ersetzt? Gott war der entfernteste Ursprung; als er fiel, griff man zu dem nächsten: der Mutter. Ist es so zugegangen? Es kann ja recht gut so sein. Dann aber würden sie wenigstens die Mutter selber wollen, das wirkliche

Weib, vor dem der Mann, er mag ein noch so starker Geist sein, sich beugt, wenn sie mit ihren Attributen, der Leibesfrucht und der nährenden Brust, auftritt; an diese Brust kann auch der kampfesmüde Held zuweilen seinen schweren Kopf lehnen, um sich an seinen Ursprung zu erinnern. Aber die Jungen haben ausgesprochen, dass sie die Mutter verachten, und sie haben an deren Stelle die garstige sterile Entartung, die Amazone, den Blaustrumpf, auf den Schild gehoben.

## 16.

## Er wird Atheist

## (1885)

Als er von Paris an das Ufer des Meeres kam und ein grosses blaues Nichts sah, auf dem das Auge vergebens einen Gegenstand, das Ohr vergebens einen Laut suchte, wurde er von einem Gefühl ergriffen, als sei er ans Ende seiner Laufbahn gekommen und stehe unmittelbar vor dem Tode. Jetzt aber schimmerte nicht mehr die Fortsetzung dort drüben, auf der andern Seite, die früher seine Hoffnung gewesen war. Es war zu Ende, vollständig zu Ende. Eine Müdigkeit, die er früher kaum gekannt hatte, schlug ihn nieder, überanstrengt wie er war, nachdem er ein Buch in einer fremden Sprache geschrieben; nachdem er in Paris seiner natürlichen Seelenrichtung aufs äusserste Gewalt angetan hatte; nachdem er zwei

lange Monate zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her geworfen worden. Als er jetzt in seinem Zimmer vor dem majestätischen Naturschauspiel sass, das das Meer ihm früher geboten, und zum Fenster hinaus sah, wo ihm das Nichts entgegengähnte, fühlte er, wie der Ewigkeitsgedanke ihn im Stich liess; wie anders die Natur war, der er all die schönen Gefühle zuerkannt, die er aus seinem Innern holte. Er macht eine Pause in seinem stürmischen Leben und überlegt.

Badegäste waren noch nicht angelangt, der Ort lag öde da und war nur von Kleinstädtern besucht; es herrschte vollkommene Stille. Er hatte ungefähr noch einen Monat Lebensunterhalt bei sich; wenn aber diese Mittel zu Ende gingen, sah er keine Hilfe mehr. Er hatte einen teuer erkauften Sieg in der Hand, konnte ihn aber nicht benutzen. Sein Schiff hatte die Stürme überstanden, scheiterte aber im Hafen. Als er jetzt seine gesunden, fröhlichen Kinder unter dem Fenster auf den Sanddünen des Strandes spielen sah, dachte er, wie unbedacht er gehandelt habe, als er aus den und den Motiven deren Leben aufs Spiel setzte. Und als er sich vorstellte, welches Schicksal ihnen bevorstand, wenn er fiele, kam eine Reue über ihn und ein dunkles Gefühl, hier sei nicht gerecht gehandelt worden. Allerdings erkannte er noch an, dass Menschen in seiner Stellung dazu getrieben werden können, grösseren Gruppen als der eigenen kleinen Familie nützen zu wollen; und dass er auch für seine Kinder arbeite, wenn er für eine ganze künftige Generation arbeite. Dann aber fragte er sich: hätte er mit seinem Temperament, seiner Erziehung anders handeln können? Nein, musste er antwor-

ten. Diese Voraussetzungen hatten diese Folgerung ergeben.

Damit begann er an einer wohlwollenden Vorsehung zu zweifeln, die alles zum besten lenkt und die Schicksale der Menschen beeinflussen kann. Sein Gottesbegriff, im Innersten eine Objektivierung von Empfindungen, war in den letzten Jahren recht schwankend gewesen. Als er das erste Mal krank war und glaubte, der Tod komme, nahm sein Wunsch, nicht jung den Seinen wegsterben zu müssen, die Form des Ewigkeitsgedankens an. Er wollte nicht glauben, dass es zu Ende sei, und darum dichtete er eine Ewigkeit mit persönlicher Fortdauer. Der Schöpfer war wieder in der Schweiz aufgetaucht, als Johan vor diesem herrlichen Probestück der Schöpfung keine andere Erklärung finden konnte; und da die neuen Lehren ihm Hoffnung machten, dass sich die Dinge bessern würden, sah er die weise Hand der Vorsehung, die den Menschen die Liebe als treibende Kraft gegeben, damit es schliesslich allen gut gehe. Während des exaltierenden Prozesses, als sich die ganze Welt gegen ihn erhob, befahl er sich und die Seinen in Gottes Hand, und er glaubte mit dem höchsten Wesen persönlich bekannt zu sein. Nachher aber, als die Auserwählten Gottes Drohungen ausstiessen, als die Furien, die Liebe von andern verlangten, gegen ihn wüteten, weil er Gerechtigkeit geboten, wo sie neue Vorteile verlangten; als die Selbstsucht auf allen Seiten über alles ging, da kam er so langsam auf den Gedanken, dass die Welt von ganz anderen Kräften gelenkt würde als von einem liebevollen, persönlichen Gott. Und nun hin und her geworfen, einsam geworden, suchte er sein Schicksal nicht mehr ausser sich, sondern zum erstenmal

in seinem Leben ging er zu sich selber: da lag sein Schicksal, und in all den andern Selbst lag das Schicksal der Welt.

Welchen langen Kreislauf war er nicht gewandert, seit er vor elf Jahren in „Meister Olof" das Unverständige in dem Himmelsstreben durchschaut hatte. Die Erde, die hunderttausend Jahre brauchte, um ein Schieferlager zu bilden, sollte jetzt in fünfundzwanzig Jahren gezwungen werden, vier Millionen Menschenhirne so zu ändern, dass sie arbeiteten, wie er es wünschte. Wie sinnlos! Er hatte volle Freiheit gepredigt, und da hatten die Sklaven, denen die Freiheit zu gross war, Steine auf ihn geworfen. — Nicht so weit, hatten sie gerufen; wir sind mit weniger zufrieden. Keine Freiheit für alle, nur für uns! — Er erinnerte sich, wie er während seines letzten Aufenthaltes in Stockholm zu Arbeitern davon gesprochen, dass auch die Dienstboten und Knechte Freiheit haben müssten; da waren sie zurückgefahren: — Sollen die Dienstboten auch Freiheit haben? — Und hätte er die Dienstboten gefragt, ob sie Freiheit haben wollten, hätten sie geantwortet: Freiheit zu hungern oder als Verheiratete Kartoffel und Hering mit einem Gesellen essen; nein, dann lieber reine Manschetten tragen und auf Kosten der Herrschaft Beefsteak essen!

Er erinnerte sich, wie sich gewisse Misslaute unter den Arbeitern auch während des Prozesses hatten hören lassen. — In einem Privatbrief, den ein Arbeiter an einen Freund geschrieben, hatte ein dunkles Wort von „falschen Propheten, die für die reichen Bauern arbeiten" ihn verletzt. Denn die Unwissenden glaubten, sein Agrarsozialismus liefe darauf hinaus, die Bedingungen der „agrari-

schen Partei" zu verbessern. So ging es einem, wenn man zum Volk zu sprechen suchte!

In dem Sommer vor dem Prozess, als er noch den Glanz der Erfolge über sich hatte, als er aufgefordert war, in der angesehensten Zeitschrift Frankreichs zu schreiben, als seine Geldverhältnisse augenblicklich gut waren, sandte er, ohne sich recht zu besinnen, einen Beitrag an eine der bescheideneren schwedischen Zeitungen. Er hatte nämlich darin den Namen eines jungen Schriftstellers gesehen, der durch Geburt und Stand, gute Verhältnisse und Beziehungen so gestellt war, dass er nicht die geringste persönliche Veranlassung haben konnte, sich den Unzufriedenen zuzugesellen. Wäre es Hass gewesen, hätte er anonym schreiben können. Als Johan diesen Namen in dieser Zeitung erblickte, dachte er; findet sich ein solcher Glaube, eine solche Opferwilligkeit, ja, dann ist es meine Pflicht, meinen Namen zu opfern! Und er opferte!

Darauf bekam er einen freundlichen Brief von einem früheren Arbeiter, ungefähr des Inhalts: Sie sind ein Mann des Volkes und dürfen nicht in solchen Zeitungen schreiben. Das Volk will Ihren Namen hoch haben, um zu Ihnen wie zu einer Fahne aufsehen zu können. Das Volk will Symbole haben! — So aristokratisch war das Volk, oder so realistisch, so verständig war das Volk, dass es mit falschen Karten spielte, wenn es nötig war. — Johan war ein unverbesserlicher Idealist gewesen. Er hatte nicht nur an Gott geglaubt, sondern auch an Engel!

Darauf waren die Radikalen durch Meinungsverschiedenheiten gesprengt worden und standen wie Hähne einander gegenüber. Die Freikirchlichen, die in den Reichstag gekommen waren,

hatten „den andern" Religionsfreiheit verweigert. Die Pietisten, die einen Augenblick Johan gemustert hatten, ob er nicht zu brauchen sei, hatten einen schwachen Gebrauch von ihm gemacht und ihn dann fortgeworfen. In Norwegen hatte der Volksführer die Volksbewegung benutzt, um Minister zu werden, und als er Exzellenz war, sagte er: genug! In Schweden hatte die Bauernpartei ihre Mehrheit benutzt, um Steuern abzuschütteln, während sie dem König ein Heer bewilligte. In Paris hatten Gambetta und Jules Ferry, zwei begeisterte Zweifler, das Land in grosse Schulden gestürzt, und sich dann mit Vermögen und Denkmälern zurückgezogen, der letzte jedoch etwas entehrt.

In Paris hatte er Viktor Hugos Apotheose gesehen. Am ersten Tag nach dem Tode weinten die Zeitungen; am zweiten trockneten sie die Tränen; am dritten überlegten sie, wie sie die Leiche am besten benutzen könnten. Alle Parteien verglichen sich am Katafalk, und das Entzücken über den Todesfall äusserte sich rückhaltlos, denn der Tote hatte so viel Geschmack besessen, im Mai zu sterben, als die Ausstellung eröffnet wurde und der Fremdenstrom anlangte. Nach acht Tagen, als der Trauerflor auf den Triumphbogen gekommen war, fand man es zu viel und fing an zu bereuen. Während der Sarkophag gezimmert wurde, begannen sich die Radikalen und Liberalen um die Leiche zu schlagen. Ehe der Tag des Begräbnisses anbrach, war man des Toten müde geworden und begann Anekdoten zu drucken, die schliesslich auf die Liebesgeschichten übergingen; und das Begräbnis selber wurde wie eine Bauernhochzeit gefeiert. Ohne Tränen, ohne Trauer; ein Redner hielt es für

das beste, vor dem skeptischen Publikum zu bekennen, dass es ein Freudenfest sei. Und einen Tag später sagte der Figaro, das Ganze sei eine kolossale blaque!

Benutzen und sich nicht benutzen lassen; oder im Notfall beides!

Johan hatte auch in Paris sehr klug ein Interesse aufgesucht, das er fördern konnte, und sich zur Benutzung erboten; darum erlangte er schliesslich auch, was er wünschte. Aber so lange er umherlief und bat, eine Menge Beziehungen für seine Zwecke benutzen zu dürfen, sagte man schroff nein! Und das war ganz richtig!

Indessen hatte er jetzt in seinen Erfahrungen ein grosses Material zu verdauen. Durch Verbindungen, die er mit der Partei der Jungen in Dänemark angeknüpft, hatte er vernommen, dass Reaktion, Kompromiss, Abfall zur Tagesordnung gehörten. Estrup hatte die Alleinherrschaft eingeführt; und das Morgenblatt hatte mit der literarischen Linken gebrochen. Drachmann hatte königliche Verse geschrieben. Giellerup war nach einer renommistischen Handelsreise nach Haus gekommen und hatte um Verzeihung gebeten, dass er an die Entwicklung geglaubt habe. Ibsen war in der „Wildente" bei dem Resultat stehen geblieben, Idealismus und Realismus, Liebe und Hass, Mann und Weib, alles sei Unsinn. Er hatte sogar den Glauben an das Weib verloren. Und wie hatte man sich um die Fetzen gerissen, und alle hatten das Drama für ihre Zwecke zu benutzen gesucht: die Frauen gegen die Männer, die Männer gegen die Frauen; während der pfiffige Spötter über das Gezänk lächelte.

Aus all diesem Getriebe ging nun allmählich für Johan hervor, dass schliesslich doch nur das Ego

sich durchsetzen wollte; und als er eine strenge Abrechnung mit sich selber hielt, kam er zu dem gleichen Ergebnis, obwohl er durchaus keine Lust hatte, das einzuräumen, solange alle andern, Furien und Büttel, behaupteten und den Leuten wirklich einreden konnten, sie hätten die Liebe.

Der erste Schritt war jetzt, dass er sich selber gegenüber zugab, er sei Idealist gewesen, habe geschwärmt, mit Engeln gerechnet, zu viel verlangt, seine Zeit schlecht auf Himmelsarbeit angewandt; während er die Sache Gott überliess, war die Welt ganz munter von kleinen Teufeln regiert worden. Jetzt sagte er sich: Gibt es einen Gott, so geht es uns nichts an. Wir lassen die Frage als ungelöst fallen, da er sich nicht offenbart hat. Und wir müssen sie lassen, denn sie schadet uns in diesem Leben, und dieses Leben ist das einzige, das uns angehen darf. Gibt es noch ein Leben, so können wir uns ja später damit abfinden!

Darauf untersucht er, ob in der Weltordnung, so wie wir sie hier auf Tellus gesehen haben, eine Entwicklung zur Vernunft oder zum Glück der Menschen zu spüren ist. Ohne sich von Gott, noch gar von Darwin, einschüchtern zu lassen, geht er die Schöpfungsgeschichte der Erde durch. Er findet Bewegung, Veränderungen, Störungen, Umstürze, aber eine angebliche einzige ruhig fortlaufende Entwicklung kann er nicht finden. Denn wenn eine solche vorläge, hätte zuerst das Pflanzenreich die Evolutionsskala durchlaufen und dann wäre nach der höchsten Pflanze das niedrigste Tier gekommen. Er konnte auch nicht finden, dass der Affe geistig oder körperlich höher steht als der kluge und starke Elefant; und der Elefant unserer Quartärperiode steht niedriger (ist

schlechter für die Existenz ausgerüstet) als das Mastodon und der Plesiosaurus. Die geologischen Formationen waren nicht höher, je weiter man in der Zeit vorwärts kam; sie waren nur anders. Es war keine Rede davon, dass permischer Schiefer höher steht als silurischer, obwohl der letzte in den Ablagerungen später vorkommt und sich darin Tierarten finden, die ausgebildetere Organe haben als die Tiere, die in dem ersten vorkommen. In jeder geologischen Periode herrschten die, welche am besten ausgerüstet waren, das ist wahr; aber warum hatte sich der Höhlenbär nicht entwickelt, und warum hatten die riesenhaften fliegenden Eidechsen für die folgende Periode keinen Erben hinterlassen? Bis schliesslich der Mensch als ein kolossaler Riese gekommen wäre, nicht als dieser Zwerg, der er jetzt ist. Nein, es war nur ein buntes Durcheinander, gesetzmässige Zufälle und notwendige Launen, und keine planvolle Schöpfung. Die Erdachse hatte ein wenig gekippt, und bums war es um eine ganze Flora und Fauna geschehen, und eine neue Epoche in der Entwicklung trat ein, ohne an die vorige direkt anzuschliessen. Damit kam er natürlich nicht davon los, dass der Mensch von einer Affenart abstammt; ob aber der Affe vorher ein Elefant gewesen ist, liess er dahingestellt.

Überblickte er darauf die Geschichte des Menschen, so war auch dort alles unorganisiertes Zufallsleben. Unter den Menschen war die Entwicklung so ungleich gewesen, dass es noch Kannibalen, Pflanzenesser, Fleischesser, Insektenesser und Allesesser gab. Und so viele Zivilisationen und Kulturen, so viele Gesellschaftsformen, Religionen, Philosophien. Die Antike war in gewissen Fällen der Gegenwart voraus gewesen, und das

Christentum war nachgekommen als eine einzige grosse Reaktion. Zuerst hatte man einander geschlagen, dann hatte man einander geprellt. Darum beruhte ja auch die ganze Gesellschaft auf konventionellen Lügen und auf dem stillen Übereinkommen, dass man einander betrog. Die ägyptische Kultur war tot, und das Land lag noch in Sklaverei; die palästinische Kultur war tot, und die Türken besassen trotz dreihundert Jahren Kreuzzüge das Grab Christi; die griechische Kultur war tot, und das Land lag da wie eine Wüste; die römische war fertig und fiel vor dem Barbaren. Immer war es der Barbar, der siegte. Ob er nun wie der Türke auf den Juden folgte, der Mazedonier auf den Griechen, der Gote auf den Römer. Die Kultur war also nicht zweckmässig für den Bestand der Art. Und im letzten deutsch-französischen Kriege siegte der Deutsche nur, weil er mehr Barbar war als der Franzose; und Europas nächster Barbar nach dem Deutschen wird vielleicht der Russe sein. Nicht die Philosophie des Deutschen siegte schliesslich, nicht seine Wissenschaft, sondern der Rest von Barbarei, der ihn fähig machte, sich mit einer solchen Wissenschaft zu beschäftigen, wie es die Kriegskunst ist. Er hatte nicht die Liebe, und den Glauben auch nicht, aber er hatte die Kanonen. Also der Stärkste, nicht der Gebildetste, nicht der Feinfühlende, nicht der Liebevolle. Nein, alles war sich wohl gleich in der alten Welt; verändert hatte sich zwar viel, sich aber kaum zu grösserer Vernunft entwickelt; und Gott war sicher nicht mit bei Sedan, wo eine Kultur unterging. Hatte auch die historische Entwicklung zum Glück der meisten Menschen geführt, so brauchte sie doch nicht von Gott veranlasst zu sein, son-

dern die Menschen konnten es selber so gut, wie es nun war, eingerichtet haben. Aber eben hatte ein berühmter Volkswirt, Henry George, dessen Name durch die Welt ging, gezeigt, dass der Fortschritt von der Armut begleitet ist, und zwar in dieser Progression: je grösser der Fortschritt, desto tiefer die Armut; also heute schlimmer als je. Heute schlimmer als je, das war doch wenigstens kein Fortschritt zu Glück; und die Ursache all dieser Not, dieses Jammers: der Fortschritt selbst oder die Kultur!

Als ein moderner Geist musste Johan natürlich „konservativ" sein, wenn er nicht an Darwins zu liberaler Theologie erhobene Lehre von der Entstehung der Arten glaubte; und was schlimmer war, wenn er nicht an die Anwendung glaubte, welche die Nachidealisten von dieser Evolutionstheorie auf die Entwicklung der menschlichen Geschichte machten. Hatten sie nicht wieder Gottes Vorsehung eingeschoben, wenn sie sagten: wie es jetzt ist, sei es das Beste, was sein könne, und besser als das Vorhergehende, weil es später sei. War es 1820 besser in Frankreich als 1790, und war wirklich Napoleons I. Regierungszeit besser als Ludwigs XVI.? Lebten wir vielleicht in einer Zeit des Rückschritts, in welcher der Rückschritt in umgekehrter Entwicklung besteht? Ähnliches hatte man schon erlebt! Übrigens, und schliesslich, gab es die Entwicklung zum menschlichen Glück als innewohnendes Gesetz, warum trat dann bei jedem Versuch zu Reform eine andere gesetzmässige Erscheinung auf, nämlich allgemeines Arbeiten gegen den Fortschritt, und zwar so regelmässig, dass man glauben könnte, der Stillstand sei das Gesetz? Nein, es waren nur Bewegungen. Ob es aber das war oder nicht,

das ging keinen etwas an, und all dies Forschen und Schnüffeln nach Zusammenhang oder Ursprung war Idealismus, und der Gedanke an Gott war Idealismus. Existierte Gott auch wirklich, so musste er ignoriert (abgeschafft) werden, denn er hatte sich für das Glück der Menschheit als hinderlich erwiesen.

Hier geriet er in Widersprüche: hat nicht die Phantasie von Gott Menschen auch glücklich gemacht? Nein, denn die sich eingebildet hatten, mit Gott und der Genügsamkeit glücklich zu sein, wären in Wirklichkeit viel glücklicher geworden, wenn sie ihre irdischen Bedingungen verbessert hätten. Ja, aber war der Genügsame nicht am glücklichsten? Es sah so aus, aber es war ja nur ein eingebildetes Glück, also ein geringeres als ein wirkliches.

Während diese grosse Wäsche auf dem Feuer steht und kocht, nähert sich die Not, langsam aber sicher. Er glaubt sie zu sehen, wie sie sich niederduckt gleich einer Katze, um den Sprung zu tun. Er liegt nachts wach und hört die Flut steigen, allmählich, aber entschieden. In acht Tagen ist der Tod da. Die Hungersnot in einer zivilisierten Gesellschaft für einen Mann und seine wenig zahlreiche Familie. Die Existenzmittel waren zu Ende, die Hilfsmittel erschöpft, die Quellen versiegt, sein Arbeitsmarkt verdorben. Das hatte er nun mit sechsunddreissig Jahren dafür, dass er fleissiger gewesen als andere, dass er für diese Gesellschaft gearbeitet — da stockte er. Er hatte ja danach getrachtet, diese Gesellschaft zu untergraben: wie konnte er denn von dieser Gesellschaft etwas verlangen? Die Gesellschaft hatte ein Recht, ihn auszuhungern, da er sie nicht in Frieden liess. Ja, aber hatte er die ganze Ge-

sellschaft angegriffen, hatte er dem allgemeinen Wohl Schaden zugefügt? Nein, nur der herrschenden Gruppe. Und er hatte für die künftige herrschende Gruppe gearbeitet, war aber mit ihr auseinander gekommen, weil er nicht Ordre parieren wollte. Und die künftige Mehrheit hatte bereits eine Theologie geschrieben, die voller Irrtümer, Aberglauben und Dogmen war; das Sakrament des Weibes und die Unfehlbarkeit des Industriearbeiters verkündigte. Der Industriearbeiter hielt ihm jetzt die glühende Zange unter die Nase, damit er einen Meineid ablege oder sterbe. Diese künftige Mehrheit führte jetzt die Konfirmation im alleinseligmachenden Bebelianismus ein und hatte bereits eine solche Intoleranz in der Bekenntnisfreiheit gezeigt, dass sie ihn verworfen, sein Ansehen geschädigt, seine Existenz ruiniert hatte, weil er nicht orthodox war.

Mit Ekel und Abscheu wandte er sich von dieser Welt ab und traf Anstalten, aus diesem irdischen Dasein zu scheiden. Jetzt aber stand das andere Land nicht mehr auf der andern Seite da, lockend mit kühlen Schatten, blauen Seen, wärmeren Sonnen. Da lag nur eine Grube in der Erde, mit einer Holzkiste und einigen Schaufeln Geschwätz. Da stand kein wohlwollender Gott mehr, um sein Stöhnen zu hören und seinen Kindern Erziehung und Unterhalt zu geben. Das war die Wirklichkeit, so sah das Leben aus; und die unheimliche, handgreifliche Wirklichkeit packte ihn beim Nacken und schüttelte ihn so, dass er alle Phantasien und Träume hinwarf und erwachte. Gott und Himmel und Ewigkeit mussten über Bord, wenn sich das Schiff aufrichten sollte, und er musste die See halten, denn er war nicht allein! Also zuerst Gott über Bord! Das leich-

Christentums beibehält, wenn überhaupt ein Kern da war. Dann kommt Jacobsens Tod: man schlägt sich um die Leiche und erörtert die Frage, ob er gläubig gewesen oder nicht. Johan fängt an, über diese Gefühlssache nachzudenken, und schliesslich tritt der Atheismus als ein kategorisches Postulat auf: es muss so sein, dass kein Gott ist, oder wir sind verloren. Als er hiermit fertig war, findet er Unterstützung in einer kleinen Novelle eines jungen schwedischen Schriftstellers, in der dieser, jedoch mehr durch Gefühl als Beweis darlegt, wie ungenügend der Gottesbegriff sei.

Nachdem er mit knapper Not sein Schiff in den Hafen gerettet hat, fühlt er sich genötigt, seine Weltanschauung von Grund aus umzuredigieren nach der neuen Voraussetzung: hilf dir selbst; und der neuen Pflicht: man muss um jeden Preis leben, leben für sich und die Seinen. Alles andere ist Ehrgeiz, unzeitiges Eingreifen in die Schicksale der Menschen, Vermessenheit. Die grosse Sache ist weiter nichts als das grosse Interesse vieler grosser Egoisten. Um durchaus ehrlich zu sein, darf er nicht mehr fragen: hast du nicht die Pflicht, die grosse Sache zu fördern, sondern er muss fragen: hast du ein Interesse daran, dass sie gefördert wird. Denn nur das Interesse berechtigt zum Teilnehmen; darum wird der Kampf des Arbeiters, seine Stellung zu verbessern, als berechtigt behandelt, während die Teilnahme, welche die nichtinteressierten Intelligenzen daran nehmen, Misstrauen erregt. Das ist nicht eure Sache, sondern die der Arbeiter, darum glauben wir nicht an euch; euer Interesse

ist nicht rein, sondern ihr wollt natürlich den Kuchen nehmen, den sie backen.

Es vergingen einige Monate, ehe er sich beugen, sich bestimmen konnte, mit jeder alten eingewurzelten Eigenliebe zu brechen, allen phantasierten Nützlichkeitsträumen zu entsagen; ehe er sich dazu bringen konnte, einzugestehen: es ist Egoismus, aber der ist berechtigt. Dann aber musste sein Rechtsgefühl auch antworten: wenn aller Egoismus, als treibende Kraft des Alls, berechtigt ist, so ist auch der Egoismus der andern, der verhassten Oberklasse, berechtigt.

Die Fragen geben die Antworten, und die Antworten werfen neue Fragen auf. Er sieht schliesslich ein, dass er mit der Vergangenheit brechen, seinen Bücherabschluss mit dem alten machen muss; seine ganze Entwicklung von der Kindheit an durchgehen, die Entwicklung seiner Seele Schritt vor Schritt verfolgen muss; und zwar ohne vorgefasste Ansichten, um die Richtschnur für das halbe Leben zu suchen, das ihm vielleicht noch bevorsteht.

Zu diesem Zweck arbeitete er das Buch „Der Sohn einer Magd" aus, dessen zweiter Teil sich jetzt seinem Ende nähert und dessen Resultat sich vielleicht in einer künftigen Tätigkeit zeigen wird, wie die nun werden mag.

## 17.

## Idealismus und Sozialismus

## (1886)

Als Johan sich zuerst mit dem Sozialismus befasste, hatte er darin einen Reformplan gesehen, um die ganze Gesellschaft von der Wurzel bis zum Wipfel umzugestalten. In Genf hatte er sich die Schriften der älteren Sozialisten verschafft, und am besten hatte ihm Cabet gefallen, dessen „Reise in Ikarien" die neue Gesellschaft in lebenden Bildern darzustellen versuchte. Cabets Methode erschien einfach und logisch: die jetzige Gesellschaft baut sich auf die Familie auf, aber die Familie hat sich isoliert und ihr fehlt die Fähigkeit, den einzelnen zum Mitglied der Gesellschaft zu entwickeln; sie macht ihn nur zum Familienmitglied. Entwickelt man also die Familie durch die Familiengenossenschaft oder das

Familienhaus, so hat die Gesellschaft einen Schritt vorwärts in der Entwicklung getan: das enge Familienleben erweitert sich, Mann und Frau treten aus dem dumpfen Schlaf- und Kinderstubenkreis heraus und werden Bürger, die bereit sind, in die Gesellschaft einzutreten.

Johan machte eine Reise nach dem Familienhaus in Guise und sieht es aus nächster Nähe. Findet hier die Utopie verwirklicht, mit Dampfküche und Kinderhaus. Aber die Frauen, die jetzt von Küche und Kinderstube befreit sind, haben keinen Arbeitsmarkt; nachdem sie beschäftigungslos zu Hause gesessen haben, beginnen sie sich zu langweilen und schämen sich über ihre Beschäftigungslosigkeit. Sie nehmen daher die Kochtöpfe und die Kinder zurück, um etwas zu tun zu haben, da die Freiheit, nichts zu tun, sie ermüdet hat. Aber dort waren ihm auch die Augen aufgegangen über die bedrohte Stellung des Mannes. Die nicht arbeitenden Frauen hatten nämlich Stimmrecht erhalten und sassen in der Direktion, um über die Einkünfte des zehn Stunden am Tage arbeitenden Mannes mitzubestimmen. Das konnte keine Gleichstellung sein! Ferner sah er das ganze Familienhaus durch die Konkurrenz mit Untergang bedroht, da die Fabrik Luxuswaren, wie Schirmständer, Spucknäpfe, Springbrunnen und dergleichen produzierte. Er begann daran zu denken, wie einseitig doch der Industriesozialismus ist.

Darauf nimmt er Marx, Lassalle, Lange, Schaeffle und Bebel in die Hand, und die Arbeiterfrage stürzt über ihn. Die Arbeiterfrage hatte Johan immer mit einer gewissen Vorsicht hingenommen. Mit Arbeiter hatte man nämlich nur den Industriearbeiter gemeint, und das noch nach Partei-

interesse. Warum wurden nicht Erdarbeiter, Seeleute, Dienstboten dazu gerechnet? Im „Roten Zimmer“ hatte er gezeigt, dass der Arbeiterverein so etwas wie ein konstituierter und ausgebeuteter Wählerverein war. Er hatte das Geschrei gehört, als der Chef des Arbeiterinstituts von den Arbeitern gestürzt wurde, weil er geäussert hatte, die Arbeiter dürften sich nicht mit Politik befassen. Damals hatte er sich gefragt, ob der Doktor nicht etwas recht habe. Um sich mit den Schicksalen der Gesellschaft befassen zu können, war ebensoviel Wissen nötig, wie die ärztliche Kunst verlangt, mindestens ebensoviel; aber für die letzte Aufgabe forderte man Garantien, für die erste nicht. Das war eine der vielen Inkonsequenzen, welche die Gesellschaft in sich trägt; man hatte ja unwissende Bauern auf die Politik losgelassen, und das eine mochte ebenso gut oder schlecht sein wie das andere. Jetzt aber muss Johan selber erfahren, dass die Arbeiter bereits eine politische Partei und dass die Sozialisten deren Agitationsausschuss oder äusserste Linke sind. Er wird nämlich in Acht erklärt oder konservativ genannt, weil er nicht für das Interesse einer allerdings grossen Gruppe eintreten will, sondern die Freiheit für eine noch grössere Anzahl sucht. Er wollte die Gesellschaft nicht für eine einzige Klasse umredigieren, sondern für alle Klassen. Das gefiel dieser Klasse nicht. Und lustig war, dass die Arbeiter, die dem Reformator in seinem „Glückspeter“ Beifall geklatscht hatten, weil der a l l e n glatte Strassensteine geben wollte, jetzt unter allen nur sich selbst verstanden. Wer war nun der Konservative? Und wie wird man konservativ? Das kann so zugehen: entweder altert man und die Zeit wächst über

einen hinaus, oder eine Partei setzt durch starke Agitation ein liberales Programm durch. In zehn Jahren gilt in Schweden wahrscheinlich der für konservativ, der das Kapital nicht für Diebstahl hält (ausgenommen: die Sparkassen und Agitationskassen der Arbeiter); wer nicht an das philosophische System von Marx glaubt; wer nicht Atheist ist; wer nicht an die Frau glaubt; und vor allem, wer nicht an den unterdrückten Arbeiter glaubt.

„Nächst dem Henker ist niemand so unsympathisch wie der Märtyrer.“ Man glaubt nicht mehr an den Märtyrer, weil man weiss, dass niemand ein Leiden auf sich nimmt, ohne entsprechende oder grössere Vorteile davon zu haben. Johan selber hatte sich als egoïstischen Märtyrer entlarvt, und hatte eben das unterdrückte Weib entlarvt. Als er nun die Klage des Arbeiters hörte, als seien sie die einzigen, die es schwer haben, und ihre kühnen Forderungen las, die ganze Gesellschaft solle ihnen beispringen, wurde er von der Lust erfasst, zu untersuchen, ob sie wirklich unglücklicher als andere sind und eine solche lobpreisende hätschelnde Teilnahme vor andern Unglücklichen verdienen. Proletarier hatte er in allen Klassen gesehen: bei den Schriftstellern, Künstlern, Lehrern, Beamten, Soldaten, den verschämten Armen der Oberklasse, den Kätnern und Instleuten, den Dienstboten, überall. Er sammelte aus der Erinnerung seine Erfahrungen, las Berichte, studierte lebendiges Material und kam durch Vergleiche und Beobachtungen zu einem vorläufigen Ergebnis, das er später berichtigte.

Er begann damit, dass er zunächst des Menschen Beobachtungsmethode selber untersuchte. Da fand er denn, dass die Fähigkeit, wahr-

zunehmen und zu beobachten, monoman und automatisch arbeitet.

Er erinnerte sich: als er Geologie zu studieren anfing, war die erste Steinart, die er auf einer Exkursion beobachtete, devonischer Kalk, dunkelblau mit weissen Quarzstrichen, denn er wohnte zufällig in einer Gegend, wo diese Formation bloss lag. Während der folgenden vierzehn Tage sah er nur devonischen Kalk, wohin er kam. Das war keine Halluzination, denn der Kalk war dort vorhanden, aber ehe er seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt, hatte er ihn nie bemerkt. Jetzt dagegen sah er ihn in Steinmauern, in der Beschüttung der Landstrasse, in Treppenstufen, Kachelofensteinen. Er machte eine kleine Reise, und er sah weder Menschen noch Häuser noch Bäume, sondern nur Klippen und Schichtungen, und unter ihnen fiel das Auge immer auf devonischen Kalk. Er war besessen von devonischem Kalk.

Wer ein medizinisches Buch über eine bestimmte Krankheit gelesen hat, glaubt diese Krankheit zu haben, und alle Erscheinungen der Diagnose treffen zu.

Als er in Paris war und mit Björnson verkehrte, war dieser damit beschäftigt, die Brunst aus der Welt zu schaffen und las zu dem Zweck Brunstliteratur, und nun sah er überall Brunst. „Der König" war charakterlos aus Brunst, Sverdrup schloss Kompromisse aus Brunst, die Frauen waren unterdrückt aus Brunst, der Hering hatte abgenommen aus Brunst, das Bauholz war gefallen aus Brunst. Es war damals gefährlich, in Björnsons Nähe zu kommen, denn er sah bei seinen Freunden und Bekannten nur die Verwüstungen der Brunst. Er sah sie in den Malereien der Künstler, den Arbeiten der Schriftsteller, den einfachsten Handlungen der Menschen.

Wie grassierte nicht das „Puppenheim" viele Jahre lang, so dass jede nachlässige und lügenhafte Frau eine Nora war, und jeder Ehemann ein Helmer. Man sah nur unterdrückte edle Frauen und tyrannische kleinliche Männer. Die andern waren nicht zu sehen.

Sollte es nicht möglich sein, dass aus Analogie der unglückliche arme Arbeiter, der sich überall sehen lässt, eine Monomanie ist?

Johan holte aus der Erinnerung einige kleine Tatsachen hervor, mit denen er anfangen konnte. Als das „Rote Zimmer" erschien, wurde ihm ein Gruss von einem Arbeiter gesandt, der sich von der Schilderung des Arbeitervereins verletzt fühlte. Johan hatte nämlich den Helden im Frack von einem Diner kommen lassen, und dieser festliche Anzug wurde von den Arbeitern mit misstrauischen Blicken betrachtet. Der Gruss, den er jetzt von dem verletzten Arbeiter empfing, lautete so: Wenn der Dichter in den Verein kommen wolle, werde er sehen, dass sie alle Fracks tragen! — Besassen sie alle Fracks, so deutete das wenigstens nicht auf tiefe Armut, denn Johan selber hatte erst mit sechsundzwanzig Jahren die Mittel gehabt, sich diesen Festanzug zu leisten.

Als er zu dem Prozess wegen „Heiraten" nach Stockholm kommen musste, erschien ein früherer Arbeiter, der jetzt Werkführer war, bei ihm, um ihn auszufragen. — Kennen Sie den Arbeiter? fragte er Johan scharf. — Johan wusste weiter nichts vom Arbeiter, als dass er vom Kapital ausgebeutet werde und tief unglücklich sei; „der Unglücklichste von allen", hatte er eben geschrieben, aber er glaubte, ihn aus dem Grunde zu kennen. — Ich will Ihnen sagen, fuhr der Werkmeister fort, so gute Tage wie ich als Arbeiter hatte, habe

ich niemals als Werkführer gehabt. — Das kann man hinterher leicht sagen, wandte Johan ein. — Sehen Sie, seit die Maschinen aufgekommen sind, ist der Arbeiter nicht mehr Körperarbeiter, sondern Beamter. Er kontrolliert mit einer Schraube oder einem Krahn den Lauf der Arbeit, aber er arbeitet nicht mehr selbst. — Aber die Maschine macht ihn noch mehr zum Tier als die körperliche Arbeit. — Nein, das tut sie nicht. Denn jetzt steht er bei seinem Rad und liest die Zeitung und raucht eine Zigarre. — Das ist nicht wahr, sagte Johan. — Wie wissen Sie das? Haben Sie in einer Fabrik gearbeitet? Nein! Sehen Sie also erst nach, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält, und dann schreiben Sie! Sie wissen nicht, was Sie tun, wenn Sie den Arbeiter aufwiegeln. Er darf seine Arbeit auf die Maschine der Kapitalisten abwälzen, er beutet die Maschine des Fabrikanten aus: er sollte sich also nicht gegen die Maschinen erheben, die ihn von der schweren körperlichen Arbeit befreit haben. Aber wissen Sie, was er tut, wenn er unzufrieden wird und dem Kapitalisten schaden will: er verdirbt die Maschine. Sie sind verantwortlich für das, was Sie schreiben. Der Arbeiter ist bereits ein Herr, der Ihr Herr und aller Herr werden will, und wir wollen doch keine Herren mehr haben. — Johan war monoman auf den Arbeiter, lehnte alles ab, hörte auf keine Tatsachen, nahm keine Gründe an.

In Paris hatte er im Frühling zufällig den schwedischen Zuschneider einer Schneiderfabrik getroffen. Der Mann war früher Meister gewesen und hatte Arbeiter gehabt, aber sein Geschäft schliessen müssen, weil die Arbeiter ihre Lohnforderungen erhöht hatten. Er war noch immer

ein Freund der Arbeiter, aber er hielt sie nicht für so unglücklich, und er war jetzt mit seiner Stellung als Arbeiter zufriedener denn als Meister. Da kam gerade der grosse Schneiderstreik in Paris, und er stand mit seiner Familie im fremden Lande ohne Arbeit da. Jetzt, als es ihm an den Kragen ging, sah er die Dinge von einem neuen Gesichtspunkt. — Seine Verhältnisse verbessern, dazu hat jeder ein Recht, aber die Meister als Banditen behandeln, das ist nicht richtig. Sie tun nicht mehr und nichts anderes, als jeder Geselle tun würde, wenn er Meister wäre. — Ja, aber das System ist unrichtig, sagte Johan; sie müssten Anteil am Gewinn haben. — Als ich Meister war, hatte ich keinen Gewinn, sondern Verlust, und den wollten sie wahrhaftig nicht teilen. Wenn hier ein grosser Meister durch seine Verbindungen so viel verkaufen könnte, dass er jährlich zwanzigtausend Franken zurücklegte, so dürfte erstens der Gewinn dieses Jahres nicht verteilt werden, denn das nächste Jahr könnte Verluste bringen und dann wäre ein Reservefonds nötig; zweitens wäre dem Arbeiter mit fünfzig Franken geholfen, die er vielleicht bei der Jahresausteilung bekommt? Nein, der Sozialismus ist heute unmöglich! — Bei diesem System allerdings, sagte Johan. — Mögen wir denn bald das neue System erhalten, sagte der Schneider, der kurz darauf nach Amerika reiste, um mitten in die Streiks von Chicago zu kommen.

Dieser Zuschneider oder Arbeiter verdiente drei bis viertausend Franken jährlich, bewohnte mit seiner Familie eine kleine nette Wohnung, wie die eines Bürgers möbliert, und war immer gut gekleidet; seine Kinder sahen immer fein aus und seine Frau auch. Es war also nicht direkte Ar-

mut, aber es war eine unsichere Stellung. Unsicher aus mehreren Gründen, nicht am wenigsten durch die für den Augenblick übertriebenen Forderungen der Arbeiter.

Als Johan später Berichte über die Arbeitslöhne in allen Staaten Europas durchging, entdeckte er, dass es reiche und arme Arbeiter gibt, wie in allen andern Gesellschaftsklassen, und dass das allgemeine Gerede vom armen Arbeiter ebenso unbegründet ist wie das von der unterdrückten Frau. In Belgien sollen gewisse Glasbläser 20000 Franken jährlich verdienen, jedoch mit der Pflicht, Handlanger abzulohnen, die nicht allzu reichlich bezahlt werden; ein Diamantenschleifer in Amsterdam kann bis 30 Franken täglich erhalten, oder 9000 im Jahr; ein Ebenholztischler in Paris bis zu 20 Franken täglich; ein Maschinenarbeiter im ruinierten Deutschland 6 Mark täglich; der Arbeiter einer Pianofabrik im selben Land etwa 2800 Mark jährlich; ein Juwelenarbeiter in Rom bis 25 Lire täglich oder 7500 Lire jährlich. Dass die Löhne auch äussert gering sein können, das wusste man nur zu gut. Aber warum waren die Löhne in gewissen Zweigen so gering? Erstens weil die Arbeit durch die Maschinen so leicht geworden war, dass sie keinen grösseren Wert besass, zumal jetzt Kinder dazu genommen werden konnten. Konnte der Arbeiter da verlangen, dass eine leichte Arbeit ebenso hoch bezahlt werde wie eine schwere? Zweitens weil der Fabrikant mehr für die Maschine bezahlen musste, welche die wirkliche Arbeit leistet, und also weniger für den Arbeiter, welcher der Handlanger der Maschine ist. Drittens: der grosse Zulauf von Arbeitnehmern, die einander tatsächlich unterboten, um Konkurrenten zu töten; der

Arbeiter konnte doch nicht verlangen, dass der Fabrikant ihm mehr bot, als er forderte. Woher kam der grosse Zulauf? Das war die Frage. Vom Lande, wurde geantwortet. Warum kamen sie vom Lande? Aus vielen Gründen: die überzähligen Kinder des Bauern, die keinen Acker erhalten konnten, mussten in die Welt hinaus; die Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen machte viele Hände überflüssig; man war mit dem kargen und ungeselligen Leben auf dem Lande unzufrieden; hatte das berechtigte Verlangen, bessere Lebensbedingungen aufzusuchen, sich grösseren Lebensgenuss zu verschaffen. Also hier auf dem Lande, nicht in der Stadt, sass die Wurzel des Übels.

Er wirft sich jetzt auf das Studium der Lebensbedingungen des ländlichen Arbeiters und kommt zu dem Ergebnis, dass die sogenannte Arbeiterfrage nur ein Symptom ist, die Krankheit selbst tiefer liegt; dass durch die Forderung der Industriesozialisten, der Staat müsse einschreiten, um das Symptom zu verbergen, nicht die Krankheit geheilt werden könne. Und dann sieht er bald ein, dass die Arbeiterbewegung mehr politischer als sozialer Natur ist; dass die Arbeiter nur der vierte Stand sind, der sich nähert, um seinerseits die Bürgerschaft abzuschaffen und der Welt zu zeigen, wie er regieren kann.

Nun, die Arbeiter waren an der Reihe, ganz richtig, und ihre Revolution war ebenso berechtigt wie früher die der Bürger; aber hatte sie auch die Fähigkeit, der ganzen Gesellschaft die nötige Organisation zu geben, und war sie demokratisch genug, um für das Wohl aller Gesellschaftsklassen zu sorgen? Das war eine neue Frage. Der Arbeiter ist nicht mehr die niedrigste Klasse.

Er selbst glaubt über dem Bauern zu stehen, den er verachtet, weil er noch mit dem Körper arbeitet; er nennt sich selber schon Herr und hält sich unter besseren Bedingungen Dienstboten. Hat er sich in seinem Auftreten gegen andere unterdrückte Klassen liberal genug gezeigt? Sehen wir nach! Er petitioniert und schreibt, oder lässt schreiben, dass er nicht die freie Konkurrenz oder die Manchesterlehre bekennt, sondern will, dass der Staat für einen Normalarbeitstag, Kinderschutz und dergleichen eintritt. Er will also Schutz. Nun kommt ein Reichsunglück in der Form einer landwirtschaftlichen Krisis und bedroht das Hauptgewerbe des Landes. Die Notleidenden verlangen als Wohltätigkeit des Staates Hilfe in einem vorübergehenden Schutzzoll. Der Arbeiter erhebt seinen Ruf: Freiheit und keinen Schutz; Schutzzölle sind eine Barbarei, die den andern nützt, um uns zu schaden. Ja, aber er wollte ja Schutz für sich! Also für sich, aber nicht für die andern. Ferner versteht er nicht, dass sein Brot ebenso teuer wird, mit Zoll wie ohne Zoll, da die Zunft der Bäcker den Preis diktiert; schliesslich versteht er nicht, dass eine ruinierte Bauernklasse von einigen Millionen Nichtkäufern die Industrie ruinieren und Scharen von Arbeitern in Not bringen würde.

Der Arbeiter, der Feind der freien Konkurrenz, predigt doch des Weibes freie Konkurrenz mit dem Familienversorger. Warum? Ibsen begrüsste in seiner norwegischen Thronrede die beiden neuen Adelstände, den Arbeiter und das Weib! War das ironisch, wie gewöhnlich, oder prophetisch?

Der Arbeiter ist wohl die neue Bourgeoisie, die mit der nächsten Revolution zur Macht kommt

mit ihrer Schar juristischer Gehilfen; und es liegt nichts Böses darin, dass sich das Niveau senkt, dass die alte Oberklasse verworfen wird und eine neue kommt. Das ist vielleicht noch das Rationellste in der ganzen Entwicklung, da es bisher Schritt vor Schritt gegangen zu sein scheint, und der Sieger das Recht hat.

Nun aber tauchen dahinter neue Fragen auf. Sollen die andern Gruppen der Gesellschaft mit beifälligem Schweigen zusehen, ohne Widerstand zu leisten? Mit Recht und Gerechtigkeit wird ja nicht gerechnet, aber angenommen, eine grössere Mehrheit glaubte noch an diese Faktoren und wollte sie in die Rechnung einsetzen: hat der Arbeiter recht in allen seinen Anklagen gegen den Kapitalisten? Hat er ein Recht zu den Maschinen, und ist ihm damit geholfen, und können nicht andere Mittel seine Not lindern, wo sie wirklich vorhanden ist? Um recht zu haben, muss man Mehrheit sein, weil das Glück der meisten das Beste für das Ganze ist, und weil nur eine Mehrheit Recht erhält, was die Hauptsache ist. Sind die Arbeiter in Schweden Majorität? Die Statistik zählt 410371 Personen mit Frauen, Kindern, Dienstboten unter der Rubrik Grubenbau und Fabrikindustrie; aber 2309790 unter Landwirtschaft und Nebenzweigen. Wenn man aus der ersten Ziffer die Arbeiter allein herausdestilliert, die „Ausgebeuteten", erhält man nach einer andern Angabe rund 52000 Industriearbeiter auf eine Volksmenge von $4^1/_2$ Millionen, also eine verschwindende Minderheit. Aber der Arbeiter hat die grosse Renaissancebewegung für sich in Anspruch genommen, die mit der französischen Revolution darauf ausging, die ganze Gesellschaft umzugestalten, und einen orthodoxen Arbeiter-

sozialismus schuf, mit einer Bibel, die voll von Fundamentalirrtümern älteren Datums ist und aus der schon Katechismus und Handbuch ausgezogen sind. Die grossen Propheten sind Karl Marx und Lassalle, mit denen „ewige" sozialistische Wahrheiten zum erstenmal zur Welt gekommen sind; an die muss man glauben, um selig zu werden, obwohl moderne Freidenker die Hauptwahrheiten schon widerlegt haben.

Kapital (oder Eigentum, so genau wird es nicht genommen) ist Diebstahl: so lautet ungefähr das erste Gebot; billiger ausgedrückt: alles Kapital ist die Frucht der Arbeit und der Arbeit allein, der Kapitalist hat die Frucht von der Arbeit, darum ist des Kapitalisten Besitz an Kapital oder Arbeitsfrucht Diebstahl. Ist das ein richtiger Schluss? Kann nicht die Erwerbung fremder Arbeitsfrüchte auf einem andern Weg geschehen, zum Beispiel durch Tausch oder Kauf?

Es kommt zum Beispiel ein regsamer und ehrlicher Arbeiter in ein Dorf, wo es eine Menge überzähliger Bauernkinder gibt, die hungern und schlecht leben, weil der Boden nicht reicht oder schlecht bestellt ist. Mitten durch das Dorf läuft ein Bach, der einen Wasserfall bildet. Der Regsame und Ehrliche ist kein Kapitalist oder übelgesinnter Ausbeuter, aber er will leben wie alle andern, und er hat zweitausend Kronen auf der Sparkasse; die hat er in zehn Jahren bei seiner Arbeit zurückgelegt, statt sich im Kruge Branntwein zu kaufen. Mit diesen Ersparnissen kauft er den Wasserfall, der für die Bauern wertlos ist, auf fünfzig Jahre. Mit seinem Wasserfall, den er ehrlich erworben, und mit dem guten Ruf eines ehrlichen und regsamen Menschen kommt er

zu andern ehrlichen und sparsamen Männern und leiht sich eine Summe, um zum Beispiel eine kleine Hutfabrik zu bauen.

Darauf fragt er die ausgehungerten Bauernkinder: Jungen, ihr habt bisher Kartoffeln und Hering gegessen und in der Sonne gehockt; wollt ihr bei mir zehn Stunden täglich arbeiten, so kriegt ihr jeden Tag Brot und Hering und Kartoffeln zu essen, und wenn ihr fleissig seid, kriegt ihr Fleisch am Sonntag und ein Glas Bier. Die Bauernkinder segnen den edlen Mann, und die Fabrik geht.

Wenn am Sonnabend abgelohnt wird, strömt ein Scherflein zum Kaufmann des Dorfes, der den Bauernkindern Waren für ihr Geld gibt; ein Scherflein kommt zum Bäcker; viele gelangen ins Wirtshaus, wo man isst und trinkt. Wenn aber der Kaufmann jetzt Geld bekommen hat, geht auch er öfters zum Bäcker, und der Bäcker geht zum Gastwirt, und der Gastwirt geht zu den Bauern und kauft Getreide und Fleisch, und jetzt steigen die Preise auf der einen Seite und fallen auf der andern; wenn aber alle verkaufen können, so herrscht allgemeine Zufriedenheit. Die Armenpflege erfordert weniger Ausgaben, und die Eltern brauchen überzählige Kinder nicht zu ernähren.

Jetzt kommen die Folgen. Die Fabrik macht Strohhüte, und das Flechten wird teuer, denn die Bauernfrauen nehmen ebensoviel für die leichte Arbeit wie für das Zusammennähen des Hutes. Der Fabrikant geht im Dorf umher und fragt Frauen und Mädchen, ob sie Stroh flechten wollen, in freien Stunden, während sie beschäftigungslos dasitzen und Kinder beaufsichtigen, Ziegen weiden oder auf den Kochtopf

passen. Ja, das wollen sie. Aber sie erhalten weniger bezahlt, weil die Arbeit leichter ist, und weil sie es billiger machen können, denn sie haben einen Mann oder einen Vater, der sie versorgt, also ist ihre Zeit billiger.

Jetzt blüht das Dorf und das Geschäft geht. Der Fabrikant spart Geld und wird reich. Als reicher Mann baut er sich ein Haus und kauft wertloses Bauholz vom Bauer, Kalk vom Handelsmann; und jetzt schafft er sich Pferde an, und muss Hafer vom Bauer kaufen; und seine Dienstboten brauchen Essen in grosser Menge. Und die Bauern pflügen alte Weiden um und säen Weizen und Hafer, und allgemeine Zufriedenheit herrscht im Dorf.

Da kommt ein Sozialist ins Dorf, ein richtiger Berliner, und hält den Arbeitern, die sich jetzt haben verheiraten können und die Töchter der Bauern versorgen, im Krug eine Rede, die ungefähr so lautet: Alles Kapital ist gesammelte Arbeit; dieser Kapitalist ist an eurer Arbeit reich geworden, denn ohne eure Arbeit wäre er nicht reich geworden. Die Maschinen sind des Arbeiters, also ist er ein Dieb. Zeigt ihm, dass sein Kapital ohne eure Arbeit wertlos ist, und streikt.

Daraufhin streiken sie, lärmen vor dem Fenster des Fabrikanten. Der kommt heraus und hört des Werkmeisters Rede über Kapital und Diebstahl an. Was soll nun der Fabrikant antworten, ohne damit zu prahlen, dass er das ganze Dorf zum Blühen gebracht? Kann ein aufgeklärter Leser das sagen? Dieser Mann hat nie gestohlen, nur geschenkt. Er hat diesem Wasserfall Wert geschenkt; er hat den freien Stunden der Frauen Wert geschenkt; er hat der Arbeit der Bauernjungen Wert geschenkt; dem Grund und

Boden und allen Grundstücken des Dorfes Wert geschenkt. Wodurch? Durch seine Ehrlichkeit, seine Sparsamkeit, seine Voraussicht, seine Regsamkeit: also durch seine Arbeit und seine Intelligenz. Das war der Ursprung des Kapitals! Und nicht Diebstahl.

Aber ohne ihre Arbeit, wendet der Sozialist ein, wäre er nicht reich geworden.

Aber nur mit ihrer Arbeit im Sonnenschein wäre er nicht reich geworden, also ist das Kapital nicht nur von ihrer Arbeit gekommen. Ein Arbeiter hat ihn nicht bereichert, aber er hat einige hundert aus der Armut erhoben.

War da das Spiel nicht gleich? Vielleicht standen sie in gleich grosser Schuld zu einander und waren also quitt? Waren sie nicht zufrieden, so könnte er morgen nach zweitausend Bauernburschen telegraphieren, die ihm mit aufgehobenen Händen danken würden, dass er ihnen Schweinefleisch und Brot statt Kartoffeln und Hering gab. Hatte er nicht seine Ersparnisse aufs Spiel gesetzt, als er das Unternehmen begann, und tat er das nicht noch heute? Musste er nicht eine Risikoprämie haben, als Direktor nicht einen Gehalt beziehen?

Angenommen, die Arbeiter bekämen oder nähmen die Fabrik, um alle so reich zu werden wie er. Das Geschäft ginge sofort zurück, denn sie wüssten nicht, wo die Käufer zu finden sind; sie wüssten nicht, wie eine Korrespondenz geführt wird, wie Wechsel ausgeschrieben werden, Geld angelegt wird. Die Fabrik, die in der Hand des Regsamen und Kenntnisreichen 20 000 Kronen jährlich brachte, könnte jetzt nicht mehr als 10 000 bringen. Jetzt erhielten die 200 Arbeiter im ersten Jahr eine Dividende von 50 Kronen;

mit ihrem Durchschnittslohn also 850 Kronen statt 800. Im nächsten Jahr müssen die Maschinen repariert werden. Da sich die Arbeiter nicht durch Klugheit und Tüchtigkeit einen guten Namen gemacht haben, erhalten sie keinen Kredit. Die Fabrik macht Konkurs. Die Häuser werden wertlos und die Arbeiter, die ihr Kapital gestohlen haben, sehen nun, wie Kapital ehrlich erworben sein und in einer tüchtigen Hand grossen Wert besitzen, aber in schlechten Händen wertlos sein kann.

Das war nun ein Fall, aber ein ganz gewöhnlicher Fall, von Kapitalbildung. Es gibt so viele andere Fälle, in denen das Kapital aus eigener Arbeit entsteht, dass vom Diebstahl nicht die Rede sein kann. Ein Arzt wird reich, ohne irgendwelche Arbeiter auszubeuten; ein Bauer entdeckt eine Grube; ein Ingenieur erfindet eine Maschine; ein Sohn erbt (zum Beispiel das Vermögen eines Arztes); ein Misswachs in Deutschland kann einen russischen Getreidehändler reich machen, ohne dass er zu stehlen braucht; ein Krieg kann den Wert der Papiere eines Rentiers steigern, ohne dass er die Not bewuchert. Und so weiter.

Kapital kann ja in etwas anderm liegen als in körperlicher Arbeit: in gutem Verstand, Fleiss. Aber Marx war Philosoph, und was schlimmer war, ein deutscher Idealist und Hegelianer. Seine Methode besteht darin, als Obersatz das gesuchte Ergebnis aufzustellen, gerade das, was entdeckt werden sollte. Darauf sammelt er eine grosse Menge Tatsachen, die den Satz beweisen; die das Gegenteil beweisen, werden ausgelassen. Das ist eine alte gute philosophische Methode. Marx war auch nicht der gelehrte Forscher, zu dem man ihn hat machen wollen, sondern der leiden-

schaftliche Agitator, der von London das Programm der Internationalen redigiert. Lassalle war sein reisender Vertreter. Beide waren Idealisten, sahen feuerrot, und wollten sofort verwirklicht sehen, was ihre Schreibtischphantasien geschaffen hatten. Wie konnten sie anders, Kinder der Reaktion und Romantik, die lebten und wirkten, ehe noch der Transformismus die alten Gehirne hatte säubern können? Und wie kann eine junge Generation auf so alten, schon vorhistorischen Grund bauen?

Johan hatte immer etwas Furcht vor dieser Art Sozialismus gehabt; und er hatte nur in „agitatorischer Absicht" oder zum Experiment Lehnsätze aus dessen Büchern genommen, doch die Frage des wachsenden Privateigentums gelassen. Als er nun die Arbeiterfrage zu untersuchen anfing, findet er bald, dass mit deren Lösung allein der Gesellschaft nicht geholfen ist. Dadurch, dass die Arbeiter Maschinen erhielten, war Gedanken- und Druckfreiheit nicht garantiert (eine Menge Arbeiter waren Pietisten); auch die politische Freiheit wäre nicht sicher (es gab monarchistische Arbeiter, die königliche Prozessionen veranstalteten). Ferner begann er im Industriearbeiter nicht das allernützlichste Mitglied der Gesellschaft zu sehen, denn der produzierte nicht, sondern bearbeitete nur, und oft eine Menge zweifelhafter Nützlichkeiten, oder geradezu Unnützlichkeiten, wie Galanterieartikel, Luxusmöbel und dergleichen, die nur in andere Hände kamen. Bei seiner Naturschwärmerei musste der Arbeiter bald das Aussehen eines Auswuchses annehmen, auf dem andern grossen Auswuchs, der die Grossstadt ist; nur durch eine gründliche Operation könnte der exstirpiert werden.

Damals tritt Johan in den zweiten Grad des salomonischen Tempels des Sozialismus und wird Agrarsozialist, oder konservativer Sozialist, wie alle die Gruppen genannt werden, die nicht orthodoxe Maschinensozialisten sind.

Als Johan seinen Essay über die soziale Frage, in dem er die Todsünde beging, daran zu zweifeln, dass die heutige Entwicklung ein Fortschreiten ist, hatte erscheinen lassen, las er des weltberühmten Henry Georges Buch „Fortschritt und Armut". Da kam unter vielem andern ein Kapitel vor, das die Überschrift trug: „Warum ein Rückschritt in der modernen Zivilisation möglich ist", und in dem Kapitel war zu lesen:

> „Gerade jetzt lächelt man gern, sobald angedeutet wird, dass wir nicht in jeder Beziehung vorwärts kommen; und der Geist unserer Zeit gleicht dem, der das Gebot auszeichnet, das der schmeichelnde Premierminister dem chinesischen Kaiser vorschlug, der die alten Bücher verbrennen liess: Alle, die mit einander über Schi und Schu zu sprechen wagen, sollen entleibt werden; und die die Vergangenheit erwähnen, um die Gegenwart zu tadeln, sollen mit ihren Angehörigen den Tod erleiden."

Darauf spricht George die Vermutung aus, dass wir uns am Ende der Zivilisation befinden. Die Rettung der Gesellschaft sieht er nicht in der Enteignung der Maschinen, sondern in einer einzigen ausgedehnten Reform der Landwirtschaft, ganz wie die jetzt belächelten Physiokraten im vorigen Jahrhundert gepredigt haben. Dieselbe Andeutung, dass die Industriegesellschaft untergeht und von einer landwirtschaftlichen Gesellschaft abgelöst wird, hatte Nordau schon in seinen „Lügen" ausgesprochen. Und Agrarsozialisten gab es in ganz Europa: in England hatte R. Wal-

lace 1883 die Nationalisierung des Bodens vorgeschlagen; in Deutschland gab es Agrarier mit Professor Adolf Wagner als Vertreter, und in Frankreich traf Johan Agrarkollektivisten, von denen er später viel sagen will.

Wieder war er eine halbe Elle voraus gewesen, und als er im Vorbeigehen einen Wink hinwirft, dass die soziale Frage durch landwirtschaftliche Reform gelöst werden wird, und dass die Zivilisation zurückgeht, kommen Gerüchte in Umlauf, er sei nicht mehr geistig normal. Ja, man beginnt durch Abgesandte ernstlich seinen Geisteszustand zu untersuchen. Was die gebildete Welt eben gelesen hatte, gehört und erörtert hatte (George war in einigen hundert Ausgaben gelesen und von den Zeitschriften der ganzen Welt besprochen worden), das war den Schweden noch eine Torheit.

Als Johan dann wieder nach Paris kam und durch Beobachtungen in der Grossstadt in seiner Ansicht bestärkt wurde, dass das Elend mit der Zivilisation wächst (Paris hatte 400 000 Arme), sich aber in der Minderheit befand und darum niedergeschlagen war, las er eines Morgens im Figaro, der ersten Pariser Zeitung, dass Graf Tolstoi, der Held des Tages in Frankreich, die alte Fahne Rousseau gehisst, mit Dichtung und Gesellschaft gebrochen habe, der Zivilisation den Krieg predige, zum gesunden Leben in dem einfachen passendsten Milieu, das das Land im Gegensatz zur Stadt bietet, zurückkehre und Bauernprophet geworden sei. Das Lächeln der Boulevardzeitung ist für einen Augenblick erloschen, und sie besinnt achtungsvoll die Erscheinung, ohne jedoch Apostel werden zu wollen. — Noch ein Tor, dachte Johan; froh, nicht mehr der einzige

zu sein, hier auch nicht. Und Tolstoi war auch nicht der einzige in Russland, denn die ganze Nihilistenbewegung wie der Aufruhr der Kommune in Paris war ja eine Empörung gegen die Luxuskultur und hatte seinen Grund in Naturschwärmerei. Dem dummen Grinsen der Halbignoranten war Johan also dieses Mal zum Opfer gefallen, und, was schlimmer war, selbst der Grossmeister in Berlin, Bebel, scheint von derselben Sehnsucht nach einem gesunden Rückschritt ergriffen zu sein. So hat der Meister gesagt: „Die neue Gesellschaft wird diese Frage (die Hebung der Landwirtschaft) leichter lösen, weil sie allmählich die grossen Städte auflöst und die Bevölkerung dezentralisiert." Und er ist zuweilen nicht ganz frei von etwas arkadischer Schwärmerei, wenn er schildert, wie in der neuen Gesellschaft „die ländliche Bevölkerung sich der Industrie widmet, die Industriebevölkerung der Landwirtschaft"; ja der wilde Agitator, der seine Zeit zwischen Reichstag und Werkstatt teilt, ist bereits erfasst von des Alters reiner Lust nach einem Gärtchen, und er verallgemeinert diese Sehnsucht für die neue Gesellschaft:

> „Jede Gemeinde soll eine Kulturzone bilden, in welcher der grössere Teil der Lebensbedürfnisse gebaut wird. Besonders soll dann die Gartenpflege, diese angenehmste von allen praktischen Beschäftigungen, ihre höchste Blüte erreichen. Blumen, Prachtbüsche, Gemüse, Obstbäume bieten ein unerschöpfliches Feld für die menschliche Tätigkeit, und gerade diese Arbeit ist Detailarbeit, welche die Anwendung grösserer Maschinen ausschliesst."

Er schwärmt ja, der grosse Realist, und träumt von einem Volk von lauter Gärtnern. Wie jetzt aber Johan mit dem Agrarsozialismus kam, wurde er von minderjährigen Bebelianern als ein Kind

der alten Zeit empfangen, das seine Lust, „auf Sommerfrische zu wohnen", in System setzen wollte. War es Unwissenheit oder ein schlechteres Motiv, das diese Äusserung diktierte? Aber auch Bebel spricht von wissenschaftlicher Pedanterie, von der Erniedrigung der schönen Künste zu Handwerken, und sagt voraus, dass die Kunst in einer neuen Gesellschaft zu freiem Spiel zurückkehrt. Johan war also ein reiner Bebelsozialist in allen Punkten, sogar in der Frauenfrage, denn er erklärt, gleich dem Propheten, dass die Befreiung der Frau (die darin besteht, dass sie zu strenger Arbeit angehalten wird), „unter den jetzigen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen ebenso unmöglich ist, wie die Lösung der Arbeiterfrage."

Warum wurden dieselben Lehren, wenn Johan sie verkündigte, von den Jungsozialisten in Schweden so schlecht aufgenommen? Es müssen rein persönliche übelwollende Motive der Freunde oder Freundinnen gewesen sein. Absetzung um jeden Preis. Nicht so, sondern so!

Nachdem er sein Vorhaben in Paris ausgerichtet, zog Johan aufs Land zu französischen Bauern. Dort blieb er zehn Monate und studierte mancherlei, darunter die Bauern.

Während dieser Zeit tritt der Agrarsozialismus in Frankreich auf und wird von der „Nouvelle Revue" in die Hand genommen, die Eugène Simons unter dem maskierten Titel „La Cité Chinoise" dargestellten Vorschlag druckt, die soziale Frage durch eine einzige Grundsteuer oder impôt métrique zu lösen. Kurz darauf erscheint Toubeaus ausgeführte Arbeit über die Hebung der Bevölkerung durch metrische Besteuerung; und dann erhält die Bewegung ein Organ in Fernande Maurices Zeitung „La Terre aux Paysans".

Die Torheit war jetzt in System gebracht und machte Propaganda. Die Lehren der französischen Agrarsozialisten umfassten in Kürze folgende Hauptpunkte: Die Industriearbeiter drängen sich in den Städten, weil sie vom Lande einwandern; diese Einwanderung hat zur Hauptursache: Mangel an Grund und Boden. Heilmittel: metrische Besteuerung, zum Beispiel 25 Francs das Hektar. Der kleine Landwirt verliert nichts, aber der grosse wird gezwungen, Wälder und Jagdgründe unter Preis zu verkaufen und sich auf die kleine Landwirtschaft zu legen, die mehr lohnt als die grosse. Eine andere Gruppe fügt hinzu: sofort die 16 Millionen Morgen Land austeilen, die Weide sind; die landwirtschaftlichen Methoden verbessern und aus der Landwirtschaft Gartenbau machen: dann werden fünfmal soviel Leute von Frankreichs Boden ernährt werden können.

Die Absicht war, die ländliche Bevölkerung an ihre Scholle zu binden, damit die Städte nicht überschwemmt und die Arbeitslöhne gedrückt würden; denn der überflüssige Zulauf an Kräften setzte die Löhne herab, nicht die Kapitalisten, das wusste man wohl, und die Löhne würden sofort steigen, wenn es an Arbeitern mangelte.

Warum ist nun der Agrarsozialismus den Führern der Arbeiterpartei so verhasst und wird von ihnen sofort als konservativ abgelehnt? Ja, augenscheinlich weil er dazu beiträgt, die Geschäfte der Gesellschaft ruhig abzuwickeln, also den Konkurs vermeidet. Aber die Arbeiter wollen Bankrott, und die Unzufriedenheit darf nicht aussterben, sondern muss am Leben erhalten werden. Es mag ja auch möglich sein, dass eine Krisis besser ist als eine langsame Entwicklung, aber

sie kann auch Panik hervorrufen und Kompromisse von noch schlimmerer Natur veranlassen.

In Deutschland hat man also von der Seite der Industriesozialisten zu allen Hilfsmitteln der deutschen Philosophie gegriffen, um aus Statistik ein System zu konstruieren, das zeigen soll, dass der kleine Ackerbau das Schlechteste von allem ist und dass der Bauer ein fossiler Überrest ist, der in den Lagerungen der sich jetzt bildenden Gesellschaftsformation versteinert. Zu diesem Zweck wählte die sozialistische Zeitschrift „Neue Zeit" Frankreich zum Opfer, wo der Grundbesitz mehr zerstückt ist als in andern Ländern Europas, und wo der Bauer tatsächlich die einzige Klasse ist, die einen Wohlstand besitzt, der von Industrie- und Handelskrisen unabhängig ist und sogar ausserhalb des Einflusses der ausländischen Getreidekonkurrenz steht. Nun müsste doch das Gegenteil bewiesen werden, und man geht ans Werk mit einem unbewiesenen Satz: die Industrie ist vom Handwerk, bei dem der Arbeiter die Maschine besass, zu Grossindustrie übergegangen; also muss der Ackerbau vom Kleinbetrieb zu Grossbetrieb übergehen, weil das das Gesetz der Entwicklung ist. Als beweisende Beispiele werden die Riesenfarmen von Amerika angeführt, die des Zusammenhangs wegen mit Dampfpflug betrieben werden sollen, trotzdem sie mit Pferden und Mauleseln beackert werden; und um den Vergleich ziehen zu können, erwähnt man nicht, dass sie aus jungfräulicher Erde bestehen, die nicht gedüngt zu werden braucht. Der Vergleich, der also auf beiden Beinen hinkt, muss indessen beständig als Voraussetzung in dem idealistisch philosophischen System stehen, das jetzt auf die

falschen Voraussetzungen von Marx begründet wird.

Darauf rückt die Statistik vor, und jetzt wird bewiesen, dass in den Departements Frankreichs, in denen grosse Landwirtschaft betrieben wird, die Erde am meisten gibt, dagegen in denen, wo der kleine Ackerbau herrscht, die Erde am wenigsten gibt. Nun will aber das Unglück, dass erstens eins von den Departements, die unter der Rubrik Grossgrundbesitz angeführt werden, das Departement Nord, gerade das Departement ist, in dem der Grundbesitz in ganz Frankreich am meisten geteilt und am besten bebaut ist. Was ferner der um Paris gelegenen Güter grossen Ertrag per Hektar betrifft, so hat wiederum die gefährliche Statistik Zweideutigkeiten gesagt. Es ist wahr, dass es in dem erwähnten Departement die grössten Pächter in Frankreich gibt, aber ist die Grösse des Grundbesitzes die Ursache des grossen Ertrages per Hektar? Nein, denn die Nähe der Hauptstadt hat die Düngerstoffe leicht zugänglich und billig gemacht, und ausserdem hat der grosse Pächter die Gewohnheit, Geld auf künstlichen Dünger anzulegen. Zieh die Auslage aus der Berechnung und sieh dann nach dem Netto des Ertrages. Kein Departement gibt soviel wie das Departement Nord, weil es so sehr zerstückt ist und darum gut bearbeitet wird; dessen wirklicher mittlerer Ertrag per Hektar ist noch grösser als der des Seinedepartements, weil dessen Bauern den kostbarsten, aber billigsten aller Dünger benutzen, l'engrais humain.

Darauf kommt ein Fehlschluss in grösserem Massstab: die Hypotheken sind ungeheuer gestiegen, und das zeigt, dass der Bauer ruiniert ist. Nein! Erstens nimmt der Bauer keine Hypo-

thek, sondern legt soviel Geld zurück, dass er 1871 zwei Drittel der französischen Anleihe für die Kriegskosten zeichnen konnte. Zweitens, wenn er eine Hypothek nähme, so zeigte das, dass er seinen Ackerbau verbessert, denn Hypotheken werden zu produktiven Zwecken angewandt, um Werkzeuge und Dünger zu verbessern, sind also keine ruinierende Schuld. Drittens sind es tatsächlich die grösseren Grundbesitzer, die leihen. Und das Ergebnis der neuen Forschung wird: in Frankreich sind alle Grossgrundbesitzer und Pächter ruiniert, und Grund und Boden wird so niedrig verkauft, dass bald jeder Tagelöhner ein Stück besitzen kann. Also geht in Frankreich die Evolution immer noch zum kleinen Ackerbau vom grossen.

Und was die grosse industrielle Landwirtschaft betrifft, so sind nur einige Versuche zustande gekommen, aber mit Verlust. Eine Aktiengesellschaft in Colombier bei Alençon, die etwa 800 Morgen Land mit vier Dampfpflügen bebaut, verliert jedes Jahr 25 000 Francs. Ein Dampfpflug kostet nämlich 32 000 Franken und arbeitet nur vier Monate jährlich, ist also acht Monate totes Kapital, kann sich also nicht lohnen. Nein, die grosse Landwirtschaft in Europa ist eine Revolution, die bald vorbei ist und eine Reaktion hinterlässt und ausserdem ein loses Landproletariat, denn die vielen Leute, die zum Pflügen, Säen und Ernten zusammengezogen werden, haben nachher keine Stellung.

Und in Deutschland, wo die grosse Landwirtschaft Fortschritte gemacht hat, ist auch die ländliche Bevölkerung ruiniert oder in kapitalistische Sklaverei gebracht worden. Wie können denn die Industriesozialisten aus Analogie diese Evolution

lobenswert und zeitgemäss finden, während dieselbe Bewegung auf dem Gebiet der Industrie als eine monströse Barbarei behandelt wird?

Die ganze gelehrte Abhandlung war nur Tendenzpoesie, deren Stoff der Statistik entlehnt wurde. Und sie machte doch Anspruch darauf, wissenschaftlich zu sein, weil sie der Volkswirtschaft Ausdrücke, den Tabellen Zahlen und die ganze Methode der deutschen Philosophie entlehnte.

Jetzt beginnt Johan sich zu fragen, ob nicht der ganze Sozialismus ein philosophisches System ist, ein Versuch, im Gedankenapparat die wirren Wahrnehmungen von den wechselnden, mannigfachen Erscheinungen des Lebens zu ordnen; und ob nicht dieser Ordnungssinn der Schöpfer all dieser Systeme in Wissenschaft, Philosophie, Politik gewesen ist; die darum auch alle gefallen sind, weil sie nur ein Ausdruck vom Ordnungstrieb des subjektiven Geistes waren. Aber die Wirklichkeit, die immer Unordnung, Unregelmässigkeit, Differenzierung, Entstehung von Arten wollte, hatte sich immer eigensinnig geweigert, sich zu ordnen, sich zu klassifizieren. Darum waren alle Systeme tot, während das Leben weiter ging; während man das System aufstellte, war die Zeit vergangen, und als man das System predigte, konnte es nicht mehr angewandt werden, und als es angewandt werden sollte, passte es nicht mehr.

Das System des deutschen Industriesozialismus hatte denselben Fehler wie einst Linnés System für das Pflanzenreich: der Einteilungsgrund war einseitig. Der sah nur auf ein Organ, ein Interesse: das Geschlecht. Daher kam dieses ungeheuerliche Missverhältnis der Einordnung: eine

Klasse umfasste nur zwei Familien, eine andere einige tausend. Der deutsche Sozialismus hatte nur eine einzige Gesellschaftsklasse gesehen: den Industriearbeiter, und nach ihm sollte die ganze Gesellschaft geordnet werden. Dass Marx, der in einer Industrieprovinz wie Rheinpreussen geboren, in einem Industriezentrum wie Berlin erzogen war, dann seine publizistische Tätigkeit in Köln ausübte, die Welt für eine industrielle Organisation hielt, konnte man verstehen. Demselben Gleis folgte später Bebel, der in Köln geboren ist und dann im Industrieland Sachsen lebte. Der Menschengeist ist begrenzt und niemand wird ganz frei von seinem Milieu, ebenso wenig wie von den Dispositionen seines Körpers. Aber noch weniger kann sich der Geist vom allgemeinen Gedankenstrom seiner Epoche isolieren, sondern muss mehr oder weniger von deren Irrtümern und Wahrheiten befangen sein. Marx ist im Anfang des Jahrhunderts geboren, erbt zum Teil von der französischen Revolution, aber auch von der heiligen Allianz, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. Als Hegelianer, der er anfangs war, musste er das Bestehende schätzen, aber als Israelit ist er zu positiv angelegt, um Ideologe zu werden, und als Nichtchrist rechnet er nicht auf die Engelnatur des Menschen. Er ist Realist, aber er hört nicht auf, Philosoph zu sein; er ist Positivist, aber noch nicht Epolutionist. Als Philosoph sieht er nur seine Voraussetzung.

Im „Kapital", aus dem das System aufgerollt wird, das aber noch nicht evolutioniert ist, sieht er im Kapitalisten den bewussten Schelm, den Ausbeuter. Er sieht nicht ein, dass der Kapitalist mit ebensogrosser Notwendigkeit entstanden

ist wie der Proletarier, und dass der Unterschied zwischen einem bewussten und einem unbewussten Schelm sehr gross ist. Demselben monomanen Verfahren waren ja alle Bildner wirtschaftlicher Systeme vor ihm unterworfen. Die wirtschaftliche Schule hatte nur das Kapital im Geld gesehen, die physiokratische im Acker, die Adam Smithsche in der Arbeit. Marx findet das Kapital nur in der Arbeit Ausgebeuteter. Das wirkliche Leben ist kein Produkt, das aus einem einzigen Faktor entstanden ist. Es sind doch immer mindestens zwei. Mag Marx ein Wecker sein, aber an Propheten glaubt niemand mehr; und doch wird Marx ein Prophet genannt und seine Bekenner sind gläubig, blind gläubig, die alles sehen, was sie wünschen, und noch mehr.

Marx war auch Parteiagitator, und eine bessere Partei als die der Arbeiter war nicht zu benutzen, wenn man die alte Gesellschaft sprengen wollte; und als Agitator ist er unser und aller Unzufriedenen Antesignaner, und nur als Partei hat die Arbeiterpartei eine grosse Mission, aber nicht als der kommende vierte Stand: als Arbeiterbourgeoisie.

## 18.

## Der Sohn einer Magd

(1886)

Nachdem Johan sich aus der alten Weltanschauung herausgearbeitet, die Lehre vom Himmel und Gott fallen gelassen hatte, war er folgerichtig auf sich allein als Träger seines Schicksals hingewiesen. Als er nun Bekanntschaft mit seinem Selbst schliessen soll, findet er einen bunten Wirrwarr, der keinen Körper hat, der je nach dem Standpunkt des Betrachters die Form wechselt, der vielleicht nicht mehr Wirklichkeit hat als der Regenbogen, der zwar erscheint, aber nicht vorhanden ist. Um seine irdische Laufbahn auf eine vernünftigere Art fortsetzen zu können, als er sie bisher gegangen war, beschloss er, Bücherabschluss mit dem Alten zu machen, die Ereignisse seines Lebens von Anfang an durchzugehen,

die Entstehung und Entwicklung seiner Seele zu untersuchen; wie sie unter allen zusammenwirkenden Ursachen von Erblichkeit, Erziehung, Naturell, Temperament entstanden und sich unter dem Druck und der Einwirkung der äusseren Ereignisse und geistigen Bewegungen der historischen Epoche entwickelt hatte.

Das war der Hauptzweck des Buches vom „Sohn einer Magd", und durchaus nicht der, Bekenntnisse zu schreiben, um sich zu entschuldigen, oder Memoiren, um zu unterhalten. Gleichzeitig konnte er auch einem jüngeren Geschlecht diese Periode etwas erklären, damit sie die besser verstanden, ehe sie in die eintraten.

Hatte er nun sein Ich gefunden während dieser langen und tristen Wanderung im Schattenreich der Erinnerungen? Nein zu antworten, hätte ihm früher Verlegenheit bereitet, denn ein persönlicher Gott verlangt eine verantwortliche Persönlichkeit, jetzt aber kümmert ihn das weniger, da er weiss, dass das Ich die sehr gebrechliche Form einer kleinen in Bewegung befindlichen Quantität Kraft ist, oder Materie, wenn man das lieber will, die sich unter den und den gegebenen Verhältnissen so und so entwickelt. Aber was hatte er damit gewonnen, da das ihn ebensowenig anging wie die Fragen, ob es einen Gott gibt, ob die Sterne leuchtende Punkte sind? Fand er nicht direkt, was er suchte, so entdeckte er auf dem Wege andere unerwartete Dinge, die er vielleicht nicht gewünscht, auf die ihn aber seine blinde Leidenschaft, den wirklichen Sachverhalt zu suchen, geführt hatte. Aber das Ergebnis, die Zusammenfassung? fragt man. Wo liegt die Wahrheit, die er suchte? Die liegt hier und dort in den tausend gedruckten Seiten; such sie auf, sammle sie und

sieh nach, ob sie zusammengefasst werden kann; sieh nach, ob sie länger gültig sind als ein Jahr, fünf Jahre; denk nach, ob sie überhaupt Aussicht haben, gültig zu werden, weil dazu die Anerkennung einer Mehrheit gehört. Und vergiss nicht, dass die Wahrheit deshalb nicht zu finden ist, weil sie sich wie alles in einer beständigen Entwicklung befindet.

Es sind Widersprüche darin! Ja, es sollen Widersprüche darin sein, denn die Dinge müssen von entgegengesetzten Seiten betrachtet werden, weil die Dinge nicht auf zwei Seiten gleich sind; und der Dichter ist ein Experimentator, der in gedichteten Bildern zu konstruieren sucht, wie die Zukunft unter den und den gegebenen Verhältnissen aussehen könnte; nicht, wie sie werden muss, denn das weiss niemand.

Da sind Irrtümer! Ja, natürlich, aber wie weisst du, der weniger gelebt, weniger gelernt, weniger gedacht hat, dass gerade dies Irrtum ist und nicht das andere? Man will einen Glauben, eine Ansicht haben, denn das ist so bequem. Aber der Glaube ist ja ein Stillstand, die Ansicht muss sich in einigen Jahren ändern, wenn neue Entdeckungen sie widerlegt haben. Und in unserer suchenden Zeit ist es ein Vorteil, nicht an etwas zu glauben, da das Suchen die Hauptsache ist. Nein, jetzt soll das Treiben dahingehen, über Stock und Stein, und jeder einzige Busch soll durchsucht werden; kommt man auf eine falsche Spur, so geht man zur Seite und sucht eine neue. Such, such! Das hat der getan, der dies geschrieben. Einmal glaubte er sich gefunden zu haben und gab Standlaut. Das war damals, als er in einem gewissen sozialistischen Programm das Wildpret aufgespürt zu haben glaubte, aber es

war nur die Spur seiner eigenen alten Idealistenbracke, die er sah. Damals war er im Begriff, für immer stehen zu bleiben. Das Programm drang ein wie der Katechismus, schlug Wurzel, setzte Samen an und wollte sich zu einem Glauben ausbilden, ebenso zäh wie das alte Christentum, und es fand die Erde gerade von dem alten Christentum bereitet, das sein Ursprung war. Er nahm es hin, ohne es zu prüfen, als eine Religionslehre, auf dem dunklen Weg des Gefühls, mit dem Herzen statt mit dem Grosshirn; aber er erprobte es, und es bestand die Probe nicht.

Der Sozialismus, in dem er eine reformierende Arbeit gesehen, welche die Gesellschaft auf allen Seiten umgestalten wollte, sass lange wie ein Gewissen bei ihm fest; was alle Ansichten tun, wenn sie als Besitz einem Ich einverleibt werden. So hatte das Christentum getan, so der Eltern- und Frauenkult, so Romantik und Theismus. Aber der Sozialismus war nur Romantik und Christentum und verdiente kein besseres Schicksal als die. Er ist bereits eine Religion, die nicht widerlegt werden kann, weil religiöse Schwärmer keine Widerlegungen dulden. Er ist ganz dasselbe Symptom wie der Spiritismus bei Atheisten, ein Rückfall in die dunkeln Regionen des Gefühls. Wie können Realisten irgendeine Möglichkeit sehen, zum Beispiel in Schweden auf friedlichem Weg ein Programm durchzusetzen, das an die Menschen Engelanforderungen stellt, während noch nicht einmal das Programm von 1809 durchgeführt ist und nicht ein Paragraph des Programms der Neuliberalen von 1867? Ist das nicht Idealismus? Ist die katholische Lehre etwa abgeschafft, trotz der Revolution der Reformation? Nein, denn das konnte nicht durch Überzeugung geschehen,

und wo sie abgeschafft wurde, geschah es mit Gewalt.

Nachdem Johan den ersten Teil vom „Sohn einer Magd" vollendet hatte, verliess er im Mai 1886 Frankreich und zog wieder nach der Schweiz; nicht nach der widerwärtigen Hotel-Schweiz, wo Wucher, Aussaugung Nationalcharakter geworden ist, sondern nach dem arkadischen stillen Land, wo frohe und gesunde Menschen ihr Leben in Arbeit, Fest und Gesang leben; wo der Kampf um Macht und Stellung nicht so heftig ist, wie anderswo.

In einem kleinen Dorf im Kanton Aargau liess er sich mit seiner Familie in einer „Wirtschaft" nieder. Die ganze Gemeinde bestand aus vielleicht hundert Häusern, grossen weissen Gebäuden mit grünen Fensterläden; Stall und Scheune waren unter demselben Dach. Vor dem Hause lag der Garten mit Blumen und Gemüse, und hinter dem Haus die Wiese mit den Apfelbäumen. Hier gab es keine Reichen und keine absolut Armen, und von dem amerikanischen Weizen hatte man nur Freude, denn niemand baute Weizen, da das Dorf von einem Hirtenvolk bewohnt wurde. Von Politik und Wahlkämpfen war nichts zu hören, und wenn Johan abends ins Gasthaus hinunterging oder sich auf die Veranda setzte, um ein Glas Bier zu trinken, hörte er nur stillen Scherz, oder Gesang, oder sah alte Leute Karten spielen, während die jüngeren Kegel schoben oder unten im Garten nach der Scheibe schossen. An den langen Tisch setzte sich, wer kam, und alle sprachen miteinander. Postmeister, Fabrikant, Schullehrer, Oberst, der Schuhmachergesell mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, Stallknecht, Mül-

ler, alle sassen am selben Tisch und mischten sich ins Gespräch.

Abends, wenn es Feierabend läutete, kamen alle Bewohner des Dorfes zum Brunnen. Die Telegraphistin, ein junges Mädchen, kam mit ihrem Wassereimer unter den Mägden des Dorfes und wartete, bis sie an die Reihe war; die Knechte kamen mit den Pferden, und die Mägde mit einem Krug zur Tränke, und der Postmeister kam in Hemdsärmeln, um seine Sense im Trog zu waschen. Die Kuhglocken klangen, die Peitschen knallten, die Jugend sang und jodelte. Es war Arkadien.

Aber auf dem mit Buchenwald bestandenen Berg erhob sich ein grosses dunkles Gebäude aus Stein, das aus der Entfernung einer umgestülpten Arche Noah glich, aber ein Schloss war. Dessen Kern bestand aus einem runden Turm von der Römerzeit, und dessen Schiff war ein Feudalschloss aus Graustein mit Fenstergruppen, die von behauenen Säulen aus Stein geteilt wurden. Das Schloss gehörte einer Witwe, die es zur Sommerfrische vermietete, und ihr augenblicklicher Gast war ein junger Schwede, den Johan ein Jahr vorher kennen gelernt hatte, mit dem er in Italien gewesen war, und mit dem er im letzten Herbst einige Monate in Frankreich verkehrt hatte. Dieser Vertreter der jungen Generation war der, der sich nach Johans Meinung am meisten von alten Vorurteilen befreit hatte, und der einzige, der die Kraft besessen, alle Konsequenzen der neuen Weltanschauung zu ziehen. Aus einer alten adeligen Familie stammend, hatte er sich seine Bildung auf Reisen verschafft, nachdem er sich früh der Malerei gewidmet.

Oben in dem grossen Rittersaal mit seinen

Waffen und Rüstungen, den Ahnenbildern an den Wänden, dem Turmfalk vorm Fenster, von dem man das grossartige Alpenpanorama vom Schwarzwald bis Mont-Blanc und die hübschen Dörfer in den Tälern sehen konnte, pflegten sie am Sonnabend ihre Gedankenübungen nach den neuen Schulen zu halten.

Johan hatte gerade den ersten Teil vom „Sohn einer Magd" erscheinen lassen, als sie an einem schönen Juniabend (1886) auf dem Schloss zusammenkamen.

— Es kommt mir so vor, begann X, als ob deine Monomanie, Demokrat sein zu wollen, gegen etwas kämpfe, über das du nicht Herr bist.

— Ich weiss nicht, antwortet Johan, aber es will mir scheinen, wenn ich selber das Buch lese, als verfolge mich ein Gewissen.

X. — Was ist Gewissen?

JOHAN. — Die Furcht vor den Folgen, sagt man jetzt; das Gefühl, unrecht getan zu haben, sagte man früher.

X. — Unrecht, recht? Du bist durch Erziehung und natürliche Begabung über die Klasse, in der du geboren wurdest, hinausgelangt; du bist nicht mehr Unterklasse, um deinen Ausdruck zu gebrauchen, sondern Oberklasse. Warum geniert dich das? Fühlst du vielleicht den Widerspruch, der in deinen Angriffen auf die Oberklasse liegt, und fühlst du, dass du dich selber in deinen Schriften angreifst? Du bist altmodisch in diesem Fall; das ist nur Christentum mit der Entsagungslehre, von dem du dich nicht freimachen kannst.

JOHAN. — Ja, aber es kann auch mein angeborenes Klassengefühl sein, das die Entwicklung nicht hat mitmachen können. Ich bin solange

Unterklasse gewesen, dass der Hass gegen die Oberklasse festsitzt. Von Sympathie für die, welche leiden, was ich früher gelitten habe, wage ich nicht zu sprechen, aber diese Sympathie ist durch einen einfachen Reflex vorhanden. Fremde Leiden erinnern an meine eigenen, und es ist durchaus keine Tugend, dass ich meine Leiden noch einmal in fremden leide; das ist Egoismus wie alles andere.

X. — Bist du so sicher, dass die Unteren, mit ihren stärkeren Nerven, wirklich leiden, was du dir einbildest? Kann es nicht Krankhaftigkeit, Neurose bei dir sein, wie mein Leiden, wenn ich einen Hund heulen oder einen Wurm sich an der Angel winden sehe? Der letzte soll ja ein so niedriges Nervenleben haben, dass sein Leiden gleich Null ist; darum wächst er sich auch zu zwei Individuen aus, wenn du ihn entzwei schneidest.

JOHAN. — Es ist möglich, dass du recht hast.

X. — Ich bin Demokrat bis hinunter zu den Baronen, denn ich bin nur Edelmann und leide darunter, dass es Grafen gibt. Die Prinzen zu Hause möchten den Kronprinzen abschaffen, und der Kronprinz möchte den König absetzen, wenn er nur Nachfolger würde. Demokraten sind wir alle und Aristokraten auch. Es ist nur die in Grade eingeteilte Skala, die uns trennt. Aber es gibt auch viele Skalen. Du als anerkannter Dichter bist Oberklasse gegen mich als unbekannten Dichter. Du gehörst zum neuen Nervenadel, der in ein neues Herrenhaus einzieht; ich gehöre dem aussterbenden Muskeladel an, denn wir sind im Begriff auszusterben; und wir sind schon halb getötet vom Geldadel, der jetzt langsam untergra-

ben wird vom neuesten Adel, dem Arbeiter. Ich las neulich „Germinal" und war erschrocken, buchstäblich erschrocken. Wir haben in meiner Familie, wie du weisst, ein Eisenwerk. Die Arbeiter haben in den letzten Jahren gestreikt, Verluste auf Verluste haben uns getroffen, und der Ruin nähert sich.

JOHAN. — Bist du nicht der Ansicht, dass die Arbeiter recht haben?

X. — Gewiss haben sie recht, da sie die Macht haben, sich Recht zu verschaffen. Glaubst du, ich lächele nicht über diese kleinen buckeligen Waldbauern zu Hause, die sich das ganze Jahr placken, damit ich fremde Länder sehen und auf einem Schloss wohnen kann. Dumme Kerle! Wäre ich an ihrer Stelle, machte ich es, wie sie jetzt zu tun gedenken.

JOHAN. — Du gibst also zu, dass sie recht haben?

X. — Natürlich, aber wir haben auch recht, Widerstand zu leisten, indem wir unsere Macht, das Militär, benutzen! Merke, das ich nicht von Gerechtigkeit spreche, denn das ist nur ein Wort, und Gerechtigkeit gibt es nicht. In die Höhe streben und niederreissen, was oben steht, ist ein Naturgesetz, das nicht zu ändern ist.

JOHAN. — Glaubst du, dass der Arbeiter über die Waffenmacht siegen wird?

X. — Sicher! Das Militär kann eine unehrliche Arbeit nicht hindern; nicht verhindern, dass eine Grube durch Nachlässigkeit unter Wasser gesetzt, dass eine teuere Maschine von einem Steinsplitter, den man zwischen zwei Räder wirft, verdorben wird. Nein, mein Freund, nicht für den Sozialismus arbeiten diese starken Individualisten; es ist der gesunde Anarchismus, der freie Kampf

ums Dasein, der sich nähert, in dem die Starken herrschen werden. Wir sind zu gebildet oder zu schwach, um dieselbe Barbarei wie sie anzuwenden, darum gehen wir unter, und mit uns die Kultur. Ich habe den riesenhaften Orient gesehen, der in das letzte Stadium der Illusion eingetreten ist; bald wird auch Europa daliegen, aber eine unschöne Leiche.

JOHAN. — Du glaubst nicht, dass die Gesellschaft zum Wohl der Mehrheit zu ändern ist?

X. — Nein, denn es ist zu wenig Homogenität in einer Entwicklung von vielen Graden. Angenommen, man versucht, nach der Revolution zu organisieren, so werden zu viele Streitfragen vorhanden sein. Ein Haupt, ein Präsident oder ein Wortführer muss mit allgemeinem Stimmrecht gewählt werden. Glaubst du, dass die Katholiken einen Protestanten haben wollen? Die Regierung soll einen Mittelpunkt erhalten. Glaubst du, dass die Deutschen ihn in Paris oder die Engländer ihn anderswo als in London haben wollen? Abgeordnete sollen gesandt werden. Glaubst du, dass die Frauen, die Mehrheit sind, einen Mann wählen? Eine Arbeitergemeinde soll entstehen. Glaubst du, die Bauern werden die Arbeiter herrschen lassen? Und in hundert Jahren wird es Monarchisten geben, die intrigieren, Papisten, die intrigieren, Posivitisten, Kollektivisten, und — Anarchisten, die nicht organisieren wollen; und Anarchisten sind wir im Grunde alle: niemand über uns, das ist der Anarchismus.

JOHAN — Ja, aber der Sozialismus . . .

X. — Idealismus! Die Philosophie der Wünsche! Wenn eine Sozialisierung möglich wäre, so hätten die Sozialisten wohl damit anfangen können, dass sie sich einigten, aber keiner will seine

Ansicht aufgeben. Wie soll man da erwarten, dass sie unten ihre Arbeitskraft aufgeben und oben ihr Kapital? Hast du heute irgendein Zeichen gesehen, das darauf hindeutet, dass man die Persönlichkeit aufgeben will? Hat man nicht im Gegenteil die glänzendsten Beispiele einer entgegengesetzten Bewegung gesehen? Schlagen nicht die grossen Führer ihre eigene Richtung ein, um nicht in Scharen gehen zu müssen? Sieht es nicht aus, als fürchten die Menschen einander zu berühren, um nicht von fremder Persönlichkeit angesteckt zu werden? Auf einen Fleck gesammelt, würden sie wohl besser für ihre grosse „Sache" arbeiten können. Warum sieht man keine Schulen mehr in Kunst oder Literatur? Hat Zola einen Schüler? Niemand will mehr Untertan sein! Und in der Politik? Die Bündnisse ändern sich mit jedem Jahr, die Parteien schlagen sich in Stücke, weil niemand dem Chef gehorchen will und niemand ein gehorsamer Chef sein will. Und wieviele sozialistischen Zweige hat man nicht schon? Alle Zeichen deuten darauf, dass der Sozialismus gegen den Strom schwimmt, und darum kommt er nicht vorwärts! Nein, nein, auf Revolution geht es, aber nicht auf Verbrüderung! Alte Klassen werden abgeschafft, aber von neugebildeten ersetzt; der Strich wird herabgesetzt, aber nicht fortgenommen; und das mag gut sein! Keine idealen Forderungen!

— Es ist merkwürdig, fuhr X fort, dass du, der an nichts glaubt, weder an Gott noch an das Weib noch an die Kunst, an die Armut und den Arbeiter glauben kannst. Versuch zum Zeitvertreib mit deinen Büchern, deinen Erfahrungen und deinem Kombinationsvermögen auch die Armut zu entlarven, wie du die Kunst entlarvt hast. Ver-

such auch von der die andere Seite zu sehen! Vielleicht ist sie auch Humbug, wenn alles zusammenkommt.

Johan überlegte eine Weile; dann, nachdem er sich eine Zigarette angesteckt und einige Schritte durchs Zimmer gemacht hatte, begann er:

— Es kommt mir zuweilen so vor, als kämen unsere Ansichten nicht durch reine Gedankenakte zustande, sondern durch den Selbsterhaltungstrieb, das Bedürfnis, oder was wir Interesse nennen. Es ist keine Ansicht, sondern ein Glaube, und der Glaube entsteht, will mir scheinen, durch einen Willen, denn um zu glauben, muss man glauben wollen, einen Wunsch haben, dies zu glauben; ein Interesse daran haben, dass es so ist. Darum sind gewöhnlich die höheren Klassen konservativ, weil sie an einer Veränderung zu verlieren haben, und die unteren liberal, weil sie zu gewinnen haben. Hat eine Mehrheit ein Interesse, so dichten sie ein Programm, setzen dessen Wahrheit durch, ohne sie zu beweisen; und dann wird solange an die Gehirne geklopft, bis die das Interesse einsehen und das Programm annehmen wie einen Glauben. Jetzt helfen nicht mehr klare Beweise, nackte Tatsachen, scharfe Widerlegungen, sondern der Glaube sitzt fest, bis das Interesse befriedigt ist. Als in der Gegenwart das Gerede von der Armut aufkam, wirkte es sofort auf die meisten Gehirne, denn es existiert eine relative Armut in allen Klassen, weil viel mehr haben will, weil auf der sozialen Skala das Gesetz des Steigens den Menschen veranlasst, die Ausgaben zu erhöhen; denn das Steigen soll sich in Kleidung, Lebensart, Wohnung äussern. Ich glaube, die ganze Gesellschaft lebt auf Borg, Kredit, Spekulation; und ein Grosskaufmann kann

arm sein, obwohl er ein Einkommen von 30 000 hat, wenn nämlich sein Haushalt 40 000 kostet. Dagegen glaube ich anderseits, dass kein vernünftiger Mensch zu hungern braucht, denn die Lebensmittel sind sehr im Preis gefallen, weil sie in so unerhörter Menge produziert werden.

Die erste Ursache zur Armut, der selbstverschuldeten, ist das Christentum, das auf den Untergang der Welt wartet und die Armut predigt, das Irdische verachten und den Himmel übertrieben achten lehrt. Das Christentum wollte Gütergemeinschaft: die Apostel verliessen ihr Handwerk, trieben sich umher und bettelten, und seitdem betteln Mönche und Priester bis heute. Nun liegt auch ein Naturtrieb dahinter, dass man sich der Arbeit entledigen will, denn der Mensch ist nicht zum Arbeiten geboren, er ist dazu gezwungen worden: dadurch, dass er nach Norden auswanderte, dass die Erde ausgesogen wurde, und so weiter; und dieser Zwang hat nicht Anpassung werden können. Darum ist es ein Gesetz, dass der Arbeiter so wenig Arbeit und so schlechte Arbeit wie möglich leistet, und dass der Arbeitgeber so niedrig bezahlt, wie er kann. Wir sind ja einig, dass die Aufgabe des Lebens darin besteht, das Leben so angenehm wie möglich zu erhalten, bis man stirbt, und darum müssen wir entweder Arbeit abschütteln und sie andern auferlegen, oder wenigstens die Ausgaben verringern, oder die Einnahmen vermehren, oder für die Kinder oder das Alter sparen. Durch die Verachtung des irdischen Lebens, die jedoch mehr eingelernt als aufrichtig ist, haben die Menschen, die den Himmel sicher zu haben glaubten, ihre irdischen Pflichten vernachlässigt. Lehren wie die: Sorge nicht für den morgenden Tag, sieh die Vögel

unter dem Himmel, haben ein leichtsinniges Geschlecht geschaffen, das nicht an den morgenden Tag denkt. Das ist ein Grund zur Armut.

Dann kommt die Erziehung. Das Geld gibt dem Wert keinen konkreten Ausdruck und ist ein gefährlicher Wertmesser. In der Hand des Kindes tritt es zum erstenmal entweder als Bestechung oder als Genussmittel auf (Näschereien kaufen). Welch grenzenloser Leichtsinn, dem Kind falsche Vorstellungen über den Wertmesser der Existenzmittel zu geben. Dann kommt der Jüngling mit seiner romantischen Verachtung des Geldes, weil er von den Eltern alles geschenkt erhalten hat und nicht weiss, was Geld ist. „Das schnöde Gold," das „kleinliche Geld" — welcher Wahnsinn in diesen Phrasen. Das Geld, das den Stickstoff enthält, den er für seine Ernährung nötig hat; die Wärme, die sein Blut haben muss; den Phosphor, mit dem sein Gehirn denken soll! Ist das kleinlich? O Romantik, o Idealismus! Nein, stellen wir das goldene Kalb wieder auf, aber eine goldene Kuh mit grossen Eutern, aus denen die Säfte des Lebens strömen; Säfte, die der Bauer mit seiner Arbeit aus der Erde gewonnen, nicht einen Märchenesel, der Goldmünzen fallen lässt, wenn man ihn am Schwanz zieht! Ach, die klugen, die intelligenten, die realistischen Juden, die wir heute beneiden, nachdem wir sie angeblich verachtet haben, sie gaben dem Himmel den zehnten Teil des Geldes, behielten aber die neun Teile für den morgenden Tag. Wann werden wir zivilisiert werden, dass wir nicht wie die Wilden in den Tag hineinleben, sondern an unser Alter und unsere Kinder denken. Wir essen und trinken sechsmal mehr, als wir nötig haben, kaufen zehnmal mehr Kleider, als wir verbrauchen,

um einst betteln zu müssen! Das ist uns recht, und wir leiden, was unsere Handlungen wert sind. In meiner Jugend galt Sparsamkeit für ein Laster. Ein Kamerad, der für sein Geld nicht Punsch spendieren oder es verleihen wollte, wurde geizig genannt und verachtet. Einer, der in Verdacht kam, dass er Geld „verstecke“, wurde ausgestossen. Welche Erziehung! Doch es ist noch ein Glück, dass man auf die Erziehung die Schuld schieben kann!

Aber es gibt noch einige Ursachen zu der wirklichen Armut. Eigentümlich findest du es wie ich, dass die Frau zuerst den Schrei gegen die Ehe erhob, da der Familienversorger allen Anlass gehabt hätte, es zu tun. Man bedenke doch, die Hälfte der Menschheit lebt auf Kosten der andern Hälfte. Die Frau hat dadurch, dass sie vom Geld des Mannes lebt, den Begriff vom Wert des Geldes verloren, denn das Geld, das man nicht selber erarbeitet hat, kann man nicht schätzen. Warum klagen alle Frauen darüber, dass der Mann nicht froh aussieht, wenn sie kommt und Geld zum Haushalt verlangt? Weil er nicht froh aussieht! Wie sollte er das können? Heute als Junggeselle hat er zwölfhundert Kronen und kann leben. Im nächsten Jahr hat er Weib und Kind und Magd bei denselben zwölfhundert Kronen. Sein persönliches Einkommen ist also auf vierhundert Kronen herabgesetzt, und er soll doch froh aussehen. Kommt hinzu, dass die Frau immer etwas besser als der Mann gekleidet ist, und dass sie ihre Kinder noch etwas besser kleiden will, so kann man sich vorstellen, wie er arbeiten muss. Er darf nicht klagen, sie aber kann nörgeln, so viel sie will! Die halbe Menschheit mit unproduktiver Arbeit beschäftigt! Wie kann es da anders sein, als es ist?

Besonders muß man an die Stellung des verheirateten Arbeiters denken. Er verheiratet sich mit einem Dienstmädchen. Sie verheiratet sich, um nicht dienen oder arbeiten zu müssen. Aber sie hat in besseren Häusern feinere Lebensgewohnheiten angenommen, die sie in ihre eigene Häuslichkeit mitbringt. Und jetzt braucht sie sich nicht vor Kindern zu fürchten, denn sie hat einen Mann, der sie versorgt, während sie als Unverheiratete es vielleicht hätte selber tun müssen. Ist nicht ihre Stellung verbessert und seine verschlechtert; und doch klagt sie. Ihre Arbeit in der Häuslichkeit ist dem Mann nichts wert, denn er hat in der Kneipe besser und billiger gegessen. Den Nutzen, den sie im Hause leistet, leistet sie also für eigene Rechnung, und der Mann ist ihr durchaus keinen Dank schuldig.

Die Familie ist eine Verschwendung, die der Arbeiter entgelten muß, und gegen die unproduktive Frau, die an seinem Lohn zehrt, müßte er zunächst seinen Reformversuch kehren, und dann gegen die überzähligen Kinder. Die Familie kann von der Familiengenossenschaft abgelöst werden, mit einer einzigen Küche und einer einzigen Kinderstube; und die Frau müßte in Arbeit gehen, statt wie jetzt mit Klagen und Drohungen zu kommen; gleichzeitig müßte sie von dem, was sie verdient, zu ihrem und der Kinder Unterhalt beisteuern. Dadurch würde der Familienversorger von der Sklaverei befreit werden; und das wäre auch der rechte Weg zur Gleichstellung der Geschlechter, wenn auch Gleichheit da nicht zustande kommen kann.

Also: neue wissenschaftliche Erziehung für unsere Kinder; kein Geld für Näschereien; Buchführung und Sparbüchsen; die Frau zu strenger, produk-

tiver Arbeit angehalten; Familiengenossenschaft; Respekt vor dem schnöden Gold, und Neuvergoldung des goldenen Kalbes, das allen Kirchtürmen aufgesetzt werden soll.

— Nun, hängt das zusammen? fragte Johan, ausser Atem, und blieb am Fenster stehen.

X. — Ja, aber die Prostitution war nicht dabei.

JOHAN. — Die steht nicht im Zusammenhang mit der Armut! Siehst du, das prostituierte Weib hat mich nie düpiert. Würde der Staat es in die Hand nehmen, dürfte es nicht mit Handschuhen geschehen! Derselbe sittliche Staat, der ehrliche Männer ins Gefängnis wirft, weil sie so wichtige Fragen wie die geschlechtlichen zu lösen suchen, müsste folgerichtig solche genusssüchtige, trunksüchtige, faule Taugenichtse, die ein so schmutziges Gewerbe treiben, ausscheiden. Und diese Gifthändlerinnen haben die Schuld auf den Mann geworfen und bringen zartnervige Schwestern dazu, die Kontrolle ihrer falschen Waren abzuschaffen, während jeder andere Gifthandel unter strenger Kontrolle steht.

X. — Ja, aber die Frau hat das Gift nicht bereitet.

JOHAN. — Doch, alle diese Märchen von giftigen Würmern aus den Südseeinseln sind Lüge. Es ist eine Prostituierte, die durch Unsauberkeit das Gift erzeugt hat, denn ein Mann kann nicht, wie er geschaffen ist, die Quelle der Ansteckung sein! Da habe ich Frau Alving die ganze Wahrheit über ihre „Gespenster" ins Gesicht gesagt.

X. — Aber die verführten Mädchen?

JOHAN. — Die werden Ammen, Dienstmädchen oder verheiraten sich. Die Prostituierten sind eine besonders lebensfrohe Sorte, die man als Evolutionist nicht schwarz machen, aber auch nicht

hätscheln soll. Frag sie, ob sie in Dienst gehen wollen, und ob Arbeitslosigkeit die Ursache war. Man hat ihnen Dienst gegeben, aber sie haben ihn wieder verlassen und sind zu ihrem Gewerbe zurückgekehrt. Sie haben ihre Laufbahn gewählt, weil sie die lieben. Auf einer andern höhern Stufe würden sie Maitressen oder untreue Frauen sein. Es ist Natur bei ihnen!

X. — Du glaubst doch jedenfalls, dass die Armut selbst verschuldet sein kann.

JOHAN. — Ich glaube es leider aus Erfahrung zu wissen, und ich glaube, dass Kapital nicht Diebstahl zu sein braucht. Sieh hier eine Dichtung, die wirklich sein kann. Eintausend sparsame Menschen, die in ehrlicher Arbeit ihr Geld zurückgelegt haben, statt es zu verkneipen bilden eine Aktiengesellschaft, die eine Kohlengrube kauft.

X. — Da haben wir die Kehrseite von „Germinal".

JOHAN. — Eben! Dann kaufen sie eine Dampfmaschine. . . .

X. — Die der Arbeit von Maschinenarbeitern gestohlen ist.

JOHAN. — Nein! Die von einem kooperativen Arbeiterverein, der für eigene Rechnung Dampfmaschinen fabriziert, gekauft ist! Wo liegt nun der Diebstahl?

X. — Ich will ihn nicht aufsuchen!

JOHAN. — Siehst du jetzt, dass der unsichtbare Aktienbesitzer in „Germinal" kein Dieb zu sein braucht! Wer aber fremdes Eigentum zerstört, der ist ein Dieb; wer unehrliche Arbeit macht, ist ein Dieb. Weisst du, dass es beim Glasbläserstreik in Belgien Arbeiter mit einem Einkommen von zwanzigtausend Francs waren,

welche die Zerstörung des Maschinenhauses anordneten, weil ihr Einkommen nach der Erfindung einer Maschine gesunken war, die sie alle und künftige Arbeiter von der Schwindsucht retten sollte. Das war der arme Arbeiter! Humbug, Sir!

X. — Und die soziale Frage, wie geht es mit der?

JOHAN. — Die soziale Frage ist eine Ansteckung von dem grossen Lustseuchenhaus, der Grossstadt. Es ist Fäulnis, sowohl Arbeiterfrage wie Frauenfrage! Sieh hinaus über dieses Land, über die Dörfer! Gibt es hier eine soziale Frage? Gibt es hier Taugenichtse von Arbeitern; gibt es hier Blaustrümpfe, nervenkranke Damen; gibt es hier Prostitution; gibt es hier überhaupt venerische Krankheit; gibt es hier unterdrückte Frauen? Und die Armen, die existieren, geniessen Unterhalt von der Gemeinde! Warum gibt es hier keine soziale Frage? Weil man noch nicht mit Maschinen arbeitet, nicht ein Nervenkranker wird, der nicht müde ist, wenn der Abend kommt; weil die körperliche Arbeit den Menschen gesund macht und ihm einen guten Schlaf gibt, der das Gehirn klar von Idealismus und Sozialismus hält; das sind bloss Krankheiten, die von Faulheit bei der Maschine kommen, die weder Gehirn noch Muskeln ermüdet; weil man abends schlafen geht und nicht in Kneipen und Theatern hockt; weil die Geschlechter ihre Jugend benutzen dürfen, ohne die Ehre zu verlieren, und weil kein Mädchen ihre Gunst verkauft; weil man unbewusst konsequent nach der mechanischen Weltordnung lebt und sich nicht der ersten Bedingungen für organisches Leben und Wohlbefinden, atmosphärische Luft, Licht der Sonne und Dunkel der Nacht,

körperliche Bewegung, freies Geschlechtsleben beraubt. Und darum lebt die Lebensfreude nur hier und immer hier! Hier ist die politische und die soziale Frage gelöst, so gut sie gelöst werden können. Hier ist keine Monarchie mit ihrem Aberglauben, keine Berufsarmee, keine Legion von Beamtenparasiten, keine Künstler- und Schriftstellerproletarier. Hier sind keine Landeshauptleute und Bischöfe, keine privilegierten Stände. Hier ist Religionsfreiheit, Druckfreiheit, Gedankenfreiheit und Äusserungsfreiheit; hier ist allgemeines Stimmrecht; hier sind kaum Klüfte zwischen den Gesellschaftsklassen; hier ist Gleichstellung, wenn nicht Gleichheit; und hier gibt es sparsame Menschen, die zwei Centimes zurücklegen, wenn sie vier verdienen; hier ist geselliger Geist und ziemliche Einigkeit; hier hat man Mitleid mit Armen und Kranken; hier ist einheitlicher Unterricht für alle; hier ist das liberale und neuliberale Programm von ganz Schweden und ein Teil des sozialistischen Programms verwirklicht!

X. — Das auch?

JOHAN. — Ja, es gibt überall Konsumvereine, welche die wirklich überflüssigen Zwischenhände unnötig machen; hier unten in meinem Dorf ist eine Käsegenossenschaft: alle liefern ihre Milch ab und machen ihren Käse gemeinsam. Wenn ich Bebel einige Monate hier hätte, würde ich ihm zeigen, dass Europa nicht Berlin ist, dass sein Sozialismus ein Lokalpatriotismus ist, dass die soziale Frage ausserhalb von Berlin auf andere Art gelöst werden kann. Ich würde ihm seinen Idealstaat zeigen, in dem es die Grossstadt nicht gibt, in dem der Privatsozialismus den Staatssozialismus ersetzt, in dem Industrie und Ackerbau

sich bereits verbunden und einen mässigen Wohlstand hervorgerufen haben.

X. — Ja, aber die Schweizer wandern in Massen aus!

JOHAN. — Da tun sie recht, wenn sie sich nicht finden können. Ich möchte Auswanderung oder Export aller Unzufriedenen empfehlen, soweit sie nicht nötig sind, um den alten Staat zu sprengen, wie er sich in Berlin und Stockholm vorfindet; und soweit es nicht Heilmittel gegen das angebliche Elend gibt, die erprobt werden müssen, wenn der alte Staat (und die Kirche natürlich) gestürzt sind.

X. — Und die heissen?

JOHAN. — Es gibt noch eine res nullius, ein Eigentum, das niemand gehört: und das ist der unbebaute Boden. Den kann und muss der Staat zum Versuch an Bauernsöhne, Kätner, Instleute verteilen; oder ihn arbeitslosen Arbeitern aus den Städten überlassen, entweder gegen eine billige Rente oder als staatliche Ackerbaukolonie. Die Folgen werden sein: die Einwanderung nach der Stadt vermindert sich; die Konkurrenz unter den Arbeitern nimmt ab; die Löhne steigen in hohem Grad; die Grossindustrie geht zurück, da sie nicht mehr lohnend ist; die Dienstboten erhöhen ihre Forderung; das letzte hat die Wirkung, dass die Frauen zu gesunder Arbeit angehalten werden, die Grillen und Unzufriedenheit vertreibt; der Luxus nimmt ab; und das hat die Wirkung, dass die Luxusindustrie sinkt. Ferner: eine gemeinsame Erziehung; Demokratisierung der Sitten, indem man zum Beispiel auf der Eisenbahn eine einzige Klasse einführt, wie einen einzigen Titel; freiwillige Konsumversicherungsgesellschaft für Selbsthilfe und so weiter, und so weiter.

Das alles ist aber von keinem Wert in einer alten Staatsgemeinde und kann in der nicht errungen werden; darum müsste man zuerst in den veralteten Staaten einen einzigen überlegten grossen Angriff gegen den alten Staat richten, statt die Kräfte an übertriebenen Forderungen und Einfällen zu zersplittern. Die Gesellschaft wird umgestaltet werden, daran ist nicht zu zweifeln; alles entwickelt sich natürlich zu Assoziierung, denn die Menschen sind von der schweren Konkurrenz erschreckt worden; es wird einmal zu den Vereinigten Staaten von Europa kommen, aber nicht morgen; alle Armeen werden auf ein einziges kleines europäisches Verteidigungsheer gegen Asiaten reduziert werden, aber nicht übermorgen; wir werden nüchtern werden und Gleichstellung wird eintreten; es gibt bereits Volapük und internationale Briefmarken; aber eine neue Gesellschaftsform kann es nicht geben, bevor nicht alle Parteien, Sozialisten, Kollektivisten, Emanzipateure, Phrasenradikale, Freihändler und Schutzzöllner sich zu einem einzigen grossen Bund zusammengetan haben, um Monarchie, Staatskirche, Bischöfe und Landeshauptleute auszuroden, und das alte gute Programm von 1867 verwirklicht haben. Fahren sie wie bisher fort, alles zusammenzurühren, so wird es ein Pfannkuchen, den die Alten allein essen werden, nachdem wir den Zucker darauf gestreut haben! Ja, so stehts!

Aber fort mit der verwünschten Weichlichkeit. Aus Weichlichkeit wagt kein Mann von Nerven und Muskeln vorzutreten und die Führung zu übernehmen, ohne sich auf sein Herz zu schlagen. Es ist Weichlichkeit unsere Unsitten und unser Leichtsinn und unsere Verschwendung; aus Weichlichkeit sind wir nachsichtig mit armen Faulen-

zern, mit nervösen Damen, mit genusssüchtigen Jünglingen; wir sind weichlich gegen Hunde und Piepvögel; wir sind weichlich mit Grundsteuern und ewigem Frieden, Getreidezöllen und Arbeiteruniversität — ja, es ist Weichlichkeit, nützliche alte Menschen zu lehren, wie die leuchtenden Punkte des Himmels genannt werden; wie Raphaels Geliebten umgetauft wurden; was Mirabeau im Reithaus schwatzte. Das verwünschte Herz hat die Weichlichkeit gebracht und dem Grosshirn die Kraft genommen. Wer aber kam mit dem Herzen und nahm dem Manne die Kraft, den Willen, die Handlung? Stuart Mill sagt, es sei das herzlose Weib, das mit dem grossen Herzen kam und des Mannes Grosshirn zunichte machte. Stuart Mill, Stuart Mill, du liessest dich auch verweichlichen, aber damals warst du Mann, als du schriebst:

> „Die Ehefrau ist ein Bundesgenosse der allgemeinen Meinung. Ein Mann, der in Ehe mit einer Frau lebt, die an Intelligenz niedriger als er steht, findet in ihr beständig ein Gegengewicht, oder, was schlimmer ist, einen Hemmschuh bei jedem Streben, über die allgemeine Meinung hinauszukommen. Wenn ein solcher Einfluss in jeder Häuslichkeit herrscht, ist es da sonderbar, dass sich die Männer im allgemeinen nicht über dieses achtenswerte Mittelmass erheben, das ein so ausgeprägter Zug unserer Zeit zu werden beginnt?“

Johan hatte so gesprochen, dass ihm die Lippen blau waren. Jetzt machte er das Fenster auf und sah über die Landschaft hinaus, wie die Sonne den Säntis und die Glarner Alpen beschien, während das ganze Tal unten von Gesang, Glockengeläut und Jodeln widerhallte.

— Schreib das nieder, was du eben gesprochen hast, sagte der Freund, wenn du es wagst!

— Ja, das will ich tun, antwortete Johan, und das soll der Schluss des zweiten Teiles vom „Sohn einer Magd“ werden.

— Und der dritte, wovon wird der handeln?

— Frage die Zukunft!

## 19.

## Mystik

### — vorläufig noch Mystik.

### (1886)

Es gab vor einigen Jahren in Frankfurt am Main einen Wundertäter, der Kranke durch Auflegen der Hände heilte, ganz wie Dr. Charcot in Paris und die Lehrer am gymnastischen Institut. Doch der Wundertäter hatte die Angewohnheit, während des Aktes Gebete zu sprechen, was Dr. Charcot nicht tun soll. Da der Mann ungebildet war und keine Erklärungsgründe für seine heilende Fähigkeit finden konnte, schrieb er es ganz bescheiden einer höheren Macht als seiner zu.

Als der arme Mann die Aufmerksamkeit eines hochstehenden Siechlings auf sich lenkte und mit dessen Kur Ehre einlegte, wurde es bald ins liberale Programm aufgenommen, den Wundertäter

zu hecheln. Es erhob sich ein Sturm gegen ihn, und jeder Freisinnige sah es als eine Pflicht gegen sich selbst und seine Auftraggeber an, mindestens einmal in der Woche auf den Wundertäter loszuziehen, der nun zum Scharlatan gemacht wurde. Die Ärzte, welche die Methode unwissenschaftlich und gefährlich für den allgemeinen Gesundheitszustand fanden, schossen natürlich mit dem groben Geschütz; und jeder Gebildete musste unter der erdrückenden Macht der Mehrheit ein Schimpfwort zur Hand haben, um dem Verdacht, Anhänger des Wundertäters zu sein, zu entgehen. Die Tatsache blieb indessen bestehen: der Mann heilte gewisse Krankheiten, besonders die Nervenleiden, durch Händeauflegen (und Gebet).

Ich hatte den Mann nie gesehen, hörte das Geschrei und hütete mich, einen Zweifel gegen dic wütende öffentliche Meinung zu erheben, der mich und meine Familie ins Unglück stürzen konnte. Doch auch das Schweigen war gefährlich, denn Inquisitoren gingen überall umher und lasen im Schweigen der Menschen eine geheime Anhängerschaft. Ich wurde bald verdächtig, und da ich Arzt war, musste ich mich gegen den „Scharlatan“ aussprechen, obwohl ich weder ihn noch sein Verfahren gesehen hatte.

Über das Händeauflegen hatte ich eine Ansicht, da ich durch Streichen Kopfschmerz zu heilen pflegte; was das Gebet für eine Macht dabei hat, darüber hatte ich mir keine Ansicht gebildet. Denn ich war Atheist. Ich verwarf diese Macht auf Grund eines kategorischen Postulats, das mir befahl, alles zu verwerfen, was die Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt verwirft; und ich hatte erst kürzlich einen Arzt in Vergessenheit und Elend stürzen sehen, weil er, nur

zur Untersuchung, die vierte Dimension angenommen. Doch ein Ereignis, das gleich darauf in meinem eigenen Haus eintrat, zwang mich gegen meinen Willen und gegen mein Interesse, die Frage nach der Macht des Gebets vorzunehmen.

Da ich nur einige schwache psychologische Erklärungsgründe gefunden habe, die eine längere Gedankenarbeit verlangen, um entwickelt zu werden, kann die Frage vorläufig nur unter das Mystische rubriziert werden, weil mystisch das ist, was man bisher nicht genügend hat erklären können.

Hier der Verlauf der Sache:

Ich werde eines Nachts von meiner Frau geweckt, die mit Gebärden der Verzweiflung meldet, meine siebenjährige Tochter habe Krämpfe bekommen. Nachdem ich mir die Kleider übergeworfen habe, gehe ich in die Kinderkammer.

In ihrem Bettchen lag meine Tochter im Starrkrampf. Die Glieder waren steif, die Daumen waren nach innen gewandt; die Augen waren blutunterlaufen und stier, das Gesicht blau. Alle Zeichen gaben an die Hand, dass es ein Anfall von Epilepsia nocturna, nächtlicher Fallsucht, sei. Ich ging sofort zum Medikamentenschrank; nahm Bromkalium und Belladonna und beruhigte meine Frau, es werde gleich vorüber sein.

Wenn ich auch selbst nur wenig Vertrauen in die Mittel setzte, jagte mir die Verzweiflung meiner Frau einen unerschütterlichen Glauben ein; und obwohl ich selbst fürchtete, das Liebste, was ich besass, zu verlieren, wurde ich von einer unbeschreiblichen Ruhe ergriffen, als ich meiner Frau Ruhe einsprach, ganz wie der Berauschte nüchtern wird, wenn er einen anderen berauscht

sieht und ihn nüchtern machen will. Ich mass die Dosen ab, ohne mit der Hand zu zittern, gab sie dem Kinde mit voller Zuversicht, es wiederhergestellt zu sehen.

Doch als die Wirkung ausblieb und der Anfall sich mit grösserer Kraft erneuerte, und mein Weib mir zweifelnde Blicke zuwarf, fiel ich zusammen. Hier war nur der Tod zu erwarten, denn das Kind war schwächlich und schien mir keine Widerstandskraft zu besitzen.

Es war mir, als sei man im Begriff, mir ein Glied abzuschneiden, einen Teil meiner Seele zu exstirpieren; und das war es auch, da ich diesem Kind Fleisch von meinem Fleich gegeben und meine Gedanken in sein Gedankenzentrum gegossen hatte. Machtlos, bestürzt, fühlte ich meine Kraft mit dem abnehmenden Leben des Kindes schwinden, und ich setzte mich ratlos auf den Stuhl, der neben dem Bette stand. Meine Frau war beim Bett auf den Boden gesunken und glich einer toten Masse.

Wir hatten den Griff losgelassen, und die Sache schien ihren eigenen Gang zu gehen, da kein Versuch zu Widerstand gemacht wurde.

Plötzlich sehe ich, wie sich die Gestalt meiner Frau aufrichtet, wie sich ihre Hände zum Gebet falten; ihr Kopf beugt sich und der Rücken wird gerade. Ihre Lippen bewegen sich, und der kleine dünne Körper scheint sich mit Kraft zu füllen, die schlaffen Muskeln des Gesichts strecken sich und die Augen bekommen Glanz.

— Tu etwas! befiehlt sie mir.

Und ich gehorche, wenn ich auch nicht weiss, was ich tun soll. Maschinenmässig und nur um zu gehorchen, lege ich meine eine Hand auf die Stirn des Kindes, die andere auf seine Brust und

bleibe so sitzen. Während meine Frau noch immer in leisem Gebet verbleibt, erneuert sich der Anfall unter meinen Händen, die gehoben werden, ohne Widerstand leisten zu können, denn ich war vollständig machtlos.

— Bitte Gott, dass er uns hilft, befiehlt meine Frau.

In diesem Augenblick schwebte mir Kants Widerlegung der Kraft des Gebets, Gottes Willen (in meiner Übertragung: Die Gesetze der Natur) zu ändern, vor, und ich betete natürlich nicht.

Beim nächsten Anfall, als wir glaubten, alles werde zu Ende gehen, fasst meine Frau meinen Arm und ruft aus:

— Sie stirbt! Bete für sie!

In diesem Augenblick hört alle bewusste Gedankenkraft bei mir auf: ich vergesse Kant und den Atheismus, und unter dem Einfluss eines stärkeren Willens, als meiner augenblicklich ist, beginnen meine Lippen sich zu bewegen, und alte Worte, die ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht wiederholt habe, kommen hervor. Mit den Worten steigen alte Gedanken auf, mit den Gedanken wächst meine Stärke. Die Brust, die zusammengefallen war, füllt sich mit Luft; das Rückgrat, das sich gebogen hatte, wird gerade; meine Arme spannen sich, und ich fühle gleichsam einen Strom von neuer Kraft aus meinen Fingern ausstrahlen. Die Hoffnung wächst wieder, ein Optimismus bemächtigt sich meiner, und ich glaube, das Kind mit blossen Händen heilen zu können. Sieh, wie einfach, will ich sagen, wie ich in einem oft wiederkehrenden Traum zu sagen pflege, in dem ich die Kunst des Fliegens lehre.

Ob das, was folgt, in ursächlichem Zusammenhang mit dem Gebet steht, kann ich nicht vor

der Wissenschaft beschwören, aber folgendes trat ein: Solange ich betete (wenn ich es so nennen kann), blieb das Kind ruhig; eine Weile aber, nachdem ich aufgehört, begannen die Paroxysmen wieder. Und ich betete von neuem, ich glaube (Gott verzeihe mir!), ich sprach das Vaterunser und den Segen fünfundzwanzigmal, und ich hätte Buddha angerufen, wenn ich einen Vorteil darin gesehen hätte. Gegen Morgen fiel das Kind in Schlaf und war gerettet!

Was soll ich davon glauben? Meine Frau war überzeugt, dass Gott uns geholfen habe, doch darauf konnte ich nicht eingehen. Ich schämte mich sehr, wie nach einem Scharlatanstreich, doch die Hauptsache war erreicht, und meine Seele hatte keinen Schaden genommen, für die Zeit nicht, und hoffentlich auch nicht für die Ewigkeit.

Dass es meine Nervenströme waren, welche die des Kindes durch Kontakt und Leitung regelten, davon hatte ich den unanfechtbaren Beweis der Wissenschaft; bleibt nur übrig zu erklären, wie das Gebet die Ströme wecken konnte, die anfangs sich passiv verhielten.

Wenn ich meine religiöse Entwicklung von der Kindheit an durchgehe, glaube ich einige Spuren zu einer Erklärung finden zu können, die, wenn sie heute noch nicht zufriedenstellend ist, doch in der Zukunft sich vielleicht zu einer Theorie auswachsen kann. Meine ältesten Erinnerungen führen mich zu einer Zeit beständiger Furcht zurück. Mir war bange vor der Dunkelheit, vor dem Donner, vor meinen stärkeren Geschwistern, vor meinem Vater. Es schien mir immer, als schwebe ein grosses Dunkel vor mir, das wahrscheinlich nichts anderes war als das Unbekannte im Leben und vielleicht die Zukunft selbst.

Der erste Gott, das heisst Beschützer, den ich kannte, war meine Mutter. In ihre Arme flüchtete ich mich, wenn diese Panik vorm Dunkel mich überfiel. Sie tröstete mich, beruhigte mich, verband meine Wunden, lehrte mich die Ursachen für alle diese erschreckenden Wirkungen, die ich sah. Als ich aber etwas Verstand bekam, lehrte sie mich zu Gott beten. Es war abends, wenn ich mich niederlegte und das Licht gelöscht werden sollte. Sie lehrte mich, dass er über uns wache, wenn wir schlafen, und dass er alle bösen Mächte bekämpfen könne. Doch — hier schob sie wieder den Gott der Furcht und des Opfers ein — er beschütze nur die, die artig und gehorsam gegen ihre Eltern seien. Das letzte sprach mich weniger an und war unnötig, denn ich hatte vor meinem Vater Furcht genug, um nicht ungehorsam zu sein.

Seitdem betete ich stets des Abends, und ich schien von aussen eine ungeheure Ruhe zu holen, die ebenso stark war wie die, die meiner Mutter mir früher gegeben hatte. Aber des Morgens, wenn es heller Tag war, betete ich nicht, wahrscheinlich weil ich nicht mehr bange war.

Diese Gewohnheit zu beten hing mir lange an. Ich betete, als ich zur Schule ging, dass ich meine Aufgaben könne; ich betete auf dem Heimweg, dass ich gutes Mittagessen bekomme. Und konnte ich meine Aufgaben nicht und bekam ich schlechtes Mittagessen, so vergass ich zu kontrollieren; oder ich war bereits ein solcher Fatalist, dass ich glaubte, es sei Gottes Wille, mich nicht zu erhören; oder ich übersah den Misserfolg, um mir nicht für ein anderes Mal die Zuversicht, dass Gott mit mir sei, zu rauben.

Besonders erinnere ich mich an eine Gelegen-

heit, wo die Macht des Gebetes mir augenblicklich wirkend und unfehlbar erschien. Ich war acht Jahre und in Pension bei einem Küster auf dem Lande. Die Kirche lag gleich neben der Wohnstätte und stand im Sommer meist offen. Wir Jungen waren hineingelaufen, um zu spielen, und in meiner Wildheit war ich auf den gräflichen Kirchenstuhl geklettert und balancierte auf dem Gesangbuchbrett. Das Brett fällt mit lautem Gepolter herunter, und die Kameraden fliehen. Ich bin allein in der Kirche. Das Altargemälde erschreckte mich, und Christus sah so streng auf mich nieder; die Einsamkeit jagte mir Furcht ein; doch am meisten bangte mir vor dem abwesenden Grafen, dem Oberhaupt der Kirche und des Dorfes, dessen Stuhl ich zerbrochen hatte. Ich stand ganz ratlos da und zitterte am ganzen Körper, ohne zu wissen, was ich tun solle. Da klopft es in dem trockenen Holz der alten Kanzel; ich fahre zusammen und werfe mich auf den Boden der Kirche neben dem Altar nieder und bitte Gott, mir zu helfen, den Stuhl wieder heil zu machen. Gestärkt durch das Gebet, stehe ich auf; hebe das Brett auf, besichtige es ruhig; sehe, dass die Nägel noch daransitzen, und sehe ein, dass der Sache mit einem Hammer leicht zu helfen ist. Als ob ich einen Hammer bei mir hätte, ziehe ich einen Schuh aus, schlage damit die Nägel ein, und der Kirchenstuhl ist wieder heil.

Was war das? Die Furcht ging so weit, dass sie „den Mut des Feigen" hervorrief, und damit, da keine Flucht möglich war, kam die Besinnung oder der Verstand hervor. Ich kam zu mir selbst, wie es heisst, sammelte mich, fasste mich, und die Klugheit verjagte den augenblicklichen Wahnsinn, den der Schreck hervorgerufen hatte.

Doch das erklärt nicht die letzte Erscheinung, und davon ist nun die Rede. In meinen Gedanken von Gott hegte ich die Vorstellung von einem unendlich starken Mann, von dem ich durch das Gebet Kraft entlehnte. Eigen war es auch, dass ich nie zu dem schwachen, gepeinigten Christus betete, nicht einmal jetzt, als sein Bild am Altar hing. Vermutlich hielt ich ihn für ebenso hilflos wie mich selbst, und durch Mitleiden war mir nicht geholfen.

Mit wachsenden Kräften, mit dem Wissen von der Welt und mit einem grossen Freundeskreis als Stütze, verlor ich die Furcht, und damit hörte das Beten allmählich auf. Doch der Glaube an Gott war noch da, wenn er auch nach und nach zu einer atheistischen Voraussetzung verstummte, von der alles als Schlussfolgerung ausging. Er war ein philosophischer Begriff geworden. Mit dem Darwinismus wurde Gott für mich nicht aufgehoben, denn dass die Schöpfung sich nach bestimmten Gesetzen und in einer klaren Ordnung entwickelt habe, bestärkte im Gegenteil meinen Argwohn, dass ein Ordner und Gesetzgeber existiere. Wie wurde ich denn Atheist?

Nachdem ich bis zum sechsunddreissigsten Jahr gelebt hatte, als sei ich überzeugt, dass ein Leben nach diesem mir wiedergeben würde, worauf ich in diesem verzichtet; durchdrungen von der falschen Vorstellung, dass ich für die Menschheit arbeite, für andere, während ich für eine Partei strebte, befand ich mich mit Frau und zwei Kindern in einer Krisis, die so furchtbar war, dass ich nur den Tod vor uns sah. Alle Quellen waren erschöpft, jede Aussicht auf ein Wiedereintreten in die Gesellschaft und auf eine Stellung war zu Ende, und meine Kinder hatten nur als Erbe

einen verhassten Namen, der ihnen den Weg versperren würde; dass sie mich bald beerben würden, glaubte ich zu fühlen, denn meine Seelen- und Körperkräfte waren sehr heruntergekommen. Wie ich so vorm Tod stand, fühlte ich, dass es die Vernichtung sei, die sich näherte.

Doch ich musste einen grössern Fonds an Kraft besessen haben, als ich geglaubt, denn jetzt erhob sich meine Widerstandslust, und, statt Gott anzurufen, forderte ich den Tod zum Ringkampf heraus. Statt wie früher mich unfruchtbaren Grübeleien hinzugeben, blieb ich gleich bei dem Resultat stehen: wenn es einen Gott und ein Leben nach diesem gibt, so müssen sie ignoriert werden, denn so lange man seine Hoffnung auf etwas nach dem Tod setzt, versäumt man sein Leben, sein einziges Leben vielleicht. Ich wurde Atheist aus Pflicht, aus Notwendigkeit; damit hatte ich meine Schiffe verbrannt und musste hinaus aufs Land gehen, um zu streiten; einsam, ohne Freunde, ohne Stütze.

Und mit einer Kraft, die ich früher nicht gekannt hatte, auf mich selbst angewiesen, setze ich mich an den Schreibtisch und stelle mein Konto auf. Finde jetzt in der elften Stunde der Not, dass ich nicht allein grosse materielle Mittel habe, die ich vollständig vergessen, sondern auch ausstehende Forderungen, fertige Arbeiten, ja ungekündigtes Geld; die Gefahr hatte ich mir also nur eingebildet unter dem Einfluss der Nervenabspannung. Bei näherer Untersuchung entdecke ich, dass ich viele und starke Freunde habe und dass die Zukunft sich in vollem Licht zeigt. Darauf werfe ich mich für eine Zeit auf das Studium der Gegenwart, soweit sie Beziehung zu oder Einfluss auf mich hat; suche die Stel-

lung zu finden, in die Natur und Begabung mich rufen; entdecke die Ströme, die mich tragen können, statt wie früher die Ströme leiten zu wollen. Und damit ist mein Fahrzeug vom Schiffbruch gerettet!

Für einen alten Theisten war der leere Raum nach Gott zuerst unheimlich, besonders während die Krisis dauerte; unheimlicher aber waren doch vorher die zehn Jahre meines Lebens, als ich in der Erwartung, Gott werde mir Hilfe bringen und Gerechtigkeit widerfahren lassen, meine besten Jahre verrinnen ließ. Doch der leere Raum füllte sich bald mit einem ungeheuer grossen Material, das die Sorge für die Anforderungen des Lebens sammelte, und ich fand nach dem Verlauf einiger Jahre, dass ich nun erst meine Manneskraft gewonnen hatte, die nun stets verfügbar war; aus einem Wehrlosen, Regellosen, Feigen wurde ich ein stets bewaffneter Kämpe, der man sein muß im Kampf des Lebens. Darum wurde der Atheismus meine neue Religion, und wenn ich jetzt am Krankenbett des Kindes, im Schlaf überrascht, der meine Kräfte gelähmt, zum Gebet griff, so geschah es unter den Umständen, die ich oben angeführt habe. Wäre ich am Tage gerufen worden, zumal morgens, da ich bei voller Körperkraft bin, hätte ich nie zu diesem Mittel gegriffen; und so glaube ich, dass das Gebet nicht dem Kind geholfen hat, sondern mir.

Wie konnte es mir helfen? Und was ist die physiko-psychologische Formel des Gebets? Wenn ich Pantheist wäre, würde ich die Erklärung wagen, dass das Individuum dadurch, dass es aus sich selbst herausgeht, aus der Weltseele Kraft holt und wie Archimedes den Punkt aufsucht, mit dem es die Welt bewegt und der nur ausser-

halb liegen kann. Aber das ist nur Metaphysik.

Alle Völker haben das Gebet gebraucht, mit oder ohne Opfer, und haben es wirksam gefunden, indem es den Mut und damit die Kraft erhöhte. Seine Wirkung auf das Subjekt ist also eine historische und wirkliche Tatsache. Doch je schwächer und niedriger das Individuum ist, desto stärker ist es im Gebet. Sollte nun, physiologisch genommen, das niedrigstehende Individuum, das meist noch von der unbewussten Reflextätigkeit des Spinalsystems gelenkt wird, durch dieses Aussichherausgehen sich nur zu der bewussten des Zerebralsystems erheben; und Nachdenken, Ruhe und Selbstbeherrschung die Spukbilder der Furcht überwinden?

In der Nacht, als mein Gehirn leer war und mein Bewusstsein halb erloschen, kam es mir vor, als wenn ich — indem ich meine Gedanken auf etwas Eingebildetes „ausserhalb" richtete und das Gedächtnis anstrengte, um vergessene Worte zurückzurufen — das Blut wieder in das Organ des Bewusstseins hinaufgetrieben hätte, das so seine Kraft wiederbekam und alle Nervenströme in Bewegung setzte. Als meine Frau mir zu beten befahl und ich gehorchte, war dies nur eine Reflexbewegung von meiner Seite; dass ich aber nachher nicht an die Macht des Gebets, Gott zu einem Wunder bewegen zu können, glaubte, zeigt, dass ich dann den vollen Gebrauch meines Bewusstseins und die Fähigkeit, die niedrigen Nervenzentren zu beherrschen, wiedererlangt hatte. Dies ist eine physiologische Erfahrung, die wenigstens den ketzerischen Erklärungen an die Seite gestellt werden kann, die das Lazarett von den Stigmatisierungen der Heiligen gegeben hat.

(Ich träumte eines Nachts, ein Falke liesse sich auf meine linke Hand nieder und schlüge die Hinterkralle in die Innenseite der Hand. Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich noch den Schmerz und fühlte ihn weit bis in den Vormittag hinein. Hier gab es zwei Erklärungsgründe: entweder hatte ein Nagel im Bett oder eine Nadel in den Decken mich gestochen, und ich im Schlaf die Ursache gesucht, vielleicht mich im Traum in einer Landschaft befunden, Vögel gesehen und also die Ursache in den Falken verlegt; oder der eingebildete Schmerz war aus dem Auftreten des Falken im Traum und dem geträumten Schlag seiner Krallen entstanden. Im letzten Falle lag eine Stigmatisierungserscheinung im kleinen vor.)

Psychologisch könnte die Sache einfacher erscheinen. Ich bitte um Hilfe; glaube oder bilde mir ein, zu glauben, mir sei geholfen, und die Kraft kehrt mit der Hoffnung zurück.

Ich bitte jemand um einen Dienst. Er sagt nein! Ich liege geschlagen da. Aber antwortet er ausweichend, weder ja noch nein, dann verlockt mich mein Optimismus, auf sein Ja zu hoffen; mit der Hoffnung bekomme ich Mut, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, und ich habe seine Hilfe genossen, auch wenn er mir niemals geholfen hat.

Darum sagt auch die Schrift sehr richtig, man muss glauben, um erhört zu werden. Doch der Glaube ist nichts anderes als eine Konzentrierung des Wunsches und Verlangens, bis zum bewussten Willen gesteigert; und das Wollen ist die grösste Äusserung der Nervenbewegung und ruft darum die höchste Kraft zu seiner Verfügung. Sollte das Gebet also nichts anderes sein, als dass das Bewusstsein alle zu Gebote stehenden Kräfte auf

einen Punkt sammelt, so ist das nur eine Umschreibung der Erklärung des Gläubigen; denn die Natur hat sich bisher am herrlichsten und grössten in dem wunderbaren Kraftquell offenbart, den die Krone der Schöpfung zuhöchst unter der Wölbung des Scheitels trägt und aus dem sie dann und wann Macht holt, um die Erde aus ihrem Dunkel zu heben oder den Blitz vom Himmel zu reissen.

(Geschrieben 1886 in Lindau am Bodensee; also zwei Jahre vorm Erscheinen des Werkes „Der Hypnotismus und die Religionen", Paris 1888.)

## 20

## Nemesis divina

(1886)

Der berühmte Linné hinterliess ein Manuskript über die Nemesis divina, aus dem Auszüge erst in unsern Tagen gedruckt sind. Aus diesen geht hervor, dass der grosse Naturforscher glaubte, dass ein Gott unmittelbar in die Geschicke der Menschen eingreift. Er glaubt auch, dass derselbe Gott bereits in diesem Leben den Schuldigen straft, wenn auch erst an den Kindern im dritten oder vierten Glied. Um diese seine Lehre von der Nemesis zu bekräftigen, führt er eine grosse Menge Fälle an, die er während seines langen Lebens beobachtet hat; und es ist nicht zu leugnen, dass die Lektüre dieses Protokolls über die Verhandlungen der göttlichen Gerechtigkeit einen starken Eindruck auf den Leser macht.

Wie alle hervorragenden Persönlichkeiten, die nach manchen Kämpfen zu den ehrenvollen Stellen des Lebens hinaufgekommen sind und verwundert auf die überwundenen Schwierigkeiten zurückblicken, so kam auch Linné auf den Gedanken, er stehe unter dem mächtigen und besondern Schutz eines Gottes. Aus diesem Vordersatz zog er die Schlussfolgerung, dass derselbe Gott, der ihn schütze, auch seine Feinde niedermachen müsse.

Dieser Glaube, der allgemein verbreitet ist, muss, wie alles andere, eine natürliche Ursache haben, wenn auch der Erklärungsgrund etwas näher gesucht werden muss, als wo Linné ihn suchte. Um einen Versuch zu machen, will ich ihn in den Umständen des Lebens selbst und in der eignen Grundbeschaffenheit der Seele suchen.

Ein Mensch, der die Mittagshöhe des Lebens erreicht hat, Weib und Kind, eine gute Stellung und Aussicht auf Versorgung besitzt, findet das ganz einfach und so, wie es sein soll; vielleicht ist er sogar noch unzufrieden mit seinem Los, wünschte es besser. Und doch ist all das ganz einfach ein Wunder. Ein Wunder, dass er nicht auch unter den zwanzig Prozent Kindern war, die vor dem ersten Jahr sterben; ein Wunder, dass er vierzig Jahre erreicht hat, da die mittlere Lebenslänge zweiunddreissig Jahre ist; ein Wunder, dass er nicht unter den zweieinhalb Millionen Unverheirateten blieb (bei einer Bevölkerung von vier Millionen); ein Wunder, dass er die Stelle bekam, die so viele Tausend suchten; ein Wunder, dass sein Weib die Kindbetten überlebt hat, da an fünfhundert Frauen jährlich in Kindesnöten sterben; ein Wunder, dass keines von seinen Kindern gestorben ist. Wahrlich ein Wunder, dass er von zwölf Geschwistern stärker war

als die fünf, die starben; dass er mehr Glück hatte, der Cholera, den Pocken, dem Scharlach zu entgehen; dass seine Eltern ihm eine abhärtende Erziehung gaben und dass sein Vater zeitig einsah, nach welcher Richtung seine Begabung neigte, so dass er seine Kräfte nicht in einer Laufbahn abzunutzen brauchte, die nicht für ihn passte; dass der Zufall ihm die rechte Gattin in den Weg führte, so dass er keine schwere Enttäuschung durchzumachen hatte, und seine Kinder stark und lebenslustig wurden.

Das Wunder beruhte also auf ererbten und erworbenen Eigenschaften, die glücklich waren für den Kampf; auf einer Reihe günstiger Umstände und einer ausgebildeten Fähigkeit, sich den bunten Verhältnissen des Lebens anzupassen.

Jeder Mensch sieht bloss seinen Regenbogen und ist selbst der Mittelpunkt darin. So auch jedes Individuum in seinem Leben. Man sieht bloss den leuchtenden siebenfarbigen Bogen, der sein Dasein nur durch das Dasein des betrachtenden Auges hat; aber das blendende Farbenspiel kann ohne eine dunkle Wolke als Hintergrund auch nicht sichtbar werden. Und die schwarze Wolke, das ist der Tod und Untergang „der andern", ohne deren Verschwinden „ich" nicht existierte. Wären sie nicht in die Sterblichkeitsziffer aufgegangen, so hätte ich es tun müssen, denn der Drache der Sterblichkeitsziffer muss jährlich seine Anzahl Opfer haben, bis ein Sankt Georg sich einzufinden geruht; was er noch nicht getan hat.

Wenn ich bei bald vollendeten vierzig Jahren einen Augenblick stehen bleibe und auf die während des Weges Gestürzten zurückblicke, so sehe ich ein furchtbares Schlachtfeld, und würde mit einer andern Weltanschauung leicht auf den Ge-

danken gekommen sein, dass meine geringe Person unter dem unmittelbaren Schutz eines Gottes steht; und ich glaube doch nicht, traurigere Erfahrungen als andere gemacht, nicht grösseres Unglück als andere erlebt zu haben, sondern nur mehr Mut zu besitzen, in der Erinnerung die Leichen aufzusuchen.

Ich sehe vier Geschwister in ihren kleinen Särgen; sehe Vater und Mutter tot; Vaterschwester, Vaterbruder, Cousinen, Mutterbruder, Grossmutter tot. Die Jungen starben, weil sie zu jung waren, und die Alten ganz natürlich, weil sie alt waren. Meine Mutter nach zwölf Kindbetten und mein Vater nach vollendeten vierundsiebenzig Jahren, also ganz natürlich.

Ich erinnere mich innerhalb der Familie an mehrere Konkurse (weil meine Familie die eines Kaufmannes war und Konkurse unter Kaufleuten ganz gewöhnlich sind), an aufgehobene Verlobungen (äusserst gewöhnlich), unglückliche Liebe, religiöse Grübeleien, Schismen zwischen Eltern und Kindern, Uneinigkeit zwischen Geschwistern, ungern gelittene Heiraten, schlechte Zeiten, Krankheiten — alles vollständig normale Verhältnisse.

Von meinen ersten Lehrern in der Schule hat sich einer erhängt, vier sind wahnsinnig geworden, zwei an Schwindsucht gestorben, einige verkommen und verschwunden, und wahrscheinlich noch mehr ohne mein Wissen aus der Welt gegangen.

Von den hundert Schulkameraden, die ich gehabt hatte, sind viele tot, einer am Galgen, einige im Gefängnis, mehrere vollständig verunglückt, einige noch auf den Strassen als Arbeiter oder noch Geringeres zu sehen.

Ich habe noch eine Photographie aus der Gymnasialzeit, auf der ich zusammen mit vier Jugend-

freunden abgebildet bin. Von diesen vier sind drei tot. Einer starb als Kandidat der Medizin auf einem Kriegsschiff (und grüsste mich während der letzten Jahre nicht, weil wir uns fremd geworden waren); einer starb als Lizentiat, einer als Assistent, alle vor dem fünfunddreissigsten Jahr.

Von zwanzig Studiengenossen, die von derselben Lehranstalt ausgingen, sind wenigstens acht tot, einige verunglückt, und vielleicht nur noch fünf kennen mich. Und wir haben doch jahrelang als Jünglinge Lust und Leid geteilt, denselben Kampf bestanden, auf demselben Studentenschmaus uns umarmt, in demselben Quartett gesungen.

So ist das Leben; ich habe es nicht so gemacht, und ich habe gelernt, über das Unvermeidliche nicht zu trauern, denn ich bin nicht Hypochonder, obgleich ich Pessimist genannt werde.

Könnte ich mich all der Ammen, Mägde, Knechte, Buchhalter erinnern, die in meinem Elternhaus mir in den Gesichtskreis gekommen sind, so würde der Hintergrund noch dunkler; einige wegen Diebstahls verabschiedet, andere in traurigen Krankheiten verkommen, wieder andere zu betrübenden Gewerben gesunken. Legion sind sie, denn „da unten" ist der Kampf härter, die Versuchung grösser und die Fallhöhe kürzer. Also ganz natürlich!

Das war der dunkle Hintergrund. Ändern wir nun den Gesichtspunkt und nehmen wir an, wir könnten andrer Regenbogen sehen.

Ich sehe jetzt nicht mehr die kleinen Leichen von toten Geschwistern; ich sehe sie lebend, gesund, vergnügt, einige sogar auf Stellen im Leben, die vielfältig die Hoffnungen ihrer Jugendträume übertroffen haben; glücklich verheiratet, mit kräf-

tigen Kindern. Sehe noch weiter zurück in die Vergangenheit; ein gewissenhafter, friedliebender Vater, der ein stilles Familienleben mit Blumen und Musik lebt; ein Heim mit vielen Freunden, viel Jugend, altmodischen Vergnügungen, Tanz und Spiel; sehe zahlreiche Verwandte mit grossen schönen (ungewöhnlichen) Zügen von aufopfernder Geschwisterliebe, sohnlicher Ehrerbietung, töchterlicher Liebe; glückliche (selten glückliche) Ehen; steigender Wohlstand auf alten Ruin, Reichtum sogar auf einigen Seiten; gute Natur, gute Gesundheit, grosses bürgerliches Ansehen, aufgerichtete Erinnerung, Fest auf dem Kirchhof, Büste auf dem Grab und die Medaille der Akademie der Wissenschaften, wenn auch erst fünfundzwanzig Jahre nach dem Tod.

Und unter den Lehrern sehe ich damalige arme Kollegen heute als Rektoren, Oberlehrer sitzen, mit Namen und Ansehen, einige sowohl glücklich wie reich verheiratet.

Und unter den Schulkameraden zwei Minister, ein Pastor primarius; Bureauchefs, Aktuare, Professoren, berühmte Künstler, Schriftsteller von Rang, ein glänzender Schauspieler, Ärzte mit Praxis und eignem Haus, ein Weltumsegler mit Mitgliedschaft und Orden.

Mit einem Wort: das Leben ist ganz so schwer, wie die Pessimisten es schildern sollen, und das Leben ist ganz so leicht, wie die Optimisten es schildern. Ein Entweder — Oder zu setzen, ein entweder schwarz oder weiss, ist nur ein logisches Duseln, denn das Leben ist sowohl das eine wie das andere.

Der Fehler beim Optimisten wie beim Pessimisten ist, dass jeder sein Gedankeninstrument monoman arbeiten lässt, so dass nur das eine

oder das andere ausgewählt und gesammelt wird. Das ist ein nicht ungewöhnliches Verfahren beim wissenschaftlichen Beweis, besonders mit Gefahr beim historischen Beweis angewandt: alle Fälle, die dafür beweisen, werden gesammelt und angeführt, aber alle Tatsachen, die dagegen beweisen könnten, ausgelassen. Weshalb es auch kaum eine wissenschaftliche Arbeit gibt, die man nicht der Kritik und dem Beweis des Gegenteils unterwerfen könnte.

Ein anderer ebenso gefährlicher und noch gewöhnlicherer Fehler in der Schlussfolgerung ist es, Tatsachen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, die nur in der Zeit aufeinander folgen. Wenn jemand mich eine schlechte Handlung begehen sieht, die vom Gesetz unbestraft bleibt, und es mir dann schlimm ergeht, so hält der interessierte Betrachter mein Unglück gern für eine Folge der begangenen schlechten Handlung, und dann ist das Nemesisgedicht fertig. Post non propter — infolge nach, aber nicht infolge von!

Dieser Mangel im Denkvermögen hat allen Aberglauben in Wissenschaft, Geschichte, Philosophie und Religion hervorgerufen. Der Kranke bekommt ein Heilmittel und wird gesund; also war es das Heilmittel, das ihn kurierte, sagt man, wenn es auch nicht bewiesen ist, dass der Kranke nicht doch gesund geworden wäre.

Schwester Gisela lag im Krampf, betete zur Madonna, und der Krampf hörte auf; also hat das Gebet zur Madonna geholfen, wenn es auch die Erschöpfung der Nerven gewesen sein kann, welche die Spannung nicht länger aufrecht zu erhalten vermochten.

Aus dieser Fehlerquelle ist der Glaube an Gespenster, schlechte Baustellen, weisse Frauen und weisse Pferde entsprungen; und es ist ganz sicher, dass vieles, das in unsern Tagen der Erblichkeit zugeschrieben wird, seitdem die Darwinmonomanie epidemisch geworden ist, nur ein post non propter ist. So wird in Ibsens „Gespenstern" vom Sohn eine Handlung wiederholt, die vom Vater begangen war, die aber wahrscheinlich von allen normal ausgebildeten Söhnen aller Zeiten wiederholt wird.

In einem Haus, wo jedes Jahr viele Menschen ein- und ausziehen, müsste ein Beobachter im Lauf eines Menschenalters, wenn er alle Todesfälle, Krankheiten, Unglücke sammelte, finden, dass das Haus unter einem Fluch steht und eine sogenannte „schlechte Baustelle" hat. Aber wir, die wir so oft von Haus zu Haus ziehen, können seine Geschicke nicht so lange verfolgen, darum merken wir es nur, wenn wir längere Zeit Gelegenheit haben, seine verschiedenen Reihen von Mietern zu beobachten.

Ich hatte fünfundzwanzig Jahre lang Gelegenheit, die Geschicke eines Hauses und seiner Bewohner zu verfolgen, und wenn ich alles Elend, das ich da sah, zusammenstelle, könnte ich, gleich meinen weiblichen Verwandten und unter andern Gesichtspunkten, leicht den Glauben teilen, ein „Fluch" habe auf dem Haus gelegen.

Als wir 1857 dahin kamen, hatte der Wirt eben Konkurs gemacht, und ein Stock war von einem Wahnsinnigen bewohnt. Das Grundstück wurde gleich darauf von einem halbruinierten Landwirt gekauft, der krank und närrisch war und unter traurigen Familienverhältnissen litt. Darauf wurde es von einem Mietskutscher gekauft, einem reichen

Mann, der schöne Lebensgewohnheiten hatte, Musik liebte und selbst an den klassischen Violinquartetten teilnahm, zu denen häufig Künstler in sein Haus geladen wurden. Darauf folgte Konkurs und Todesfall. Die früher reiche Frau machte eine Kneipe auf; der Sohn wurde Gardist, und die Tochter Kellnerin.

Darauf wurde das Grundstück an einen Fabrikbesitzer vom Lande verkauft. Er war Hypochonder und wurde für geistesgestört gehalten; die Familienverhältnisse waren traurig. Von den vielen Kindern gingen einige unter, einige starben, die Mutter starb; das Vermögen wurde vergeudet, und der reiche Mann verkam schliesslich.

Dann kam ein reicher Brauer. Der hielt ein grosses Haus; suchte feinen Umgang; gab seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung; benahm sich selbst exemplarisch. Es war ein gutes und wackeres Bürgerhaus. Doch zwei Söhne waren verstossen, draussen in der Welt als Seeleute, ohne Nachrichten über sich zu geben; die Frau des Hauses war krank; die Töchter krank; und dann kam religiöse Grübelei, unglückliche Liebe, ungern gelittene Heirat, Todesfall, Irrenhaus und Selbstmord. Alles schloss mit Ruin, und der stattliche alte Bürger musste eine Buchhalterstelle bei einem früheren Freund annehmen.

Diese wohlgeborgene, geachtete, gebildete Familie durch das Unglück vollständig geplündert werden sehen, war, als werde Niobe mit ihren Kindern von den Pfeilen des rächenden Apollo niedergeschossen. Ungewöhnlich grossgewachsene, hübsche, loyale Menschen, schienen sie (mythologisch gesprochen) sich den Neid der Götter zugezogen zu haben und wurden fortgeholt, einer

nach dem andern, bis sie in zehn Jahren alle aus der Welt waren.

Darauf zog ein gemütskranker Bischof ein, und seitdem war ich nicht mehr dabei.

Doch während alles dessen hatte ich im selben Haus einen Bruder und meine Mutter verloren; hatte Familientrauer gehabt und Jugendstürme durchgemacht, wie sie wahrscheinlich die meisten Menschen durchmachen.

Was war es nun mit diesem Haus? Wahrscheinlich nichts anders als mit andern Häusern, bloss mit dem Unterschied, dass dieses seine Chronik bekommen hat. Oder war es schlimmer als andere? Vielleicht! Und in diesem Fall aus der einfachen Ursache, dass es ein kleines einstöckiges Haus war, einsam weit draussen in einer Vorstadt, an einer Avenue gelegen, ohne Nachbarhäuser, von einem ungeheuren Garten und einem grossen Park umgeben. Da man beobachtet hat, wie Menschen, die Wunden haben, soziale, wirtschaftliche, die grossen Menschenhaufen fliehen und Abgeschiedenheit und Natur suchen, könnte man vielleicht zu dem Schluss kommen, dass alle diese aus einer gewissen Notwendigkeit das abgeschiedene kleine Haus gesucht haben, um sich darin zu verbergen. Sie waren alle vorher verwundet, aber verbargen sich gerade darum, und was wir anderen sahen, war nur der Todeskampf. Man legt ja Irrenhäuser und Lazarette hinaus vor die Städte; dies wurde ein „Irrenhaus", weil es so still lag. (Jetzt ist es wirklich ein Waisenhaus geworden).

Doch es war nicht nur so und nicht immer so. Manch andrer könnte die weisse Chronik des Hauses schreiben, und ich selbst würde dabei vielleicht ein begeisterter Mitarbeiter sein, denn

auf diesem Besitztum mit seinen hundert Apfelbäumen, seinen weissen Birken, riesengrossen Faulbäumen habe ich auch rosenrote Jugendtage erlebt; und ich weiss ein verheiratetes Paar, jetzt alt, das sicher das abgeschiedene Gebäude nicht sehen kann, ohne aufs neue jung zu werden, denn dort war es, wo sie sich zum erstenmal trafen; und sie sind noch heute überzeugt, dass dort ein guter Hausgeist wohnte, wenn auch Niobe und ihre Kinder gewiss waren, dass dort nur ein böser regierte!

Nach diesen Vorbereitungen gehen wir an das Problem von der Nemesis, das nun ohne grössere Schwierigkeiten mit den gewonnenen Formeln gelöst werden kann, und mit grösster Leichtigkeit gelöst wird, wenn man, wie vorher, sein Ich als Mittelpunkt setzt.

Ein Mensch, der kämpfend gegen eine Mehrheit auftritt, ruft natürlich Feinde hervor. Ist der Herausfordernde stark und seine Partei zahlreich genug, den Kampf bestehen zu können, so wird der Sieger, auch wenn er selbst schwer verwundet ist, nach einiger Zeit Erschlagene und Verwundete unter seinen Feinden zählen können. Ist er daneben vermessen genug, seine Sache für heilig anzusehen, und ein wenig scharfsinnig, so wird er glauben, dass eine strafende oder rächende Macht seine „heilige" Sache beschützt und die Feinde zunichte gemacht habe, besonders, wenn sie ohne sein direktes Zutun gefallen sind.

Von jeder solchen Erklärung, die an das Eingreifen einer höheren Macht appelliert, absehend, will ich doch mit Beispielen zeigen, wie leicht ein solcher Aberglaube entstehen kann, indem man einseitig verfährt, wenn man Tatsachen

sammelt, und besonders wenn man aus diesen mittels des falschen ursächlichen Zusammenhanges Konsequenzen zieht.

Nach einer vierjährigen literarisch-sozialpolitischen Fehde von recht unbestimmten Proportionen habe ich einen Überblick über das Schlachtfeld getan und sehe da so viele tote Feinde, dass das Leben mir unheimlich wird. Denn ich kann leicht ausrechnen, dass dasselbe Geschick sehr bald und mit grosser Wahrscheinlichkeit mich treffen kann.

Der erste, der Urfeind, der eine einbringende Zeitung hatte, wurde von einem zufälligen Sieg zu einem grösseren Unternehmen verlockt, das ihn ruinierte. Möglich, dass ich sein Ansehen geschädigt und ihn lächerlich gemacht hatte, so dass sein Wort nicht mehr denselben Wert wie früher besass.

Der zweite Feind war eine ganz grosse Zeitungsredaktion, die grobes Geschütz auffuhr. Es kam zur Palastrevolution und die ganze Truppe wurde zerstreut. Einer, der feindseligste, endete im Irrenhaus; ein anderer starb am Schlag in einer Kneipe; ein dritter, der zwölf Jahre gegen mich kämpfte, verschwand.

Ein Literat, der mir den Untergang geschworen, starb plötzlich innerhalb Jahr und Tag nach einem Erfolg, den er vergebens zu verhindern gesucht. Ein anderer wurde degradiert; ein weiterer starb.

Ein geachteter Schriftsteller, der ein Schmähstück geschrieben, starb; ein anderer wurde beim selben löblichen Vorhaben durch ein Theaterunternehmen ruiniert, und hatte gleich darauf ein glänzendes Fiasko, das sein Ansehen stürzte. Mein mächtigster, aber hinterlistigster Feind starb an einer schlimmen Krankheit.

Von einer Gesellschaft, die ein drittes Schmähstück verfasste und spielte, starb der eine, der Verfasser; der andere wurde schimpflich aus seiner Stellung verabschiedet, erlitt Fiasko und musste entehrt ins Ausland reisen. Von den andern weiss ich nichts.

Der Verfasser eines Schmähgedichtes starb ein Jahr darauf. Ein Zeitungsredakteur wurde entlassen und seine Waffenträger degradiert und vor die Tür gesetzt.

So viel habe ich in Erfahrung gebracht. Im Verlauf von vier Jahren also: sieben Tote, einer im Irrenhaus, sechs Verlorene.

In welchem Zusammenhang steht nun dies mit meiner Tätigkeit als Feind? Oder gibt es überhaupt einen Zusammenhang? Hier dürfte man am ehesten ein „Sowohl — Als auch" annehmen.

Einige waren durch meine Kriegsbewegungen in solches Drangsal und Ungemach gebracht worden, dass sie die Ruhe verloren, die im Kampf des Lebens notwendig ist. Andere hatten sich wohl über missglückte Angriffe gegrämt; wieder andere waren bereits dem Untergang anheimgefallen und einem Streit nicht mehr gewachsen; wieder andere hatten wohl nichts mehr zu verlieren und suchten darum eine leicht errungene Berühmtheit, indem sie einem bekannten Ketzer den Scheiterhaufen anzündeten; andere waren wohl bereits krank und wären in jedem Fall gestorben.

Wollte ich übrigens das Blatt umwenden und die siegenden Feinde zählen, so offenbart sich eine Nemesis zugunsten meiner Widersacher, die sie ebensogut gegen mich anführen könnten.

Ein Verleger bekam eine Medaille, weil er im rechten Augenblick die Ausgabe einer meiner Schriften hinderte; ein unbedeutender Literat

machte sich dadurch einen Namen, dass er mich schmähte; drei andere stiegen zu Redaktionsstellen hinauf; ein kleiner Poet wurde von der Akademie gelobt, weil er gegen mich schrieb; ein nicht beförderter Beamter erhielt einen Orden, weil er gegen die Religionsfreiheit auftrat, die ich verteidigte; meine Tätigkeit und meine Niederlagen gaben zwei grossen Zeitungen zu leben, die sonst nie gegangen wären; und die Reaktion, die ich bekämpft hatte, sammelte sich zum ersten Mal einig und siegte — vorläufig wenigstens.

Wollte der Feind ausserdem alle Verwundungen, alle Missgeschicke und Unglücksfälle, die mich getroffen haben, zählen, so würde sein Glaube an einen strafenden Gott noch mehr gestärkt.

Dieser strafende Gott oder die Nemesis hat also keinen andern Grund als all die andern Götter: die Furcht, und hier zunächst die Furcht vor den Folgen, dass man seinen Nächsten geschlagen hat, und daher das Bedürfnis, die Schuld von sich zu schieben. Sie selbst waren es, die mich schlugen; doch sie wagten nicht, die Verantwortung auf sich zu nehmen, denn man ist nie sicher, dass nicht ein Rückschlag kommt, und also mussten sie Gott die Schuld geben. (Vergleiche die Versöhnungslehre: alle seine Sünden auf Gott werfen.)

Rache ist die primitive Form von Strafe; Rache ist Selbstverteidigung; Rache ist das Verlangen, das Gleichgewicht in den Verhältnissen des Zusammenlebens wiederherzustellen. Alle Menschen wollen sich rächen, doch alle wagen es nicht, denn Rache wird auch gerächt. Um sich rächen zu können, ohne Widerrache zu riskieren, stellte man die Rache dem unverantwortlichen Richter anheim und taufte die gefährliche Handlung in

Strafe um. Die Strafe wurde also die verantwortungsfreie Rache; doch wo die Strafe ohne Gefahr nicht vollzogen werden konnte, stellte man die Sache Gott anheim, will sagen dem Zufall. Wurde der Unrechttuende nachher von einem Unglück getroffen, was man mit grosser Wahrscheinlichkeit voraussehen konnte, da die Unglücksprobabilität sehr hoch ist, so war die Rache ohne das Zutun des einzelnen oder des Richters geübt.

Wahrscheinlich trug auch die Furcht des Unrechttuenden vor der aufgeschobenen Strafe (das böse Gewissen) dazu bei, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, so dass er leichter durch das Missgeschick fiel, das er sonst vielleicht hätte vermeiden oder bekämpfen können.

Da ein direkter ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Unglück und der vorher begangenen Handlung nicht entdeckt werden konnte, erhielt der unlogische Verlauf den Namen Nemesis divina — göttliche Rache! Göttlich, wie alles Unlogische! 1886.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

# STRINDBERGS WERKE
## DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

*Unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet*

### ERSTE ABTEILUNG / DRAMEN

1. Bd. *Jugenddramen* (noch nicht erschienen).

2. Bd. *Romantische Dramen* (um 1880). Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit. Glückspeter. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

3. Bd. *Naturalistische Dramen* (um 1890). Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreiches. Geh. M. 9.—, geb M. 12.—.

4. Bd. *Elf Einakter* (um 1890): Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

5. Bd. *Nach Damaskus.* In 3 Teilen (um 1900): Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

6. Bd. *Rausch* (um 1900): *Totentanz.* 1. und 2. Teil. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

7. Bd. *Jahresfestspiele* (um 1900): Advent. Ostern. Mittsommer. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

8. Bd. *Märchenspiele. Ein Traumspiel* (um 1900): Die Kronbraut. Schwanenweiss. Ein Traumspiel. Geh. M. 7.-, geb. M. 10.-.

9. Bd. *Kammerspiele* (um 1910): Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

10. Bd. *Spiele in Versen* (um 1910): Abu Casems Pantoffeln. Fröhliche Weihnacht! Die grosse Landstrasse. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

11. Bd. *Meister Olof.* Erste Fassung in Prosa und letzte Fassung in Versen. Geh. M. 8.-, geb. M. 11.—.

12. Bd. *Königsdramen* (um 1900): Folkungersage. Gustav Wasa. Erich XIV. Königin Christine. Geh. M. 9.-, geb. M. 12.—.

13. Bd. *Deutsche Historien.* Gustav Adolf (Der 30jährige Krieg). Die Nachtigall von Wittenberg (Luther). Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—.

14. Bd. *Dramatische Charakteristiken* (um 1910): Engelbrecht. Karl XII. Gustav III. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

15. Bd. *Regentendramen* (noch nicht erschienen).

## ZWEITE ABTEILUNG / ROMANE

1. Bd. *Das rote Zimmer.* 1879. Roman. Geh. M. 10.-, geb. M. 13.-.
2. Bd. *Die Inselbauern.* 1887. Roman. Geh. M. 8.-, geb. M. 11.-.
3. Bd. *Am offnen Meer.* 1890. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Die gotischen Zimmer.* 1904. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Schwarze Fahnen.* Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. Roman. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

*Neue Ausgabe in Fraktur in fünf Bänden. Gesamtpreis geb. M. 50.—.*

## DRITTE ABTEILUNG / NOVELLEN

### DIE MODERNEN NOVELLEN

1. Bd. *Heiraten.* 1884. *Zwanzig Ehegeschichten:* Asra. Liebe und Brot. Musste. Ersatz. Reibungen. Unnatürliche Auslese. Reformversuch. Naturhindernis. Ein Puppenheim. Vogel Phönix. Romeo und Julia. Herbst. Fruchtbarkeit. Zwangsehe. Die verbrecherische Natur. Corinna. Ungetraut und getraut. Zweikampf. Seine Magd. Der Familienversorger. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—.
2. Bd. *Schweizer Novellen.* 1885. Inhalt: Neubau. Rückfall. Über den Wolken. Gewissensqual. Auf zur Sonne. Die Möwen. Der Kampf der Gehirne. Das Märchen vom Sankt Gotthard. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Das Inselmeer* (noch nicht erschienen).
4. Bd. *Märchen und Fabeln.* Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.
5. Bd. *Drei moderne Erzählungen.* 1906. Der Sündenbock. Richtfest. Quarantäne. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

### DIE HISTORISCHEN NOVELLEN

6. Bd. *Schwedische Schicksale und Abenteuer.* 1883. Inhalt: Veredelte Frucht. Ein Unwillkommener. Höhere Zwecke. Beschützer. Von gut und böse. Entwicklung. Paul und Peter. Neue Waffen. Ein Triumph. Ein Begräbnis. Herrn Bengts Frau. Der letzte Schuss. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Kleine historische Romane.* 1889. Tschandala. Eine Hexe. Die Insel der Seligen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Historische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Die ägyptische Knechtschaft. Der Halbkreis von Athen. Flaccus und Maro. Leontopolis. Das Lamm. Das wilde Tier. Apostata. Attila. Der Diener der Diener. Ismael. Eginhard an

Emma. Das tausendjährige Reich. Peter, der Eremit. Laokoon. Das Werkzeug. Old merry England. Der Weisse Berg. Der Grosse. Die sieben guten Jahre. Gerichtstage. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

9. Bd. *Schwedische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Starkodd. Hildur, die Opferbraut. Adelsö und Björkö. Wikingerleben. Der Jarl. Karl Ulfsson und seine Mutter. Die Geiseln. Gerichtsreise. Das Trauerspiel von Örbyhus. Apostata. Das Wasaerbe. In Bärwalde. Der König von Öland. Das Elefantengewölbe. Leichenwache. Der Strohmann. Eine königliche Revolution. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

## VIERTE ABTEILUNG / LEBENSGESCHICHTE

1. Bd. *Der Sohn einer Magd.* 1886. Geh. M. 11.25, geb. M. 15.75.

2. Bd. *Die Entwicklung einer Seele.* Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

3. Bd. *Die Beichte eines Toren.* 1888. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

4. Bd. *Inferno. Legenden.* 1897/98. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

5. Bd. *Entzweit. Einsam.* 1902/03. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

## FÜNFTE ABTEILUNG / GEDICHTE

*Ein Band Gedichte* (noch nicht erschienen).

## SECHSTE ABTEILUNG / WISSENSCHAFT

### DIE EINZELNEN WISSENSCHAFTEN (VORLÄUFIGE AUSWAHL)

1. Bd. *Unter französischen Bauern.* 1885. 1. Abteilung. Bauernleben in einem französischen Dorfe. 2. Abteilung. Autopsien und Interviews. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

2. Bd. *Blumenmalereien und Tierstücke, Schwedische Natur, Sylva Sylvarum* (bisher einzeln erschienen).

3. Bd. *Das Buch der Liebe.* Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

4. Bd. *Dramaturgie.* 1910. Die Kunst des Schauspielers. Das Intime Theater. Das historische Drama. Shakespeare. Faust. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

5. Bd. *Ein Blaubuch.* 1906. Die Synthese meines Lebens. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—.

6. Bd. *Ein neues Blaubuch.* Der Synthese meines Lebens zweiter Band. 1907. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—.

7. Bd. *Ein drittes Blaubuch* (in Vorbereitung).

Strindberg, A. i. e. J. A.
Strindbergs werke. Deu...
gabe. 4. abt., 2. bd. Die en...
einer seele

| NAME | DATE | NAME | DATE |
| --- | --- | --- | --- |
| Mrs. Milthaler | JUL 21 1924 | J. Bloch | |
| " | JUL 17 1925 | | |
| " | JUL 15 1928 | | |
| | JUL 28 1928 | | |
| | DEC 12 1930 | | |
| E. L. Sharp | OCT | | |
| Reinhardt | April 5, 38 | | |